Alcove
Case
Shelf
No.

Library of
Wellesley College.
NON MINISTRARI SED MINISTRARE.
Presented by
Mrs. E. S. Converse
No. 12393

Fanny Lewald's
gesammelte Werke.

Neue, von der Verfasserin veranstaltete, revidirte Ausgabe.

Siebenter Band:

Von Geschlecht zu Geschlecht.

IV.

Berlin, 1871.

Verlag von Otto Janke.

Von Geschlecht zu Geschlecht.

Roman in zwei Abtheilungen

von

Fanny Lewald.

Neue, von der Verfasserin veranstaltete, revidirte Ausgabe.

Vierter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1871.
Verlag von Otto Janke.

10393

PT
2423
L3V6
4

Zweite Abtheilung.

Der Emporkömmling.

10393.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

„Die Tage folgen einander und gleichen einander nicht!“ wiederholte sich der Freiherr, als er in seiner Reisekalesche einsam durch die tief verschneiten Haiden gen Osten nach seiner Heimath fuhr.

Er empfand das jetzt noch lebhafter, als es sich ihm bei seiner Reise durch Deutschland dargestellt hatte. Gerade sechs Jahre waren es her, seit er mit dem preußischen Contingente, am Ausgange des Winters, denselben Weg gegangen war; aber sie waren dahin, die jugendlichen Liebes- und Ruhmesträume, welche ihm damals die Brust geschwellt hatten. Ihm winkte jetzt nicht mehr das Wiedersehen mit seinem Vater, nicht mehr die Aussicht, mit seinen fröhlichen Kameraden in seiner Väter Schloß heitere Tage zu verleben, und Vittoria und ihren Sohn in Freuden zu umarmen. Er war noch jung genug, indeß die großen Ereignisse, die ungewöhnlichen Schicksalswechsel, die er an sich hatte vorüberziehen sehen und in denen er selbst betheiligt gewesen war, die Gefahren und Nöthen, die er überstanden, die Vorgänge in seiner Familie und namentlich die Erfahrungen, die sich ihm in Paris in den letzten Wochen und Monaten aufgedrängt hatten, machten, daß er sich älter, in der That weit älter dünkte. Dazu trat die Sorge jetzt nahe und näher an ihn heran.

So lange er in Frankreich gewesen war, hatte er sie wie eine ferne, weit entlegene Gebirgsreihe nur in unbestimmten

umrissen und nur gelegentlich vor sich gesehen. Jetzt, da er sich auf der altbekannten Straße wiederfand, da jede Station ihm eine halbvergessene Erinnerung wachrief, tauchte auch die ganze Kette seiner Sorgen immer deutlicher vor ihm empor, und er konnte, wohin er den Blick auch wendete, es nicht hindern, daß sie sich hoch und höher aufzuthürmen schienen, bis er sich endlich wie von ihnen umringt und seinen ganzen Horizont von ihnen in einer Weise eingeschlossen fühlte, daß es ihm jeden freien Ausblick hemmte und ihm den Athem einzuengen drohte.

Was ging ihm nicht alles durch den Kopf! — In diesem Gasthofe war er gewesen, als er mit seinen Eltern, in Begleitung der Herzogin, nach der Stadt gefahren war. Er erinnerte sich, wie man ihn in den Wagen der Herzogin gebracht hatte, damit die Mutter Ruhe hätte, und wie heiter sein Vater an dem Tage gewesen war. Vor jenem Kruge hatte man ihm auf der Rückreise zu trinken geben lassen, und der Krüger hatte nach der Frau Baronin gefragt, die unter Seba's Obhut mit dem Caplan in der Stadt schwer krank zurückgeblieben war. Nun lebten sie alle nicht mehr: nicht sein Vater, nicht seine Mutter, nicht der Caplan und nicht die Herzogin! Und wie ihm das auch weh that, sie konnte er nicht beklagen. Das Leben dünkte ihm kein so großes Glück. Brauchten sie alle es doch nicht zu hören, was er von Tremann und von dem Grafen hatte hören müssen! Er dachte mit einer zärtlichen Genugthuung daran, daß sie mit weniger beschwertem Sinne, als er, durch ihr Dasein gegangen waren, und daß nur er allein die Erbschaft ihrer Sorgen auf sich nehmen mußte. Sie hätten denselben zu stehen nicht mehr vermocht.

Vor dem Hause, vor welchem er auf seinem eiligen Ritte nach dem väterlichen Schlosse damals, als er seinem Regimente Quartier bestellen wollte, mit Steinert zusammengetroffen war, mußte er auch jetzt wieder verweilen. Man hatte die Post-

halterei dahin verlegt, es war die letzte Station, auf der er seine Pferde wechselte. Der Posthalter, der den jungen Freiherrn trotz der sechsjährigen Entfernung augenblicklich wiedererkannte, bewillkommte ihn mit lebhaftem Zuspruche. Wie vor sechs Jahren, hatte Renatus jedoch auch jetzt keine Neigung, darauf einzugehen. Jetzt wie damals fürchtete er, irgend welche ihm unwillkommene Berichte zu vernehmen, denn Gutes war ihm von Hause schon seit langer Zeit nicht mehr gekommen. Und sich wie Einer, der geschlafen hat und weiter zu schlafen denkt, tief in die Wagenecke zurücklehnend, befahl er, sobald die Pferde vorgelegt waren, weiter zu fahren.

Es war noch früh am Morgen, als das Schloß sich vor seinen Augen erhob. Die Stattlichkeit desselben freute ihn, da er es jetzt zum ersten Male als sein Eigenthum begrüßen sollte, aber seine Besitzesfreude war nicht rein. Wehmüthige Erinnerungen und schwere Sorgen warfen ihre trüben Schatten über sie.

Man hatte am verwichenen Tage die Kalesche des Freiherrn auf Kufen gesetzt und die Räder untergebunden, denn der Schnee lag hier noch auf dem ganzen Lande fest. Er reichte vor den niedrigen Häusern der Insassen bis an die halbverstiemten kleinen Fenster hinauf. Nun steckten aus den Thüren sich hier der Kopf einer Alten, dort ein paar Kindergesichter unter ihren dicken Pelzmützen hervor, als mit dem Schalle des Posthorns zugleich das Klingeln der Schlittenschellen ertönte, und der Schlitten, von den starken Gäulen fortgezogen, eilig durch das Dorf fuhr.

Die winterliche Einsamkeit, das Anschlagen der Hunde, das sich von Hof zu Hof fortsetzte, bis es aus dem Bereiche des Schlosses an des Freiherrn Ohr klang, hatten etwas Melancholisches für ihn, dem jetzt seit Jahren das belebte Treiben der heitersten aller Städte zu einer lieben Gewohnheit geworden war. Da er sich in Berlin so plötzlich zum Aufbruche entschlossen und auch seine Abreise von Paris schneller, als er es erwartet hatte,

gekommen war, konnte man hier in Richten natürlich auf seine Ankunft noch nicht vorbereitet sein.

Das eiserne Gitter in dem Hofthore war geschlossen, kein Laden in beiden Stockwerken geöffnet. Man hätte das Schloß für unbewohnt ansehen können, wäre nicht aus den Schloten der Rauch emporgestiegen.

Der Postillon ließ auf's Neue sein Horn erklingen, um Einlaß zu erhalten. Der Freiherr betrachtete während dessen, wie der graue Rauch, von der Sonne erhellt, an dem lebhaft gefärbten Himmel in graden, sich kräuselnden Säulen in die Höhe stieg, die Gegend, das Klima, sein Schloß und sein ganzer Zustand kamen ihm plötzlich so fremd, so wenig als zu ihm gehörend vor, daß er über die Gleichgültigkeit erschrak, mit der er, hier umherschauend, auf das Oeffnen seines Hauses wartete.

Der Bursche, der das Thor aufmachte, kannte den Freiherrn nicht. Er war noch ein Knabe gewesen, als Renatus fortgegangen war. Aber der Stallknecht, der hervorkam, riß voll freudiger Bestürzung seine Mütze von dem Kopfe und rief, während er sich mit den Händen gegen die Lenden schlug, dem Schlitten nachlaufend: Der Herr! Herr Jesus, unser junger, gnädiger Herr ist da! der Herr ist da!

Der Ruf brachte im Hofe Alles schnell in Bewegung. Der Kutscher, ein Paar der andern Leute eilten nach der Rampe. Die Thüre des Schlosses ward rasch aufgemacht, es kamen ein Diener, einige Mägde zum Vorschein, man umringte Renatus, man küßte ihm die Hände, aber es waren lauter fremde Gesichter. Nicht Einer von den Leuten, die früher im Schlosse gewesen waren, fand sich unter den Begrüßenden, so daß es dem Schloßherrn endlich eine wirkliche Erquickung war, als Vittoria's italienische Kammerfrau, ihr rothseidenes Tuch wie sonst um das dicke, schwarze Haar geschlungen, aus einem der unteren Zimmer zum Vorschein kam.

Wo ist die Signorina? fragte Renatus lebhaft, und der bloße Klang dieses einen Wortes erwärmte ihm das Herz.

Hier, Signor, hier! Im Bette! Sie schläft noch, aber sie wird glücklich sein über ein solches Erwecktwerden! Kommen Sie, kommen Sie, Herr Baron! Wie glücklich wird meine Signorina sein!

Die treue Seele ließ dem Freiherrn kaum die Zeit, sich seines Pelzes und seiner Reisestiefel zu entledigen; dann ihn mit sich fortziehend, öffnete sie die Thüre von Vittoria's Gemach und meldete mit ihrer starken, lauten Stimme: Signora, liebe Herrin, unser Herr ist da! Unser junger Herr, unser Herr Baron!

Das Feuer brannte hell im Kamine, Gaetana riß die Fensterläden auf, daß die emporkommende Sonne durch die gefrorenen Scheiben blendend hell hineinschien, und von dem grellen Lichte schnell erweckt, richtete Vittoria sich auf ihrem Lager rasch empor, sah den Eintretenden mit ihren mächtigen Augen voll Erstaunen an und rief dann, ihm ihre Arme entgegenbreitend: Renatus, lieber Renatus, mein Sohn, mein Freund! Aber welche Freude, aber welch ein Glück!

Sie konnte sich nicht genug thun. Er hatte sich zu ihr niedergebeugt, sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn wieder und wieder.

Wie Du schön geworden bist, wie groß, wie stark! sagte sie Mal auf Mal, und wenn sie ihn von sich entfernt hatte, als könne sie ihn nun besser betrachten, so zog sie ihn wieder zu sich heran, um ihn auf's Neue zu umarmen. Plötzlich aber brachen ihre Thränen gewaltsam hervor, und die Augen verhüllend, sprach sie: Ich glaubte, ich sei alt, sehr alt! Aber nur ein Bißchen Hoffnung, nur ein Sonnenstrahl des Glückes, und das Leben und die Jugend sind wieder da! — O, ich bin jung wie Du, seit ich Dich wiedersehe!

Ehe er es hindern konnte, hatte sie in der Freude seines Herzens seine Hand ergriffen und an ihre Lippen gedrückt. Ihre Warmherzigkeit, die Rückhaltlosigkeit, mit welcher sie sich an ihre Empfindung hingab, bezauberten Renatus, und wie ihr in der lebhaften Bewegung das seidene Tuch vom Haupte glitt, daß die Fülle ihres schwarzen Haares sie und ihr volles, marmorfarbiges Gesicht umfloß, übte auch ihre Schönheit den alten, lieben Reiz auf ihren Stiefsohn aus.

Sie fragte nach seinem Ergehen, aber sie fragte, wie es die Weise ihres phantastischen Sinnes war, bald nach Diesem, bald nach Jenem. Er sollte erzählen, und doch war sie es, die ihm erzählte, wie traurig, wie verlassen sie hier im Schlosse lebe, wie schön Valerio geworden sei, wie sie es hier gar nicht ertragen haben würde, hätte sie Valerio und Cäcilie nicht gehabt, hätte sie sich nicht damit getröstet, daß Renatus wiederkommen und seiner armen, kleinen Mutter das Leben wieder leicht und lieblich machen werde. Nur des Freiherrn, ihres verstorbenen Gatten, erwähnte sie mit keinem Worte, und Renatus mochte ihre Freude durch keine schmerzliche Erinnerung stören. Es fiel ihr gar nicht ein, daß Jemand, der von einer Reise kommt, ein Verlangen nach Nahrung oder den Wunsch hegen könne, sich umzukleiden. Sie dachte nicht daran, daß er von der mehrtägigen Fahrt ermüdet sein müsse; selbst daß sie aufstehen und sich ankleiden lassen könne, kam ihr nicht in den Sinn. Sie war froh und glücklich, sie war immer noch die alte Vittoria, die im Augenblicke ihre Welt zu finden wußte, und wie sonst riß sie Renatus mit sich fort, daß er sich fröhlich und erquickt in ihrer Nähe fühlte.

Mit einem Male jedoch erhob er sich von dem Sessel, auf welchem er vor Vittoria's Lager Platz genommen hatte, und sich selber scheltend, sprach er: Aber ich sitze hier bei Dir, Signorina, und ich muß zu meiner Braut, zu Hildegard!

Das ist wahr! so geh', so eile! Sie wird sich freuen, die

gute Hildegard! Aber sie ist immer unwohl, immer unwohl, die gute Hildegard! entgegnete Vittoria.

Auf seine Frage, was seiner Verlobten fehle, fügte die Baronin hinzu, Hildegard habe den Schnupfen, immer den Schnupfen, sie sei immer erkältet und leide, wie sie sage, an den Nerven. Sie behaupte, die Sehnsucht habe sie krank gemacht. Nun aber sei er ja da, nun also werde sie genesen.

Renatus konnte den Spott in den Worten seiner Stiefmutter nicht überhören, indeß er mochte sich nicht gleich in dieser Stunde mit den kleinen Mißhelligkeiten und Eifersüchteleien befassen, deren Aeußerungen er in jedem Briefe gefunden, welchen er von Hause erhalten hatte, und schnell die Treppe und den langen Korridor hinaufgehend, folgte er dem Diener, der ihn bei der Gräfin ansagen sollte, während er selbst in seine Zimmer zu gehen und sich nach der langen Fahrt umzukleiden wünschte, ehe er vor seiner Braut erschien. Er hatte jedoch den Korridor noch nicht verlassen, als eine in Bewegung bebende Stimme die Worte ausrief: Wo ist er? Ach, wo ist er? Und da er, diese Stimme erkennend, sich umwendete, eilte Hildegard mit ausgebreiteten Armen, den Kopf wie in einer Verzückung erhoben, auf ihn zu und drückte ihn stumm und sprachlos, als wolle sie ihn nicht mehr lassen, an ihr Herz.

Die Mutter, die Schwester waren ihr auf dem Fuße gefolgt, der Diener stand dabei, das Kammermädchen, welches den Frauen einige Kleidungsstücke zuzutragen hatte, kam ebenfalls den Gang herauf, und wenn diese Begegnung in dem kalten Vorsaale, im Beisein einer ihm fremden Dienerschaft, schon nicht nach dem Wunsche des jungen Freiherrn war, so lag in dem Wesen, in dem Tone, ja, selbst in der gewaltsamen Innigkeit, mit welcher seine Braut ihn umarmte, etwas, das, statt ihn zu erwärmen, ihn erkältete, weil es ihn unwillkürlich von sich selber abzog und ihn zum Beobachten nöthigte, wo er sich einer ein-

facheren Ausdrucksweise der Empfindung arglos und willig hingegeben haben würde.

Fasse Dich, liebe Hildegard, fasse Dich! mußte er sie zu wiederholten Malen ermahnen; aber sie schüttelte stumm und immer noch sprachlos das Haupt, und Renatus war endlich genöthigt, sie mit sanfter Gewalt von seinem Herzen aufzuheben, um die Mutter, um Cäcilie begrüßen und Hildegard in das Zimmer geleiten zu können, wohin die Andern ihnen folgten.

Die Gräfin hatte sich, weil sie in dem fremden Hause so wenig als möglich an dem Bestehenden zu ändern gewünscht, als sie nach Richten gezogen war, in dem sogenannten Fremdenflügel niedergelassen, der einst von der Herzogin bewohnt worden war. Hieher hatte sie ihre Möbel bringen lassen und sich, so weit dies möglich war, ganz so eingerichtet, wie in den Räumen, die sie in der Stadt zuletzt inne gehabt hatte. Hier wie dort hingen die weißen, schlichten Vorhänge in langen, regelrechten Falten an den Fenstern hernieder. Das kleine, alte Klavier, das schlichte Sopha, die Bilder der Königin und des Prinzen Louis Ferdinand, es stand und hing hier Alles so wie dort; auch die strenge Ordnungsliebe, die glänzende Sauberkeit herrschten hier wie dort. Renatus kannte Alles wieder, Alles; selbst den Myrtenstock am Fenster in dem alterthümlichen, gemalten Topfe, und doch war es ihm so fremd, doch ängstigte es ihn — so wie Hildegard's stumme Liebe, wie ihr Blick ihn ängstigte, der sich gar nicht von ihm wendete, wie ihre langen Händedrücke ihn beängstigten.

Was war denn mit seiner Braut geschehen? Die Mutter fand er, wie er sie verlassen hatte. Sie war immer noch die edle, stattliche Frau mit den breiten Wangenflächen, mit dem sanften Lächeln und dem guten, mütterlichen Ausdrucke. Cäcilie war noch gewachsen, war voll, stark und hübsch geworden, weit hübscher noch, als ihre erste Jugend es hatte erwarten lassen;

nur Hildegard hatte sich in einer Weise verändert, daß es Renatus schwer fiel, ihr zu verbergen, wie ihn dies überraschte.

In ihrem dunkeln, engen Morgenrocke, mit der fest anliegenden, kleinen weißen Haube über dem glatt gescheitelten Haare sah sie ihm wie eine Nonne, wie eine barmherzige Schwester aus, und ihr Behaben ließ ihn vollends an ihr irre werden. Er kam nicht über die Frage hinaus: Was stellt das vor? was soll das bedeuten? Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er verurtheilt sei, in einer Komödie eine ihm aufgedrungene und nicht natürliche Rolle zu spielen. Er mißfiel sich in derselben, er fand sich lächerlich in ihr; aber Hildegard mißfiel ihm noch weit mehr. Er war froh, wenn die Mutter, wenn Cäcilie mit ihm sprachen, er konnte es endlich gradezu nicht mehr ertragen, sich von seiner Braut mit dieser schwermuthsvollen Liebe ansehen zu lassen, und von einer plötzlichen Ungeduld ergriffen, fragte er sie, ob sie krank sei.

Krank? O nein, glücklich bin ich, unaussprechlich glücklich, entgegnete sie ihm, so glücklich, daß ich's noch nicht fassen, noch nicht glauben kann!

Aber diese Antwort machte das Uebel ärger, und lachend, um seine wahre Empfindung zu verbergen, sagte er: So will ich mich umkleiden gehen, damit Du Zeit gewinnst, Dich zu beruhigen! — Und den Anderen freundlich zunickend, verließ er sie.

In seinem Zimmer angelangt, warf er seine Kleider von sich und ging mit heftigen Schritten in dem großen Raume auf und nieder. Das Herz war ihm still in der Brust, zum Erschrecken still, und seine Gedanken wirbelten mit einer Schnelle durch seinen Kopf, daß er ihnen kaum zu folgen vermochte.

Es war unmöglich, er konnte sein Wort nicht halten. Dieses Mädchen konnte er nicht heirathen. Daß er Hildegard nicht liebe, das hatte er lange, das hatte er eigentlich schon am Tage nach seiner Verlobung gewußt; dennoch hatte er es für

möglich gehalten, sich mit ihr zu verbinden, um seinem Versprechen nachzukommen, und er hatte gemeint, auch ohne die eigentliche Liebe glücklich an ihrer Seite leben zu können. Sie war immer schwärmerisch, immer überspannt, immer von einer großen Empfindsamkeit gewesen. Aber die Schwärmerei, welche ihr vor Jahren einen eigenthümlichen Reiz verliehen, die Empfindsamkeit, die ihn bei dem Abschiede mit sich fortgerissen hatte, kleideten sie jetzt nicht mehr. Sie sah so verblüht aus. Vittoria hatte Recht, man sah es, daß sie beständig kränkelte, daß sie beständig den Schnupfen haben mußte; und dazu diese Gefühlskomödie, dieses Zurschautragen der Empfindung!

Wie schön, wie frei war Vittoria, die man mitten aus dem Schlafe erweckt und die von seiner Ankunft eben so wenig eine Kenntniß gehabt hatte, in ihrer Freude gewesen! Wie herzlich hatte ihn die Mutter, mit wie fröhlicher Zärtlichkeit hatte Cäcilie ihn empfangen! Er brauchte nicht an Eleonore, an dieses herrlichste der Weiber zu denken, um sich zu sagen, daß Hildegard nicht für ihn passe, daß er zu jung, zu lebensvoll und, der flüchtigste Blick in seinen Spiegel rief es ihm zu, ein zu schöner Mann sei, um ein Mädchen wie Hildegard an den Altar und in sein Haus zu führen. Es war unmöglich!

Aber was sollte er thun? Sollte er es ihr gleich jetzt, gleich heute sagen, daß er sie nicht liebe? Sollte er warten und die Zeit walten lassen? War es denkbar, daß sie ihm bei längerem Beisammensein weniger mißfiel? Durfte er darauf rechnen, daß sie vielleicht selber einsehen lernen würde, wie wenig sie und er zusammen paßten? Sollte er ihr schreiben — mit der Mutter sprechen? Sollte er abreisen? — Damit war freilich nichts gewonnen! — Und doch hätte er es am liebsten thun mögen, hätte er nicht nach dem Seinigen sehen müssen und wäre Vittoria nicht dagewesen, die er liebte, die wiederzufinden er so glücklich gewesen war.

Der Diener hatte des Freiherrn Kleider noch nicht ausgepackt, als dieser etwas die Treppe hinaufstürmen hörte, und im nächsten Augenblicke warf sich ein Knabe mit dem Ausrufe: Mein Bruder, willkommen, mein lieber Bruder! ihm in die Arme.

Ein blühenderes, ein schöneres Geschöpf war kaum zu denken. Weit größer, als seine Jahre es erwarten ließen, das braune Gesicht von einer Fülle schwarzen Haares umlockt, die schönen Lippen vom Lachen umspielt, die großen Augen vor Freude funkelnd, und leicht und kräftig in jeder Regung und Bewegung, entzückte Valerio den jungen Freiherrn durch sein bloßes Erscheinen; und jene Liebe für die Kindheit, welche die Frauen meist als ein ihnen besonders eigenes und angeborenes Gefühl bezeichnen, während die Männer sie oft in ganz gleichem, wenn nicht in einem höheren und edleren Grade besitzen, bemächtigte sich urplötzlich seines Herzens. Er konnte nicht satt werden, den schlanken Knaben anzusehen. Er hörte es mit unsäglichem Vergnügen, wie Valerio ihn immerfort seinen Bruder, seinen geliebten Bruder nannte, wie er sich freute, daß der Bruder nun wieder da sei, wie er den Bruder bewunderte, der alle die Schlachten gefochten hatte. Nie zuvor waren die Worte „mein Bruder" zärtlicher an des Freiherrn Ohr gedrungen, es hatte Niemand mit so voller, kindlich vertrauender Liebe zu ihm emporgesehen. Und diese Zuversicht, diese vertrauende Bruderliebe des schönen Knaben, den er hatte geboren werden sehen, den er auf seinen Armen getragen hatte, sollte er Lügen strafen, sollte er jemals wieder entbehren müssen? Nimmermehr! — Vittoria war der Stern seiner Jugend gewesen, ihre Liebe und Freundschaft hatten seine bis dahin einsame und freudlose Kindheit in Glück verwandelt. Jetzt konnte er es ihr vergelten, es ihr in ihrem Sohne mit Genuß vergelten, und er gelobte sich, es zu thun.

Nur mit Widerstreben, nur, um ihn nicht in fremder

Hand zu lassen, hatte er den Brief, der gegen Vittoria Zeugniß gab, von dem Grafen Gerhard angenommen. Renatus hatte nicht daran gedacht, ihn jemals gegen sie zu brauchen oder dem Willen seines Vaters entgegen zu handeln. Nur darüber war er mit sich nicht eins gewesen, ob er ihn Vittoria übergeben solle oder nicht, ob es gerathen sei, die alte Wunde aufzureißen und sich zum ausdrücklichen Mitwisser von Valerio's unrechtmäßiger Geburt zu machen, oder ob er besser thue, dasjenige, was begraben sei, auch begraben bleiben zu lassen. Und wie er heute Vittoria wiedergesehen hatte, wie jetzt Valerio in seiner Schönheit und Liebe vor ihm stand, zweifelte er nicht mehr, was hier zu thun ihm zieme. Hätte er sich doch am liebsten selbst vor der Erinnerung an dasjenige bewahren mögen, was diese beiden ihm so theuren Wesen von ihm trennen konnte; und rasch entschlossen, nahm er seine Brieftasche zur Hand, suchte aus derselben den bewußten Brief hervor, betrachtete ihn sorgfältig, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht irre, und warf das Blatt dann in das Feuer des Kamins.

Was machst Du da? fragte Valerio, dessen Neugier alles, was der Freiherr that, beschäftigte.

Ich verbrenne einen Brief.

Weßhalb das?

Weil ich Dich liebe, mein Valerio, mein lieber, lieber Bruder! gab Renatus ihm zur Antwort, indem er ihm die Arme entgegenhielt.

Valerio sprang an ihm empor und sagte lachend: Du gibst grade solche Antworten, wie die Mutter.

Der Freiherr fragte ihn, was er damit meine.

O, versetzte der Knabe, solche Antworten, bei denen man nicht weiß, was sie will, und über die man sich freut, auch ohne daß man sie versteht! Aber da Du jetzt zu Hause bist, lieber Bruder, will ich Dir auch Alles sagen und Dich immer fragen.

Der Freiherr, der es wohl bemerkte, wie stolz es den Knaben machte, einen fertigen Mann als seinen Bruder ansprechen und behandeln zu können, forderte ihn, von Valerio's Weise mehr und mehr gefesselt, freundlich auf, mit dem Sagen und Vertrauen nur gleich zu beginnen; indeß Valerio weigerte sich dessen. Noch sei es nicht an der Zeit, noch sei es Winter; aber im Frühlinge, wenn der Schnee geschmolzen und Alles wieder grün sei, dann werde er es ihm schon sagen.

Er fing darauf, während Renatus sich säuberte und kleidete, von der Mutter, von der Gräfin und von Hildegard zu erzählen an: wie Hildegard ihn in die Stadt und in die Schule schicken wolle, wie er Hildegard nicht leiden könne, wie Cäcilie weit besser, aber weit besser sei, und wie auch die Mutter Cäcilien viel lieber habe. Renatus ließ ihn immerfort gewähren, aber er konnte sich aus dem planlosen Geplauder des Knaben doch bald überzeugen, daß derselbe durch das beständige Zusammensein mit Erwachsenen eine bedenkliche Frühreife erlangt und daß man ihm weit mehr als wünschenswerth den Zaum und Zügel habe schießen lassen.

Auf des Bruders Frage, was Valerio denn lerne, was er treibe, entgegnete dieser, der Pfarrer käme Tag um Tag, ihm Unterricht zu geben, und an den anderen Tagen lerne er mit der Mutter und mit Cäcilie Italienisch und Französisch. Hätten die keine Zeit, so zeichne er oder er spiele Klavier. Als Renatus sich erkundigte, wer ihn darin unterweise, sagte er sehr bestimmt, darin unterweise ihn Niemand, das könne er von selbst; und er hatte denn auch gleich, ohne um Erlaubniß zu fragen, aus des Freiherrn Taschenbuch den Bleistift herausgenommen und auf den Rand eines der Papiere, die zur Einwicklung von des Freiherrn Besteck gedient hatten, eine Menge von kleinen Figuren in den wunderlichsten Stellungen und Sprüngen, oft nur mit wenig Strichen, aber mit so vollkommener Sicherheit

hingeworfen, daß Renatus sich des Erstaunens und des Lachens nicht erwehren konnte. Sein Wohlgefallen an Valerio ward immer größer. Er meinte, nie eine so reine Freude genossen zu haben, als die Liebe für diesen Knaben sie ihm bereitete, und er begriff seinen Oheim nicht, der mit solcher Wärme und Anerkennung von Hildegard sprechen und dieses schönen, lebensvollen Knaben kaum Erwähnung, und zwar mit Abneigung hatte Erwähnung thun können.

Zweites Capitel.

Renatus war während der Feldzüge viel umhergeworfen worden. Er hatte gelernt, sich in den verschiedensten Verhältnissen schnell zurechtzufinden und auf verschlungenen Wegen seines Pfades nicht zu fehlen; aber eine so absonderliche Wirthschaft, wie die in seinem Schlosse, war ihm nirgend vorgekommen, und es war ihm leichter, überall leichter gewesen, sich durch fremde Verkehrtheiten durchzuschlagen, als im eigenen Hause und in der eigenen Familie Ordnung zu schaffen, besonders für ihn, der Ruhe und Frieden herstellen sollte, während er keinen anderen Gedanken hegte, als das einzige, in der allgemeinen Uneinigkeit anscheinend fest bestehende Verhältniß, seine Verlobung mit Hildegard, so bald als möglich aufzulösen.

Er kannte das Schloß kaum wieder, er konnte in seinem Vaterhause nicht heimisch werden, und nur allmählich vermochte er es einzusehen, wie man zu einer so grillenhaften Benutzung der verschiedenen Räumlichkeiten gelangt war und weßhalb man sich in einer so unbequemen und unzweckmäßigen Weise eingerichtet hatte. Allerdings hatte Hildegard ihm davon geschrieben, aber die Ungehörigkeit dieser Lebensweise stellte sich in der Wirklichkeit noch ganz anders als auf dem Papiere dar, und der Eindruck, welchen Renatus davon empfing, war ein sehr verdrießlicher.

Vittoria hatte gleich nach dem Tode ihres greisen Gatten die Zimmerreihe verlassen, die sie mit ihm getheilt und die der

verstorbene Freiherr auch mit seiner ersten Frau bewohnt hatte. Was sie dazu bestimmt hatte, darüber sprach sie sich nicht aus, aber Renatus konnte es sich denken; und als er dann eines Tages, neben ihr am Fenster stehend, in einer der Scheiben den Namen des Mannes eingeschnitten fand, dessen Brief an Vittoria er vernichtet hatte, blieb ihm kein Zweifel über die Beweggründe, durch welche seine Stiefmutter eben zu der Wahl dieser im Erdgeschosse gelegenen Räume veranlaßt worden war. Da man diese Wohnung seit einem halben Jahrhunderte wenig benutzt und während der Feldzüge die jüngeren Offiziere in dieselben einquartiert hatte, waren die altfränkischen Möbel, die Tapeten, die Vorhänge in denselben sehr arg mitgenommen. Für dergleichen fehlte jedoch der Baronin das Auge ganz und gar. Was sie an diese Räume fesselte, war völlig unabhängig von dem Zustande, in dem sie sich befanden. Ihr genügten sie. Sie schätzte es daneben, daß sie zu ebener Erde lagen, daß sie nicht nöthig hatte, eine Treppe zu steigen, wenn sie während der schönen Jahreszeit sich im Freien aufzuhalten wünschte, und für den Winter hatte sie sich auch nach ihren eigenthümlichen Bedürfnissen eingerichtet. Das schöne, große Bett aus ihrem Schlafgemache, einige Ruhesessel, ein Polsterlager, das sie sich bald nach ihrer Verheirathung hatte machen lassen, ihr Flügel und ihre Musikalienschränke waren in das große Gemach hinuntergebracht, in welchem Tag und Nacht die Feuer in den beiden Kaminen nicht erlöschen durften, weil es Vittoria nie verließ, wenn sie nicht zu einem Besuche in die Nachbarschaft fuhr. Neben ihr wohnten ihr Sohn und ihre Kammerfrau, und obschon es der Letzteren an Sinn für Ordnung nicht gebrach, wollte es ihr jetzt, wo die Baronin, ganz sich selber überlassen, ihren Neigungen nachgeben konnte, nicht gelingen, Herr über die phantastische Unordnung zu werden, in welcher Jene sich schon um deßhalb wohlgefiel, weil sie den ent-

schiedensten Gegensatz zu den Gewohnheiten der Gräfin Rhoden bildete.

Wäre Renatus nicht zu nahe dabei betheiligt gewesen, so würde der Weiberkrieg in diesem Schlosse ihn belustigt haben. Jetzt indessen war das anders. Da Vittoria die eigentliche herrschaftliche Wohnung nie betrat, hatte die Gräfin es auch nicht für angemessen erachtet, sich ihrer zu bedienen; und weil Vittoria oft am Tage schlief und dann bis tief in die Nacht hinein am Flügel musizirte, war die Gräfin darauf bedacht gewesen, sich vor solcher Störung ihrer Ruhe zu bewahren. Vittoria wohnte also im Erdgeschoß des linken Flügels, die Rhoden'sche Familie im zweiten Stockwerk der rechten Seite. Alle übrigen Zimmer waren zugeschlossen, und man hatte zwei Treppen und die ganze Flucht der langen Gänge zu durchwandern, ehe man aus dem einen feindlichen Lager in das andere gelangte. Das hatte jedoch für die Betheiligten nur wenig auf sich, denn die Gräfin und Hildegard vermieden die Baronin so sehr, als es nur möglich war, und Cäcilie, deren blühende Gesundheit die Kälte nicht zu scheuen brauchte, focht die Unbequemlichkeit nicht an.

Schon seit Jahren aß man nicht mehr gemeinsam. Vittoria liebte es nicht, sich an eine bestimmte Stunde zu binden, die Gräfin und Hildegard verlangten auch in diesem Falle nach einer strengen Pünktlichkeit, und wie über die Zeit, so hatten die Frauen sich auch über die Wahl der Speisen nie vereinigen können. Gaetana besorgte die Küche der Baronin, die Gräfin hielt mit ihren Dienstboten nach ihrer Weise Haus. Hildegard warf es Vittoria vor, daß sie sich mit ihrer süßen, fetten Kost unförmlich stark und träge mache, die Baronin hingegen wollte sich nicht zu einer Ernährung bequemen, bei welcher man so wie Hildegard verfalle und an den Nerven leide, und die Folge davon war, daß den ganzen Tag im Schlosse des Kochens und des Bratens kein Ende war, daß der Amtmann über den ge-

waltigen Verbrauch von Brennholz klagte, daß die beiden Haushaltungen einander der unverantwortlichsten Verschwendung ziehen und daß Renatus gleich in den ersten Stunden von beiden Seiten mit Beschwerden und mit Anschuldigungen, mit Rathschlägen zu einer Aenderung und mit Forderungen und Ansprüchen behelligt wurde, die ihm, eben weil sie sammt und sonders kleinlich waren und den rechten Punkt des Uebels nicht berührten, äußerst lästig dünkten. Das waren jedoch im Grunde alles nur sehr unwesentliche Dinge gegen den Zwiespalt, den Renatus in sich trug, gegen dasjenige, was er mit sich selber und mit seiner Verlobten abzumachen hatte.

Der erste Eindruck, welchen er von Hildegard empfangen hatte, änderte sich auch im längeren Beisammenbleiben nicht. Sie war anderthalb Jahr älter als der Freiherr und nie schön gewesen. Nur die an blonden Mädchen schnell vorübergehende Frische der Jugend hatte sie diesem einst reizend gemacht. Jetzt, wo Renatus auf der Höhe seiner männlichen Kraft und Schönheit stand, näherte Hildegard sich ihrem dreißigsten Jahre, und weil sie magerer geworden war, traten die Kleinlichkeit und die Schärfe ihrer Züge unangenehm hervor. Dazu hatte, wie jedes Zeitalter den Menschen eine bestimmte Physiognomie anbildet, so daß nur wenig bevorzugte Naturen sich unabhängig von dem allgemeinen Typus zu freien und eigenartigen Persönlichkeiten ausbilden, die Stimmung, welche vor und während der Freiheitskriege in Deutschland herrschend gewesen war, auch der jungen Gräfin Rhoden ihren Charakter aufgeprägt. Die schweren Sorgen, welche jeder Einzelne zu tragen hatte, die Nothwendigkeit, für das Allgemeine bedeutende Opfer zu bringen und sich eben deßhalb in seinen eigenen Bedürfnissen zu beschränken, die Ergebung in große Unglücksfälle, zu der so Viele sich veranlaßt fanden, endlich die Selbstverläugnung, welche die deutschen Frauen und Mädchen an dem Siechbette der Verwundeten und Kranken über

sich genommen, hatten Hildegard vortrefflich erzogen, aber ihr auch ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Sie war sparsam und fleißig, anspruchslos in allen ihren Bedürfnissen, großer, ausdauernder Treue und Hingebung fähig, von einem starken Pflichtgefühle beseelt, und man hätte diese Tugenden vielleicht noch höher schätzen müssen, weil sie dieselben mit vollem Bewußtsein übte und in sich ausgebildet hatte. Grade diese Absichtlichkeit nahm ihr indessen die Natürlichkeit. Die Sanftmuth, deren sie sich befleißigte und die sie in ihrem ganzen Wesen kund zu thun strebte, wurde in ihrem Mienenspiele zu einem süßlichen Ausdrucke, ihre Hingebung ließ sie empfindsam erscheinen, und daneben machte ihre Strenge gegen sich selbst sie gegen die Anderen unduldsam. Mit jener Unerbittlichkeit und Selbstgenügsamkeit, denen man bei beschränkten Menschen, so Männern als Frauen, überall begegnet, hatte sie sich ein Tugendideal geschaffen, dem sie sich nachzubilden trachtete, und ohne den verschiedenen Naturen und Lebensbedingungen der Anderen irgend eine Rechenschaft zu tragen, verwarf sie Alles und Jeden, sofern sie ihrem Ideale nicht entsprachen.

Da sie in all ihrem Thun und Treiben berechnend geworden war, hatte sie bei dem Wiedersehen mit Renatus ihm gleich die ganze Fülle ihrer Liebe und die tiefe Innerlichkeit derselben darzuthun gestrebt. Aber sie hatte sich diese Scene so tausendfältig vorgestellt, sich dieselbe so oft und in allen ihren Einzelheiten so genau und mit so leidenschaftlichen Farben ausgemalt, daß die Wirklichkeit weit hinter der erwarteten Glückseligkeit zurückblieb. Hildegard war also trotz ihrer anscheinenden Versunkenheit völlig im Stande gewesen, nicht nur über sich selbst, sondern auch über ihren Verlobten genaue Beobachtungen anzustellen, und sie waren nicht dazu geeignet gewesen, sie über ihre Zweifel an seiner Liebe zu beruhigen. Schon daß er nicht zuerst nach ihr verlangt hatte, daß er nicht graden Weges zu

ihr gekommen war, hatte, wie sie es nannte, ihrem Herzen wehe gethan, und daß er dann so lange mit Valerio in seinem Zimmer und von ihr fern verweilen können, war für ihre Seele noch weit entmuthigender gewesen.

Alle ihre schlimmsten Ahnungen gingen in Erfüllung. Weinend sank sie ihrer Mutter, nachdem Renatus das Zimmer verlassen hatte, in die Arme; unter Thränen kleidete sie sich an; und diese Thränen trugen nicht dazu bei, sie zu verschönern. Es war vergebens, daß die Mutter ihr Muth einsprach, daß sie Renatus mit der Ermüdung entschuldigte, welche die unausbleibliche Folge einer langen Winterreise sei. Obschon auch der Gräfin das Erschrecken und die Kälte des Freiherrn sichtbar genug gewesen waren, gab sie der verzagten Tochter zu bedenken, daß in jeder langen Trennung der Keim zu gegenseitigem Mißverstehen liege. Sie erinnerte Hildegard daran, wie schnell, wie plötzlich einst ihr Verlöbniß mit Renatus geschlossen worden sei und wie das wahrhaft bräutliche Zusammengehören, wie ein Zuversicht gebendes Liebesverhältniß sich noch gar nicht zwischen ihnen habe gestalten können. Vor Allem jedoch warnte sie die Tochter, ihre Zweifel dem Wiedergekehrten zu verrathen. Sie beschwor sie, sich zu erheitern, sich zu schmücken, dem Verlobten unverhohlen die Freude kund zu geben, welche sie empfinde. Aber durch die lange Gewohnheit, sich in ihren Gefühlen mit Selbstbeobachtung und mit Selbstbewußtsein darzustellen, war Hildegard völlig unfähig geworden, sich zwanglos gehen zu lassen, und sie hatte kaum eingesehen, daß die Mutter Recht habe und daß sie wohl thun werde, wenn sie ihr folge, als sie sich auch schon in eine neue Rolle hinein versetzte, die ihr freilich noch weniger wohl anstand, als die bisher von ihr aufrecht erhaltene Kundgebung der stummen Liebe.

Sie war jetzt fest entschossen, ihren Kummer zu verbannen, sie wollte sich mit aller ihrer Energie aus der sehnsuchtsvollen

Braut in die glücklich Liebende verwandeln; indeß eine Miene, welche man durch lange Jahre festgehalten hat, läßt sich nicht leicht verwischen. Ihr lächelnder Mund wollte nicht mehr zu dem schwermüthigen Blicke, die Art, in welcher sie sich hüpfend dem Bräutigam an den Hals warf, nicht zu dem elegischen Tone ihrer Sprache passen, und wenn sie bei dem Eintritte des Geliebten nach fröhlicher Kinder Weise in die Hände klatschte, machte das einen solchen Gegensatz zu der wehmüthigen Neigung ihres Hauptes, die ihr zur anderen Natur geworden war, daß Valerio, der nicht von des Bruders Seite wich, und weder gewohnt war, seine Gedanken zu verbergen, noch den Ausdruck seiner Einfälle zurückzuhalten, eines Tages bei Hildegard's Anblick laut zu lachen anfing.

Wie kommst Du denn in ein grünes Kleid, fragte er, und obenein mit solchen langen Locken? Du siehst wie eine vergnügte Trauerweide aus!

Die Gräfin schalt den Knaben. Auch Renatus wies ihn mit strengem Wort in seine Schranken; aber Hildegard mißfiel auch ihm, seit sie zum Aufputze ihre Zuflucht nahm, mehr noch als am ersten Tage, und doch vermochte er das trennende Wort gegen sie nicht auszusprechen. Er konnte sich nicht entschließen, einem Weibe, das ihm liebend gegenüber stand, mit Härte zu begegnen. Er fühlte sich sehr unglücklich, ja, er betrachtete es als eine Erniedrigung, daß er sich genöthigt sah, sich der Zärtlichkeit eines ungeliebten Mädchens zu überlassen, welches offenbar entschlossen war, seine Kälte nicht zu beachten, seine Liebe durch ihre Geduld und Treue zu gewinnen und sich ihm nützlich und angenehm zu machen, indem es schon jetzt die Hälfte seiner Mühen und Sorgen auf sich nahm.

Ohne daß er es von ihr begehrte, sprach ihm Hildegard ihre Ansicht über seine Verhältnisse aus, von denen sie durch ihre eigenen Beobachtungen und Erkundigungen weit vollständiger

unterrichtet war, als Renatus es erwartete. Sie hatte denn auch mit reiflicher Ueberlegung jene Plane entworfen, von denen sie ihrem Bräutigam in ihren Briefen zum Oefteren gesprochen, und sie waren natürlich ganz auf jene Ausschließlichkeit des liebenden Beisammenseins berechnet, welchem Hildegard einst in der Stunde der ersten Trennung von dem Verlobten mit dem Ausrufe: Ich und Du — und Du und ich! ihren Ausdruck gegeben hatte.

Ihrem Sinne widerstanden Tremann's Rathschläge, von denen sie sich mit ihren sanften und doch eindringlich bohrenden Fragen bald durch den Freiherrn Kenntniß zu schaffen wußte, keineswegs. Denn Vereinfachung der Zustände war gerade dasjenige, worauf ihr Augenmerk gerichtet war. Sie stimmte daher der Meinung Tremann's auch völlig bei, daß man Neudorf und Rothenfeld verkaufen solle; sie hoffte mit dem Grafen Gerhard, daß der König, wenn er sähe, wie bedrängt Renatus sei und wie sehr er und seine Braut entschlossen wären, ihre Verhältnisse zu regeln, sich ihrer annehmen würde, und sie hatte bereits die genauesten Berechnungen über die Summe angestellt, welche man der Baronin aussetzen müsse, wenn diese mit ihrem Sohne erst an einem beliebigen anderen Orte ein Unterkommen gefunden haben würde. Daß die Gräfin Rhoden und Cäcilie sich mit dem kleinen, ihnen eigenen Vermögen nach der Hauptstadt zurückwenden würden, nahm Hildegard als selbstverständlich an, und sie erging sich also, so oft der Anlaß sich ihr dazu bot, in den Schilderungen des friedlichen und vollendeten Glückes, dessen sie und der Geliebte theilhaftig werden würden, wenn sie, von Sorgen und Widerwärtigkeiten nicht belastet, hier in Richten einzig auf einander angewiesen, einst nur für einander leben würden.

Es lag in dem Ernst der jungen Gräfin eine zwingende Kraft, aber sie hatte die Unart, immer wieder auf denselben

Gegenstand zurückzukommen, den Freiherrn an jedem Tage auf die Nothwendigkeit einer Entschließung hinzuweisen und dadurch ihn unablässig an die ganze Schwere seiner Sorgen zu erinnern. Er gestand es sich ein, daß sie in gewissem Sinne Recht habe, daß sie ein tüchtiger, ein ehrenwerther Charakter sei; er ließ sich sogar den Vorwurf von ihr gefallen, daß es ihm an Willensstärke fehle; indeß die Achtung, welche er ihr nicht versagen durfte, fachte die Liebe in ihm nicht wieder an. Sein Bedauern über die Unklugheit, ihr nicht aus der Ferne geschrieben zu haben, was er ihr weder verbergen konnte, noch verbergen wollte, verminderte sich dadurch nicht, und der Unfriede und die grillenhafte Lebensweise, welche in seinem Schlosse herrschten, traten ihm trotz alledem als der Uebelstand hervor, dem zunächst eine Schranke gezogen werden müsse.

Daß er diese Zustände, wie sie sich während seiner Entfernung herausgebildet hatten, daß er namentlich die Doppelwirthschaft nicht fortbestehen lassen könne, erklärte der junge Schloßherr den Frauen gleich am ersten Tage. Er ließ die Wohnung seiner Eltern öffnen, richtete sich in seines Vaters Zimmern ein, ordnete an, daß man um bestimmte Stunden und gemeinsam speisen solle, und wie diese Einrichtungen ihn des Alleinseins mit Hildegard zum Theil enthoben, so zeigten sämmtliche Frauen sich aus Eifersucht gegen einander mit Einem Male seinen Wünschen und Anweisungen fügsamer, als er es erwartet hatte.

Vittoria verließ ihr Gemach und stieg zur festgesetzten Zeit die Treppe bereitwillig hinauf, um der Gräfin und Hildegard die Rechte der Hausfrau in dem Versammlungszimmer und im Speisesaale nicht zu überlassen. Diese hinwieder hielten es für geboten, der Liebe und Zärtlichkeit entgegenzuarbeiten, welche Renatus immer noch für seine Stiefmutter hegte, und da die Einen wie die Andern das Bestreben hatten, den Heimgekehrten

festzuhalten, an sich zu fesseln und für sich einzunehmen, mäßigte ein Jeder sich in der Aeußerung und Darstellung des Unrechtes, das er erlitten zu haben glaubte, hielt Jeder sich mit den Ansprüchen und Anklagen, die er erheben zu müssen für nöthig ansah, vorläufig noch in gewissen Schranken zurück. Das gab dem Freiherrn Hoffnung und gewährte ihm eine Genugthuung; denn er besaß noch jenen guten Glauben des Unerfahrenen, welcher alles, was sich um ihn her gestaltet und vollzieht, als sein Werk, als die Folge seiner Anordnungen und Maßnahmen anzusehen liebt, ohne zu bemerken, welchen Antheil die Plane und Berechnungen der Andern daran haben, und ohne es gewahr zu werden, daß er oft nur ein Werkzeug ist, wo er sich als den Herrn und Meister fühlt.

Er zweifelte nicht daran, daß er seinen Willen durchgesetzt habe, als Vittoria plötzlich ihren Flügel und ihre Noten wieder in das Empfangszimmer hinaufbringen ließ; er ging mit Behagen in den Sälen umher, wenn die Frauen sich Abends um ihn versammelten, wenn Vittoria und Cäcilie und Hildegard bei ihren musikalischen Leistungen einen förmlichen Wetteifer verriethen, wenn die Frauen alle sich in freundlicher Zuvorkommenheit gegen ihn und gegen einander plötzlich überboten und keine von ihnen ein anderes Bestreben zu haben schien, als das, sich ihm angenehm zu machen und ihn so weit als möglich zufrieden und glücklich zu sehen.

Die Gräfin, deren Liebling ihre älteste Tochter stets gewesen war und welche jetzt noch mehr als früher wünschen mußte, das nicht mehr junge Mädchen durch die noch immer ansehnliche Heirath mit dem Freiherrn zu versorgen, that, so viel an ihr lag, einen Jeden zur Fügsamkeit in die Anordnungen des Hausherrn anzuhalten und Hildegard zu freundlicher Ergebung, zu gewinnendem Beharren, zu förderlicher Hülfsleistung zu ermuthigen. Es hätte jedoch bei einem Charakter wie dem von

Hildegard dieser Ermahnungen kaum bedurft, ja, sie waren im Grunde für sie vom Uebel, denn das Geflissentliche, welches sich in dem Wesen der jungen Gräfin ohnehin mehr, als es dem Freiherrn lieb war, überall verrieth, ward dadurch noch verstärkt. Es langweilte Renatus bald, beständig auf diese immer gleiche, ernste Ergebenheit zu stoßen, und wenn er nach seinen Unterredungen mit seiner Braut, wie Vittoria es nannte, aus dem Norden zu ihr in den Süden hinunterkam, fand er sich von seiner Stiefmutter angenehmer und heiterer unterhalten und in seinen eigenen Anschauungen über Hildegard bestärkt.

Vittoria hatte ihren Stiefsohn immer vor der gefährlichen Sanftmuth und vor der herrschsüchtigen Pflichttreue seiner Braut gewarnt. Jetzt klagte sie dieselbe unumwunden der Arglist und einer niedrigen Gesinnung an. Sie nannte es unschicklich und anmaßend, daß Hildegard, ohne dazu von ihrem Verlobten ermächtigt worden zu sein, mit seinen Beamten verkehrt und von ihnen Auskunft und Rechenschaft über seine Vermögensumstände gefordert habe. Sie bezeichnete es als einen entschiedenen Verrath, daß sie dem Grafen Berka einen Einblick in Verhältnisse eröffnet, den sie selbst sich nur durch ihre Zudringlichkeit erworben habe. Sie beschwerte sich über den herzlosen Hochmuth, den Hildegard beweise, wenn sie ihr, der Wittwe des verstorbenen Freiherrn, der Mutter ihres Verlobten, gleichsam den Thaler nachrechne, dessen sie für ihre kleinen Bedürfnisse benöthigt sei; und als Renatus, dessen offenem und großmüthigem Herzen jede Kleinlichkeit fremd und eben deßhalb auch in Anderen zuwider war, sich eines unwilligen Wortes bei dieser letzten Mittheilung nicht erwehren konnte, rief Vittoria, den Boden ihres Angriffes plötzlich wechselnd: Blick' diesem Mädchen doch nur einmal unbefangen in das verblühte, jeder Anmuth, jedes Liebreizes so beraubte Antlitz! Kannst Du an Liebesworte von den schmalen, blassen Lippen glauben, auf denen das Lächeln gleich zu Eis

gefriert? Kannst Du mit Freuden in solchen Armen ruhen? Nein, dieses Mädchen ist zur Gattin, zur Mutter nicht geschaffen! Ich müßte irre werden an Gott und an der Natur, wenn diesem selbstsüchtigen Herzen die Wonne der Mutterliebe jemals blühen könnte!

Vittoria hatte es oft erfahren, daß ihre wilde Beredtsamkeit ihre Wirkung auf den Stiefsohn nicht verfehlte. Wider ihr Erwarten aber blieb er ihr die Antwort schuldig. Das war gegen ihre Absicht, denn die Liebe, welche sie wirklich für Renatus hegte, und das Bewußtsein, daß sie mit ihrer Zukunft zum größten Theile auf seinen guten Willen angewiesen sei, machten sie in der Regel in ihren Aeußerungen vorsichtig. Sie würde sich auch nicht unterfangen haben, Hildegard mit solcher Entschiedenheit anzugreifen, ohne die Ueberzeugung, daß sie den geheimsten Gedanken des Freiherrn mit ihren Aussprüchen begegne, und sie irrte darin nicht, wenngleich er es nicht für angemessen fand, ihr dies einzuräumen.

Nur Eines hatte Vittoria übersehen, daß nämlich in Renatus seit seinem Aufenthalte in der Heimath und in seinem Schlosse sich ein neues Element entfaltete: er begann sich als Oberhaupt einer Familie zu empfinden. An die Unterordnung unter ein solches als an gute, adelige Zucht und Sitte von früh auf streng gewöhnt, gefiel er sich darin, jetzt für sich in Anspruch zu nehmen, was er früher hatte leisten müssen, und die Lage, in welcher die Frauen sich ihm gegenüber befanden, erleichterte ihm die ersten Schritte auf dem Wege zur Herrschsucht, den er, in dem besten Glauben an ihre Nothwendigkeit, betrat.

Er hatte am Tage seiner Ankunft den Bruch mit Hildegard beabsichtigt. Er dachte auch jetzt noch an denselben. Aber die Vorstellung, daß er diesen Schritt später so gut wie jetzt ausführen könne, daß es nur von ihm abhänge, in welcher Weise er sein Schicksal gestalten wolle, und vor Allem die ungewohnte

Nachgiebigkeit, der er begegnete, wohin immer er sich wendete, schmeichelten ihm mehr, als er es ahnte. Er täuschte sich darüber keinen Augenblick, daß Hildegard ihm mehr als gleichgültig sei, ja, daß sie ihm mißfalle; und doch konnte er in ihrer Nähe nie vergessen, was der Abbé ihm über die demüthige und hingebende Frauenliebe ausgesprochen hatte, doch mußte er, wie oft und verführerisch ihm Eleonorens Bild eben hier in der Zurückgezogenheit erschien, sich eingestehen, daß eine stolze gewaltsame Natur, wie sie, ihn auf die Länge nicht zu beglücken fähig gewesen sein würde. Denn es ging ihm wie allen den Männern, die in einem unklaren, aber darum nicht weniger richtigen Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche vor jeder starken Frauenseele Scheu tragen. Sie sehen die Kraft als einen Fehler in den Frauen an, weil sie ihnen selber mangelt, und eben deßhalb schweben sie beständig in der doppelten Gefahr, von der Berechnung der Frauen absichtlich durch eine zur Schau getragene sogenannte unterwürfige Weiblichkeit getäuscht, oder von der wirklichen Unbedeutendheit gefesselt und beherrscht zu werden.

Selbst die Mißhelligkeiten und kleinen Händel, auf welche Renatus fast an jedem Tage, so sehr man sie ihm zu verbergen strebte, zwischen den einander jetzt mit erhöhter Genauigkeit beobachtenden Frauen stieß, dünkten ihn bald nicht mehr so unerträglich, als in den ersten Tagen und Wochen, denn sie gaben ihm die Gelegenheit, sich täglich der Herrschaft bewußt zu werden, welche er über die Personen ausübte, die er als seine Familie hielt und ansah. Und weil es ihm wider sein Vermuthen und des Grafen Voraussetzungen leicht genug gelungen war, durch sein bloßes Dazwischentreten ein schicklicheres Leben und Beisammensein in seinem Schlosse herzustellen, war er bald überzeugt, daß seine Berather, daß Tremann und Graf Gerhard, der Eine aus Unkenntniß der landwirthschaftlichen Verhältnisse, der Andere, weil ihm bei dem beginnenden Alter die Kraft und

Leichtlebigkeit der Jugend nicht mehr zu Gebote ständen, ihm auch von seinen Vermögensverhältnissen ein zu düster gefärbtes und eben darum kein völlig richtiges Bild entworfen hätten.

Er beschloß also, künftig nur seinen eigenen Augen zu vertrauen und sich bei der Ordnung seiner Angelegenheiten vor allen Dingen von dem Sachverhalte selbst zu überzeugen, ehe er sich auf irgend welche eingehende Besprechungen mit seinen Beamten einließ oder sich gar in Verhandlungen mit Dritten weiter vorwärts wagte.

Drittes Capitel.

Der Winter neigte sich stark zu Ende. Die Tage wurden schon wieder hell. Am Mittage, wenn die Sonne hoch stand, war die Luft leicht und warm, der Himmel dunkelblau, und der Schnee, der den Boden noch bedeckte, wenngleich er von den Dächern und Bäumen weggeschmolzen war, funkelte so hell, daß man sich belebt fühlte, als ob man im Hochgebirge wäre. Auch die lichtfreudige Lerche wirbelte sich schon wieder in gerader Linie aus ihrer Scholle zum Firmament empor und ließ aus ihrer kleinen Kehle ihre jubelnde Frühlingsverkündigung vorzeitig über die Erde hinweg erschallen.

Um, wie er es nannte, nach dem Seinigen zu sehen, hatte Renatus sich gewöhnt, an jedem Mittage auszureiten. Hildegard, die man um ihrer zarten Gesundheit willen das Reiten stets vermeiden lassen, hatte ihn zum Fahren überreden wollen, um ihn begleiten zu können; indeß er hatte das Reiten für bequemer und seinem Zwecke entsprechender erklärt und Anfangs nur Valerio, bald aber auch Cäcilie mit sich genommen, deren lebensvoller Körper sich immer nach starker, durchgreifender Bewegung sehnte.

Eines Tages, als man um die festgesetzte Stunde auch wieder die Pferde für die Reiter auf die Rampe geführt hatte, kam der Freiherr mit Valerio und Cäcilien eben aus dem Schlosse heraus. Er hatte dem Sonnenschein zu Liebe einen Jagdrock von grünem Sammet angezogen, den er auf mancher Jagd in

Saint Germain getragen. Er sah ungemein gut in demselben aus, und Hildegard, die, in ihren großen Shawl gehüllt, ein kleines Tuch vorsichtig um das Haupt gebunden, oben in ihrem Zimmer an dem geöffneten Fenster stand, bemerkte das mit Vergnügen. Aber auch Cäcilie sah es. Denn als er diese an ihr Pferd geleitet hatte und ihr seine Hand hinhielt, damit sie aufsteigen und er sie in den Sattel schwingen könne, rief sie Hildegarden die fröhliche Frage zu, ob Renatus nicht sehr schön aussähe oder ob jemals eine Königin einen schöneren Pagen gehabt habe, als sie. Valerio, der bereits auf seinem kleinen Schimmel saß, hatte auch diese Frage kaum vernommen, als er aus voller Brust einige von den Strophen zu singen begann, die Beaumarchais in seinem „Figaro" dem Pagen in den Mund gelegt hat und welche, auf die Marlborough-Melodie übertragen, mit den französischen Heeren durch ganz Europa gewandert waren. Valerio sang mit seiner schönen Knabenstimme:

Beau page! dit la reine,
(Que mon coeur, mon coeur a de peine!)
Qui vous met à la gêne?
Qui vous fait tant pleurer?

Qui vous fait tant pleurer?
Nous faut le déclarer.
Madame et souveraine,
Que mon coeur, mon coeur a de peine!
J'avais une marraine,
Que toujours adorai!

Er wiederholte den letzten Vers zu verschiedenen Malen, warf Cäcilien, mit welcher er auf dem besten Fuße stand, einen Kuß zu und sprengte singend davon.

Inzwischen war Renatus ebenfalls aufgestiegen. Er lenkte seinen Goldfuchs nach der linken Seite der Reiterin, leitete ihr Pferd vorsichtig die etwas glatte Rampe hinunter, und während er unwillkürlich das „Que toujours adorai!" des Knaben

nachsang, grüßten er und Cäcilie noch einmal nach dem Schlosse hinauf, ehe sie Valerio folgten, der den Hof bereits verlassen hatte und lustig in das Freie hinausgeritten war.

Hildegard sah ihnen lange nach. Sie vergaß es, daß die Mutter sie gewarnt hatte, sich eben heute, da sie nicht ganz wohl war, der Luft am geöffneten Fenster auszusetzen, die ihr nachtheilig werden konnte. Das fröhliche Singen des Knaben hatte sie traurig gemacht. Wie die Phantasie des jungen Freiherrn sich an den letzten Vers geheftet, hatte ihre Seele sich der immer wiederkehrenden Worte: „Que mon coeur, mon coeur a de peine!“ bemächtigt, und sie wußte sich nicht zu sagen, was ihr eben heute so große Betrübniß, so großen Kummer verursachte.

Es zog ihr so schmerzlich am Herzen, es regte sich ein Gedanke in ihr, der ihr früher nicht gekommen war. Sonst hatte das Frühjahr sie erheitert, dieses Mal machte sein Herannahen sie wehmüthig. Was war denn geschehen? Was war denn anders geworden, seit im vorigen Jahre die Sonne den Schnee hinweggeschmolzen und die Lerchen eben so gesungen hatten?

Damals war ihre Seele verwirrt gewesen durch ihre Eifersucht auf die Gräfin Eleonore; damals hatte sie sich nach dem Bräutigam gesehnt und mit banger Zärtlichkeit die Tage und die Stunden gezählt, die bis zu seiner Heimkehr noch vergehen mußten. Jetzt war Renatus da, sie sah, sie sprach ihn täglich, sie hatte ihm das Geständniß abgenommen, daß er die Gräfin Haughton trotz ihrer verführerischen Reize nie geliebt, ja, daß er ihre Hand, die sie ihm in selbstgewissem Freimuthe angeboten, zurückgewiesen habe, und doch konnte Hildegard sich's nicht verbergen, daß sie in den Tagen jenes bangen und doch so zuversichtlichen Sehnens glücklicher als jetzt gewesen sei.

Sie beneidete Cäcilie um ihre unausgesetzte gute Laune,

um ihre gedankenlose Fröhlichkeit. Sie beneidete Renatus, der sich mit Valerio und ihrer Schwester, von dem Augenblicke ganz hingenommen, an dem bloßen Sonnenscheine erfreuen konnte. Ihr war das nicht gegeben. Der frühe Tod ihres Vaters, dessen sie sich mit allen Nebenumständen klar erinnerte, die mannigfachen Sorgen, die sie mit ihrer Mutter zeitig schon getheilt hatte, ihre heimliche Verlobung und endlich alle die Erfahrungen, welche sie während der Kriegsjahre hatte machen müssen, hatten ihr den glücklichen Leichtsinn der Jugend geraubt. Ihr Sinn war von jeher ernster als der ihres Bräutigams gewesen, und wie lieb sie ihn hatte, er kam ihr immer noch nicht fertig vor. Sie erschien, sie fühlte sich reifer als er, ihm überlegen. Als sie das einmal in einer vertraulichen Unterredung gegen den Grafen Gerhard ausgesprochen, hatte dieser ihr lächelnd erwiedert, sie könne eben nichts für ihre Berka'sche Abstammung. Den Berka lägen die Verständigkeit und die Energie so gewiß im Blute, wie den Arten der Leichtsinn und der Wankelmuth, und sie sei eben deßhalb wie ausersehen, mit ihren großen Eigenschaften den Schwächen seines Neffen zu Hülfe zu kommen. Ihr werde naturgemäß die Herrschaft im Hause und in der Ehe zufallen, und sie solle bei Zeiten darauf denken, sich des Einflusses zu bemächtigen, welchen sie auf einen Charakter wie den ihres Bräutigams, zu dessen eigenem Heile, nothwendig erlangen müsse.

Sie war sich bewußt, diesen Rathschlägen mit all ihrer Kraft gefolgt zu sein, aber sie erntete davon die Früchte nicht, die sie erhofft hatte. Renatus, wie leichtgesinnt er sich auch gab, hatte das feinste Gefühl für jede ihrer Absichten und war nichts weniger als gewillt, ihr irgend einen Einfluß auf seine Maßnahmen und Entschließungen einzuräumen. Sie hatte es nach den ersten vierzehn Tagen völlig aufgeben müssen, seiner Geschäftsverhältnisse gegen ihn zu erwähnen. Spottend und

dann wieder scherzend hatte er sie Schritt für Schritt von dem Boden zurückgewiesen, auf dem sie sich in bester Absicht heimisch gemacht hatte. Was sie ihm leisten, ihm sein konnte und wollte, das begehrte er von ihr nicht; was er in ihr zu finden wünschte, den fröhlichen, ihn stets belustigenden Sinn ihrer um mehr als sechs Jahre jüngeren Schwester, den besaß sie nicht. Sie war nicht jung genug dazu, sie war überhaupt nicht mehr jung.

Das war es, was ihr heute so weh im Herzen that, was ihr das erste Frühlingsahnen in der Luft so schmerzlich machte, und ihr die Thränen in die Augen preßte. Der Frühling war jetzt nahe am Wiederkehren, aber ihre Jugend war dahin und kehrte niemals wieder — niemals wieder!

Heute, bei dem ersten hellen Sonnenscheine, hatte sie es gesehen, hatte ihr Spiegel es ihr unwiderleglich dargethan, sie war verblüht! Die Fältchen in den Augenwinkeln, die Furchen auf der Stirn, die Züge, welche sich von ihrem Munde nach dem Kinn hinuntersenkten, wie leise, wie wenig sichtbar sie auch waren, sie hatte sie heute zum ersten Male an sich bemerkt, und sie zweifelte nicht daran, Renatus hatte sie vor ihr wahrgenommen, denn er liebte sie nicht mehr, und was das Auge der Liebe übersehen hätte, dem Blicke des gleichgültigen Beobachters war es sicher nicht entgangen.

Sie hatte das Fenster längst geschlossen, war längst an ihren Nähtisch zurückgekehrt. Was sollte ihr das helle, unverwüstliche Sonnenlicht? Es vermochte ja nur der Erde, nicht ihr, nicht ihrem Antlitze neue Jugend zu verleihen. Aber war es ihre Schuld, daß sie verblüht war, daß Renatus sich erst jetzt zu seiner vollen Kraft, zu voller Männlichkeit entfaltete, während ihre schönste Zeit vorüber war? Hatte sie es zu verantworten, daß er sie erwählt, daß er sie an sich gebunden hatte durch alle die langen Jahre? Durch alle die langen Jahre, in denen ein frisches, wechselvolles Leben im vollen Weltgetriebe

sein schönes Loos gewesen war und die sie theils in schwerer Pflichterfüllung, theils, weil er es also angeordnet, hier in der Einsamkeit vertrauert hatte?

Mit keinem Worte hatte er, seit er zu Hause war, daran gedacht, den Zeitpunkt ihrer Verbindung festzusetzen. Aus mädchenhaftem Zartgefühl, aus Ehrgefühl hatte sie nicht nach demselben fragen, nicht auf dieselbe dringen mögen; aber auch der Zustand, in dem sie gegenwärtig mit Renatus lebte, beleidigte ihr Zartgefühl, trat ihrem Ehrgefühl zu nahe, und doch wußte sie nicht, wie sie ihn ändern, wie sie sich aus demselben befreien könnte.

Es half ihr nicht, daß sie sich schmückte! Sie konnte den verlorenen Jugendreiz damit nicht ersetzen. Es half ihr nicht, daß sie sich in nicht endender Gefälligkeit um Renatus Mühe gab. Das Zufällige, das Vittoria, das Cäcilie ihm leisteten, war immer mehr nach seinem Sinne und hatte den Vorzug, ihm, weil es unerwartet kam, eine Ueberraschung zu sein. Sie hatte es allmählich aufgegeben, ihn zu suchen, weil sie bemerken mußte, wie wenig es ihn freute, sie zu finden; und selbst der Muth, ihn zu berathen, hatte sie verlassen, weil er durch ihre Rathschläge seine Selbständigkeit von ihr angetastet glaubte und oft, sie zweifelte nicht daran, gegen seine eigene Ueberzeugung handelte, um ihr darzuthun, daß er nicht gewillt sei, sich der ihrigen anzuschließen oder gar zu fügen.

Gestern hatte sie, gekränkt von der Sorglosigkeit, mit welcher er sie mehr und mehr sich selber überließ, es ihrer Mutter zum ersten Male ausgesprochen, daß sie fühle, Renatus wolle sie verlassen; er wolle mit ihr brechen und wolle, das Maß seiner selbstsüchtigen Grausamkeit zu füllen, sie dazu nöthigen, die Trennung zwischen ihnen zu vollziehen.

Die Gräfin hatte dies zu läugnen, die Thatsachen in Abrede zu stellen, ihre Tochter zu beruhigen versucht; indeß Hildegard

war jetzt nicht mehr zu täuschen. Sie litt mehr als sie es sagen konnte. Alle ihre Hoffnungen waren auf die Ehe mit Renatus begründet gewesen, ihre ganze Vergangenheit, ihre Zukunft wurden ihr mit Einem Schlage zertrümmert, wenn Renatus sich ihr entzog, und, für sie war es gewiß, er hatte sich ihr bereits entzogen.

Es verging kein Tag, an dem sie nicht Ursache hatte, ihm zu zürnen, es war schon mancher Tag gekommen, an dem sie sich gesagt hatte, daß sie ihn von einer unmännlichen Charakterschwäche finde. Wenn sie seiner dachte, und wann dachte sie nicht an ihn? war oft eine Bitterkeit in ihrem Herzen, vor der sie selbst erschrak und die nicht ihm allein galt. Sie zürnte ihrer Mutter, weil diese sich einst ihrer heimlichen Verlobung mit Renatus nicht widersetzt hatte. Sie klagte die Gräfin eines Mangels an Menschen- und an Weltkenntniß an, weil sie nach des alten Freiherrn Tode nicht gleich auf die eheliche Verbindung der Verlobten, oder auf die Lösung des Verlöbnisses gehalten hatte. Denn damals war Hildegard noch jung, noch hübsch, noch voller Lebensmuth gewesen, damals hatte Renatus sie noch geliebt und damals hätte es ihr im schlimmsten Falle an anderen Bewerbern nicht gefehlt, damals wäre sie noch fähig gewesen, sich zu trösten, zu vergessen und ihr Herz neuer Liebe hinzugeben. Aber jetzt?

Mit selbstquälerischer Grausamkeit trat sie an ihren Spiegel heran. Sie strich die Locken, die sie seit der Heimkehr ihres Verlobten wieder zu tragen angefangen, weil er sie einst geliebt hatte, mit einer heftigen Bewegung von ihrer Stirn, sie riß das Bändchen mit dem kleinen Kreuze, das ihr am Halse hing, mit heftiger Hand entzwei. Sie wollte sich nicht mehr schmücken. Es freute sie, daß die blauen Adern unter ihrer schlaffer gewordenen Haut, auf ihrer Stirn, in ihren Schläfen stärker als in jungen Tagen sichtbar waren. Es freute sie, daß die Linie,

auf der sich Hals und Nacken einen, jetzt in bräunlicher Farbe scharf hervortrat. Renatus sollte es sehen, was sie um ihn gelitten hatte. Er sollte es sehen, daß er sie verblühen machen, daß er, er allein sie um Jugend und um Glück betrogen hatte. Und er mußte ja kein Mensch, er mußte nicht Renatus, nicht ihr Renatus, nicht ihr angebeteter Geliebter sein, wenn ihr Verfall ihn nicht rühren, wenn er nicht zu ihr wiederkehren sollte, ihr Jugend und Schönheit, Hoffnung, Glauben und Glück mit einem einzigen Liebesworte, mit seiner Liebe wiederzugeben.

Sie verstummte in bittern Thränen, als sie auf weitem Wege wieder zu dem alten Ausgangspunkte gelangt war. Mitten in dem Weinen erhob sie sich aber, und noch einmal trat sie an ihren Spiegel heran. Sie erschrak vor ihrem eigenen Anblicke. So hatte sie, so zerstört hatte sie noch niemals ausgesehen. Den Schmerz konnte sie der Mutter, den Triumph konnte sie Vittoria nicht bereiten. Sie durfte, sie wollte sich nicht sinken lassen, sich nicht verloren geben. Sollte Vittoria die Genugthuung genießen, sie von dem Schlosse gehen zu sehen? Sollte sie, sie selbst mit ihren armen, weinenden Augen, den Tag erleben, an welchem die Mutter in ihren vorgerückten Jahren aus dem Schlosse, das derselben zu einer lieben Heimath geworden war, auf's Neue hinausziehen und sich in der kalten, fremden Welt eine neue Stätte bereiten solle? — Das konnte, das durfte nicht geschehen. Um ihrer Mutter willen mußte sie ausharren und bleiben, mußte sie ihr eigenes Empfinden, ihr eigenes Bedürfen opfern.

Und wenn es dann trotzdem geschah, wenn Renatus es vergessen konnte, was er ihr schuldig war, nun, so sollte sein die Schuld, sein ganz allein auch das Verbrechen sein, das er damit an ihrer armen Mutter, an der edelsten der Frauen, zu begehen sich nicht scheute.

Daß sie selber bei ihren Planen für die Zukunft immer

auf die Entfernung ihrer Mutter und ihrer Schwester gerechnet hatte, so lange diese Plane noch auf ein ausschließliches Liebesglück begründet gewesen waren, daran freilich erinnerte Hildegard sich in dieser Stunde nicht.

Noch weniger machte Renatus sich bei seinem fröhlichen Ritte eine Sorge um die Gedanken und um die Zweifel, mit welchen Cäciliens daheimgebliebene Schwester sich eben beschäftigte und quälte.

Es war ein strahlend schöner Tag. Die drei Reiter hatten ihr Entzücken an demselben. Die frische Luft, die sonnebeleuchtete Ebene, die sich nach der einen Seite weit wie der Horizont, und nur von ihm begrenzt, vor ihnen öffnete, hatten für die Phantasie etwas Verlockendes, und sie ritten schnell und schneller, wie man das immer thut, wo dem Auge kein festes Ziel gesetzt ist.

In den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Richten hatte Renatus noch mit erneutem schmerzlichem Bedauern die prächtige Allee vor dem Schlosse vermißt, deren Verschwinden ihn einst so ergriffen hatte, als er in den russischen Krieg gegangen war. Jetzt war er schon völlig daran gewöhnt, das Schloß ohne seine Baumeszierde vor sich zu sehen, und selbst den Verfall an den Häusern und an den andern Baulichkeiten fand er doch nicht so arg, als er es nach Tremann's Darstellungen befürchtet hatte. Seine Feldzüge hatten ihn mit dem Anblicke so entsetzlicher Zerstörungen vertraut werden lassen, daß es ihm keinen bedenklichen Eindruck machte, wenn die Dächer der Scheunen und Ställe, denen einst eine schöne Deckung mit Dachsteinen nicht gefehlt hatte, nur nothdürftig mit Stroh gedeckt waren, wo die Ziegel schadhaft geworden waren. Er hatte so viele Häuser ohne Thüre und ohne Fenster stehen sehen, daß eine eingesunkene Schwelle und schief hängende Thürflügel, daß Verschläge von Brettern statt der Fenster, besonders, wo es sich um die Wohnung von Leuten handelte, die im Grunde doch zufrieden waren, wenn sie

unter Dach und Fach nur warm beisammen saßen, ihm nicht als ein Unglück erschienen. Und wie man in einer elenden Baracke bei rauchendem Feuer und auf hartem Boden, selbst wenn man an Nahrungsmitteln keinen Ueberfluß hatte, doch gesund und arbeitsfähig und selbst guten Muthes bleiben könne, das hatte er in seinen Feldzügen an sich selbst mehr als einmal erfahren.

Heute nun vollends, wo die Sonne so herrlich schien und der frische Wind im Walde die Aeste der alten Bäume so lustig knarren machte, heute, wo die Lerche sang, als wisse sie, daß es mit dem Winter nun bald zu Ende sein und über der Furche sich in Kurzem wieder die grünen, weichen Halme schützend wölben würden, heute, wo die kluge Krähe so bedächtig auf dem letzten Reste des Schnee's umherging, als wolle sie mit dem Schnabel ermessen, wie hoch er denn noch liege und wie lange die Sonne wohl noch zu thun habe, bis sie mit ihm fertig werden und die schöne Jahreszeit beginnen könne, heute erschien auch dem Freiherrn seine Lage bereits wieder in ganz anderem Lichte, als an dem Morgen, an welchem er in sein Schloß zurückgekehrt war.

Er war in diesen Wochen überall selbst herumgewesen, hatte überall selbst nachgehört, und mehr noch als bei diesen Ausflügen hatte er von den Leuten erfahren und gelernt, die, weil er ihnen das gestattet hatte, zu ihm gekommen waren, ihm ihre Beschwerden und Wünsche vorzutragen. Sie hatten allerdings geklagt, aber Renatus hatte schon in Friedenszeiten bei seinem Dienste, und dann vollends im Kriege, mit dem gemeinen Manne verkehren lernen. Er wußte, daß derselbe immer klage und daß er leicht zu trösten, daß er mit dem geringsten Zugeständnisse für den Augenblick zu beschwichtigen, ja, zufrieden zu stellen und zu geduldigem Warten wie zu muthigem Hoffen leicht zu bewegen sei.

Der Amtmann war wirklich ein harter Mann, der Justitiarius konnte nichts bewilligen, der verstorbene Freiherr hatte mit den Leuten, deren schwerfällig langsames Wesen ihn belästigte, deren Kleider, selbst wenn sie in ihrem besten Anzuge vor ihm erschienen, nach ihren schlecht gelüfteten Wohnungen übel rochen, nichts zu thun haben mögen. Er war ihnen, namentlich in den späteren Jahren seines Lebens, als der Bau der katholischen Kirche, die Entlassung des Neudorfer protestantischen Pfarrers, und der Todtschlag der französischen Kammerjungfer böses Blut zwischen der Herrschaft und den Leuten erzeugt hatte, nur noch eine Schreckgestalt gewesen, und sie hatten mit ihm gar nichts gemein gehabt. Erst hatte er, wie sie sich's noch jetzt erzählten, die kleine französische Herzogin und den hasenfüßigen Marquis in's Land gebracht, vor dem kein Frauenzimmer Ruhe gehabt; nachher hatte er sich die schwarze Italienerin geholt, mit der auch kein Christenmensch im Lande in seiner Muttersprache reden konnte, und wenn das auch Niemand laut zu sagen wagte, im Stillen waren die Leute sammt und sonders doch der Meinung, daß der alte Freiherr es heimlich mit den Franzosen gehalten habe und nicht dawider gewesen wäre, wenn sie heute hier noch im Lande ihr Wesen getrieben hätten. Er hatte ja im Schlosse auch meistens nur Französisch parlirt mit Frau und Kind.

Jetzt mit dem jungen Freiherrn war das, wie die Leute sagten, ganz was Anderes. Man brauchte ihn nur anzusehen: die helle Ehrlichkeit sah ihm aus seinen großen, blauen Augen. Der hatte seine Knochen und sein Leben nicht geschont. Der war mitgegangen wie der gemeine Mann, als es noth gethan hatte. Der hatte sein Blut ehrlich vergossen für Gott, für König und für's Vaterland, wie der gemeine Mann. Mit dem Wilhelm, mit des Neudorfer Schulzen Aeltestem, war er zusammen in Leipzig im Hospital gewesen, und als der Freiherr, dessen Wunde

rascher geheilt war, als des Wilhelm's Bein, dann aus dem Lazarethe abgegangen war, hatte er dem Wilhelm noch eine Flasche Alten und zwei harte Thaler zurückgelassen, daß er sich pflegen und recht zu Kräften bringen solle, ehe er wieder zum Regimente käme. Und nun hier zu Hause! Das war ein ganz anderes Wesen.

Der junge Herr hatte es im Kriege gelernt, daß ein Mensch des andern Menschen Kamerad und Bruder sei. Keinen, auch den ärmsten Einlieger nicht, behandelte er, wie der Alte es gethan hatte. Er sagte zu Niemandem Er, er nannte Jedweden Du, und wie er neulich beim Schulzen in Neudorf gewesen war, da hatte er den Wilhelm eigens rufen lassen, hatte ihn gefragt: Nun, Kriegskamerad, wie geht's Dir? Und wie er danach weggeritten war, hatte er dem Wilhelm die Hand gegeben und geschüttelt. Jeder Mensch konnte zu ihm kommen, und nicht bloß auf die eine bestimmte Stunde, wie zum Alten, sondern wann er wollte.

Dem Berning hatte der junge Herr gleich die Latten geben lassen, die er zum Verschlage hatte haben wollen, und der Backofen war auch in Stand gesetzt, mit dem die Frauen sich alle die Jahre her so hatten quälen müssen. Der Amtmann, der ließ jetzt freilich den Kopf hangen, nun der Herr über ihn gekommen war; aber das war dem hartherzigen Geizhalse recht gesund; und wenn es nun wahr wäre, daß sie den Bonaparte fest in Sicherheit gebracht hätten und daß man den Frieden behielte und der junge Herr zu Hause bleiben konnte, dann mußte Alles noch ganz anders werden. Dann schaffte der Herr den Amtmann ab, dann fing er selber zu wirthschaften an; und daß der Herr dann nicht irgend eine Ausländische in sein Schloß führen, sondern eine Frau von hier zu Lande nehmen würde, daran war gar kein Zweifel. Man brauchte ja nur zu sehen, wie der junge Herr und die junge Gräfin einander

Augen machten! Die im Schlosse behaupteten zwar, es sei die blasse Gräfin, gegen die man freilich auch nichts sagen konnte, denn gut und barmherzig und mitleidig mit den Kranken war sie auch; aber so ein schöner, junger Herr wie der Freiherr, der brauchte ja keine Krankenwärterin. Der brauchte ein frisches, junges Weib, und der jüngsten Gräfin lachte das Leben aus den Augen und platzte die Gesundheit fast aus den rothen Backen heraus.

Die Frauen und die Kinder erzählten es sich in den Dörfern, wie der Freiherr und die rothe Gräfin sich mit dem Junker am Sonntage auf der Terrasse lustig mit Schneeballen geworfen hätten, und als sie neulich einmal beim Reiten zu Dreien das Lied gesungen hatten, das der Wilhelm auch immer sang, der es aus dem Felde mitgebracht, da hatte das lustige „Juchheirassassa und die Preußen sind da!" so durch die Luft geschmettert, daß denen im Walde beim Holzfällen sich das Herz in der Brust vor Vergnügen ordentlich gehoben hatte.

Die ganze Vorliebe, welche das Volk, und mit Recht, für die Jugend, für die Schönheit, für die Gesundheit hegt, hatte sich auf Renatus und auf Cäcilie gewendet, in welchen sie dieselben verkörpert fanden, und die Leichtlebigkeit, welcher der junge Gutsherr sich halb mit Bewußtsein, halb aus Bequemlichkeit überließ, wo er es sich nicht schuldig zu sein glaubte, seine Würde besonders aufrecht zu erhalten, machte ihn vollends in den Dörfern und unter seinen Leuten beliebt. Wohin er kam, überall begegneten ihm freundliche Gesichter. Die Kinder blieben stehen und grüßten, die Alten gingen nicht ohne einen herzlichen Anruf an ihm vorüber, und sahen ihn mit Cäcilien und dem Bruder niemals kommen, ohne in die Thüren zu treten und ihm lange nachzublicken.

Mit jedem Tage längeren Verweilens wuchs diese Anhänglichkeit dem jungen Freiherrn mehr ins Herz. Er hatte

bis dahin nur den Grund und Boden geliebt, auf dem er geboren war und der ihm gehörte; jetzt begann er die Menschen zu lieben, unter denen er geboren war und die sich als zu ihm gehörend betrachteten. Er fand ein Vergnügen darin, ihre rauhen und doch so freundlichen Gesichter zu sehen, es war ihm eine Genugthuung, wenn er einen Bedrängten so weit als möglich erleichtert von sich entlassen konnte, und mit einem stolzen Selbstgefühle genoß er das Vertrauen, welches man ihm entgegenbrachte, noch ehe er es hatte verdienen können, als eines der schönsten Erbtheile, die er von seinen Vätern überkommen hatte.

Er fand es ganz begreiflich, daß Paul Tremann und daß selbst sein Onkel mit so leichtem Sinne von dem Kaufe oder von dem Verkaufe eines Gutes sprechen mochten. Sie hatten beide kein Gut ererbt, das seit Jahrhunderten von dem Vater auf den Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht übergegangen war; sie wußten nicht, was es heißt, auf eigenem Grund und Boden leben, unter seinen Leuten heimisch sein.

Die Bäume, die konnte man niederschlagen und entwurzeln lassen, wenn die Noth es heischte, wie sein Vater es gethan hatte. Sich selbst zu entwurzeln, sich loszureißen von seiner eigentlichen Heimath, das war noch etwas Anderes, und ehe Renatus sich dazu entschloß, mußte seine Lage schlimmer sein, als er sie jetzt vor Augen hatte, mußte er die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ihm gar kein anderer Ausweg bleibe. Noch aber hegte er diese Ueberzeugung nicht, und er versprach sich, nichts zu übereilen, sondern sich zu genauem Kennenlernen und Prüfen, zu reiflicher Ueberlegung die Zeit zu gönnen.

Viertes Capitel.

Darüber kam der Frühling siegreich in das Land. An allen Ecken und Enden begann das Treiben und das Blühen. Renatus hatte seit langen Jahren die Güter nicht im Schmucke der guten Jahreszeit gesehen. Die keimenden Saaten, die knospenden Bäume, die grünenden Büsche freuten ihn ganz anders, als je zuvor, jetzt, wo er sie mit dem Auge des Besitzers ansah. Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein bekamen eine Bedeutung für ihn, und die Arbeiten wie die Hoffnungen des geringsten Mannes wurden ihm wichtig, weil sie mit seinen eigenen Nothwendigkeiten und Aussichten zusammentrafen. Es gefiel ihm immer mehr, Grundbesitzer und Hausherr zu sein, er fand auch Behagen an dem Verkehr mit dem Adel der Gegend, mit welchem er durch alte Familienbeziehungen verbunden war; und da der Mensch so glücklich oder so unglücklich geartet ist, daß die Gewohnheit ihn allmählich auch mit demjenigen versöhnt, was ihm Anfangs unertragbar erschienen ist, so war es nicht zu verwundern, wenn Renatus, dessen Natur ohnehin allem Gewaltsamen abhold war, in Bezug auf Hildegard die Dinge gehen ließ, wie sie eben gingen, und von der Zeit eine Entscheidung erwartete, die er zu treffen sich nicht entschließen mochte. Kam ihm dann doch bisweilen der Gedanke, daß diese Handlungsweise oder vielmehr dieses Abwarten nicht redlich, daß es nicht männlich sei, so beschwichtigte er sich mit der Vorstellung, daß es bisweilen edler sei, den Schein der Schwäche und der

Unredlichkeit über sich zu nehmen, als sich selbst mit einer Grausamkeit gegen einen Andern, und obenein gegen ein Weib, eine Genugthuung und einen Abschluß zu bereiten, und Hildegard irrte also in der Voraussetzung keineswegs, daß Renatus von ihr die Lösung ihres Verhältnisses erwarte, weil er selber den Muth zu einer solchen nicht in sich fand.

Mit der bestimmten Absicht, sich über die Gutsverwaltung zu unterrichten und aufzuklären, nahm er bei seinem Verkehr mit den benachbarten adeligen Gutsbesitzern jede Gelegenheit wahr, von der Landwirthschaft wie von den Aussichten für die Zukunft der Provinz zu sprechen, und alles, was er dabei hörte und erfuhr, stand mit den Ansichten und Maßnahmen, welche Tremann ihm als die einzige zweckmäßige Handlungsweise vorgezeichnet hatte, sehr im Widerspruche. Das hatte indessen seine guten Gründe.

Es ist ein beschwerlicher Beruf, einem Manne unangenehme Wahrheiten zu sagen, und vollends Jemanden zu entmuthigen, der für sein Wünschen und Hoffen Zuspruch von uns erwartet, ist eine unerfreuliche Sache. Die älteren Edelleute, die Lebensgenossen und Freunde seines Vaters, bei denen der junge Freiherr sich wegen seiner Angelegenheiten gesprächsweise Rath zu holen suchte, gaben ihm zu verstehen, daß die Zeiten für den grundbesitzenden Edelmann allerdings verändert und nicht zum Vortheil verändert wären, seit jeder im Schacher reich gewordene Bürger Besitzer der alten adeligen Güter werden könne. Grade darum aber sei es Pflicht, wenn irgend möglich, den adeligen Grundbesitz nicht zu zersplittern. Ehe man die Güter an Schlächter und Brauer, an Branntweinbrenner und Fabrikanten übergehen lasse, müsse man diese Gewerbe lieber auf den Gütern selbst betreiben und mit neuem Erwerbe die alten Familien aufrecht zu erhalten suchen, bis man wieder so weit gekommen sein werde, die Oberhand zu haben und die Dinge

auf den guten, alten Standpunkt zurückführen zu können. Vom Hofe aus werde dieses Verhalten ganz und gar gebilligt; man könne sich von dort her jeder Förderung getrösten, und wenn der verstorbene Freiherr Franz auch kein sonderlicher Landwirth gewesen und vielleicht, ohne streng zu rechnen, ein wenig stark ins Zeug gegangen sei, nun, so sei Renatus nicht der erste Sohn, der solche kleine väterliche Unterlassungssünden ausgleichen müsse. Der und Jener — man nannte die Namen angesehener Grundbesitzer — habe sich in ganz gleicher Lage befunden und sich mit einem tüchtigen Inspector oder Amtmann wieder ganz und gar herausgearbeitet. Es komme also hauptsächlich darauf an, ob Renatus sich auf seinen Amtmann verlassen könne, und das werde er ja wissen.

Die jüngeren Edelleute faßten die Sachlage noch anders auf. Sie hatten davon gehört, daß Angebote auf Neudorf und auf Rothenfeld geschehen wären, daß eine fabrikmäßige Ausbeutung der Steinbrüche und der Torflager in Aussicht genommen sei; indeß sie hegten, wie sie sagten, zu Renatus das feste Vertrauen, daß er nicht verkaufen werde. Sie läugneten nicht, daß die Güter nicht im besten Stande wären, aber das gäbe doch noch keinen Grund, sie loszuschlagen. Wenn Andere sie kaufen wollten, so sei das nur ein Zeichen, daß sie sich große Vortheile davon versprächen, und es sei thöricht, ihnen aus hastiger Muthlosigkeit in den Schooß zu werfen, was man mit einiger Geduld selbst ernten könne. Diejenigen, welche während des Krieges oder gleich nach demselben ihre Güter verkauft hätten, bereuten es schon jetzt wie ein Verbrechen gegen die Ihrigen, und es werde sicherlich Keinem anders damit ergehen. Wenn man zugebe, daß die Krämer und die Juden sich hier im Lande auf den Gütern einnisten dürften, so werde dem Edelmanne bald nichts mehr übrig bleiben, als das flache Land ganz und gar aufzugeben und in die Städte zu ziehen;

denn Umgang, Gesellschaft wolle der Mensch doch haben, und mit solchem Volke könne man doch nicht leben, könne man doch seine Frauen und Töchter nicht verkehren lassen.

In dem weichen Sinne des Freiherrn blieb von allen solchen Ansichten und Gesprächen dasjenige haften, was seinen persönlichen Wünschen am meisten diente, und es lag nicht im Vortheile seines Amtmannes, ihn anderen Sinnes werden zu lassen.

Paul hatte in verständiger Voraussicht der verschiedenen Möglichkeiten den neuen Contract mit dem Amtmanne der Art gemacht, daß der Freiherr nach seiner Heimkehr darüber entscheiden konnte, ob der Contract, wie bisher, immer auf drei neue Jahre oder, wie es eben jetzt geschehen war, nur auf ein Jahr verlängert werden solle, und der junge Gutsherr hatte seine Entschließung endlich bis zum letzten Tage hinausgeschoben, auf welchen man die Zulässigkeit einer solchen für ihn festgesetzt hatte.

Er war ohne alles Vertrauen in sich und seine Einsicht auf seinen Gütern angelangt; indeß eben weil ihm eine gründliche Kenntniß der Wirthschaft abging, war er leicht dahin gekommen, sein gelegentlich und schnell erworbenes Wissen von den Dingen sehr hoch zu veranschlagen und sich auf sein richtiges Auge, auf seinen natürlichen Blick, auf seinen gesunden Verstand, mit Einem Worte, auf alle jene angeborenen Fähigkeiten zu verlassen, in deren Besitz die Unkenntniß sich beruhigt fühlt und die sich immer als unzulänglich erweisen, wo ein umsichtiges Wissen und ein folgerechtes, auf genaue Einsicht und Erfahrung begründetes Handeln vonnöthen sind.

Trotzdem konnte Renatus in der Nacht, welche dem entscheidenden Morgen voranging, keine Ruhe finden. Alles, was er erlebt hatte, seit er den deutschen Boden wieder betreten, alles, was er innerlich erfahren hatte, seit er wieder in seinem Schlosse weilte, zog in seinem Geiste an ihm vorüber, und wie

er sich nun von Stunde zu Stunde mehr gedrängt fand, mit sich ins Klare zu kommen, sah er deutlich ein, daß die Maßregel, welche er jetzt unabweislich treffen mußte, ihn zu einer Erklärung gegen Hildegard nöthigen, ihn zwingen würde, auch mit ihr zu einem Abschlusse zu gelangen, und sie erleichterte ihm dieses nicht.

Wenn er die drei Güter, dieses alte Erbe seines Hauses, zusammen zu erhalten suchte, wenn er in Richten blieb, und die Wirthschaft mit Hülfe eines den Ansprüchen der neuen Zeit gewachsenen Inspektors, der freilich erst noch gefunden werden mußte und bei dessen Wahl man ebenfalls fehlgreifen konnte, selbst zu führen übernahm, so fehlte ihm jeder Grund, seine Verheirathung hinauszuschieben. Hildegard war seine Verlobte, der Adel der Umgegend erwartete mit Recht täglich die öffentliche Erklärung seiner Verlobung, die Gräfin sprach beständig von der jetzt nahe bevorstehenden Verbindung des jungen Paares, nur Renatus und Hildegard erwähnten derselben nicht, und der Verkehr der beiden war allmählich ein ganz besonderer geworden.

Hildegard hatte sich nicht vortheilhaft entwickelt, indeß der Grund ihres Wesens war ursprünglich rein und edel gewesen, und wo sie fehlte und irrte, geschah es in der Regel durch Uebertreibung eines an sich Guten und Lobenswerthen. Sie besaß in hohem Grade jenes Schamgefühl, das der verschmähten Liebe eigen ist, und jene Selbstachtung, die sich im Unglücke zu bescheiden weiß. Seit dem Tage aber, an welchem sie es sich zum ersten Male deutlich gemacht hatte, daß die Zeit ihrer Jugend vorüber sei, daß Renatus sie nicht liebe, daß er daran denken könne, sie zu verlassen, war eine jener Wandlungen mit ihr vorgegangen, die sich in religiösen Frauennaturen oft mit einer unerwarteten Plötzlichkeit vollziehen. Sie hatte es aufgegeben, ihr Schicksal selbst bestimmen und gestalten zu wollen, und mit einer aus Entmuthigung und Frömmigkeit zusammen-

gesetzten Ergebung, Alles der Fügung des höchsten Wesens anheimgestellt, dem sie sich in Demuth unterzuordnen beschloß. Was Gott zulassen, was er bestimmen würde, das sollte, so hatte sie es sich gesagt, auch ihr erwähltes Theil sein; und wie edel und richtig von ihrem religiösen Standpunkte aus diese Entsagung auch sein mochte, war ihr dieselbe doch in ihrem Verhältnisse zu Renatus nicht förderlich gewesen, sondern nur ihm allein zu Statten gekommen.

Sonst hatte sie seine Zärtlichkeit gesucht und ihm die ihrige mit unverhehlter Liebe kundgegeben; jetzt hielt sie sich zurück, obschon das Herz ihr blutete, wenn Renatus ihre Liebesbeweise nicht forderte, nicht einmal vermißte. Sie beklagte sich nicht, wenn er ihre Gesellschaft nicht verlangte, sie ließ ihn gewähren, wenn er sich oft für mehrere Tage entfernte, sie setzte Vittoria's Bemühungen um ihn kein Hinderniß in den Weg. Konnte Renatus seinen Schwüren untreu werden, obschon er's sehen mußte, daß der Kummer ihre Wange bleichte, konnte Cäciliens beständige und oft so grundlose Fröhlichkeit ihn mehr befriedigen, ihm mehr werth sein, als ihr treues Herz, nun so hatte er sie nie geliebt, so hatte Gott es zugelassen, daß sie ihre Liebe einem Unwürdigen zugewendet hatte, und sie mußte in Demuth hinnehmen und tragen, was ihr von Gott beschieden war, auch wenn sie seine Wege nicht verstehen konnte.

Das Schweigen, die Entsagung, welchen Hildegard sich überließ, täuschten den Freiherrn, denn wo die Blindheit ihnen Vortheil bringt, strengen die Wenigsten ihr Auge zum Sehen an. Er meinte, sie erkenne es jetzt bereits, daß sie nicht für einander paßten, und sie wolle es ihm erleichtern, sich von ihr loszusagen, ohne deßhalb ihr einstiges, schönes Jugendverhältniß zu verläugnen. Er wußte ihr Dank für ihre Zurückhaltung, Dank dafür, daß sie ihn seinen freien Weg und Willen haben ließ, und während er Anfangs sich davor gefürchtet hatte, ihr

von seinen Planen zu sprechen, begegnete es ihm jetzt bisweilen, daß er ihr erzählte, was er zu thun, wie er sich einzurichten denke, ohne daß bei diesen Vorsätzen irgendwie von ihr die Rede gewesen wäre. Er gewann zu ihr jene unbedingte Zuversicht, welche grausam macht, und weil ihr Ehrgefühl sie hinderte, sich zu beklagen, überließ er sich bereitwillig dem Glauben, daß sie keinen Schmerz empfinde. So begann er, sich seine Unentschlossenheit und sein feiges Zuwarten zum Verdienste und als eine Maßregel milder Klugheit anzurechnen, für welche alle Theile ihn zu loben hätten, und er bestärkte sich an seinem eigenen Verhalten in der Lehre: daß man gewaltsame Schritte überall vermeiden müsse, daß man die Dinge nur gehen zu lassen brauche, damit sie in die richtige Bahn und zu einer naturgemäßen Entwicklung hingeleitet würden.

Als er sich niedergelegt, hatte er sich an dem betreffenden Abende gefragt: Was werde ich mit Hildegard machen, wenn ich die Güter behalte? — Am Morgen, da er sich erhob, stand er noch vor derselben Frage, und als sich dann im Laufe des Vormittags zur anberaumten Stunde sein Amtmann bei ihm einfand, war Renatus auch noch nicht über seine Ungewißheit hinausgekommen. Er fand es nach wie vor eben so unwürdig, sein Wort zu brechen, als grausam gegen ein Weib zu sein; denn von seinen täglich wiederkehrenden kleinen Grausamkeiten hatte er kein Bewußtsein, und daneben sagte er sich dennoch immer wieder, daß ihm gar nichts übrig bleiben werde, als seinem Worte, seiner Ehre und seinem Gewissen zuwider zu handeln, wenn er sich nicht gegen sein eigenes Glück versündigen, wenn er nicht ein gealtertes, kränkelndes Mädchen zu seiner Gattin, zur Mutter seiner Kinder, zur Mutter eines Geschlechtes machen wolle, das mit Fug und Recht bisher auf seine schönen und kräftigen Männer und Frauen so stolz gewesen war.

Jetzt, wo die Stunde der Entscheidung da war, drohte

sein Glaube an die Weisheit des Abwartens wankend zu werden, und doch verließ ihn ein Selbstbewußtsein nicht, das ihn erhob: er stand auf seinem Grunde und Boden, in seiner Väter Schloß, er war hier der Herr. Die Vergangenheit dieses Hauses war die seinige, sich die Zukunft in demselben zu bewahren, stand in seiner Macht. Er hegte das volle Herrenbewußtsein, jene Ueberzeugung von der eigenen Bedeutung, welche rücksichtslose Selbsterhaltung und Selbstbefriedigung als ihr angeborenes Recht betrachtet. Er meinte seines Vaters Geist in sich zu fühlen, und er gelobte sich, in diesem Geiste auch zu handeln. Er durfte, er wollte sich von dem Boden nicht trennen, aus dem er ihm erwuchs. Nur mit Hildegard mußte er zu einem Abschlusse, einem Ende gelangen!

Er war eben von seinem Spaziergange mit Cäcilien heimgekommen, als man ihm den Amtmann meldete. Die Jahre hatten diesen wenig angefochten. Er war jetzt allerdings auch kein junger Mann mehr, aber er sah besser aus, als in früheren Zeiten, denn er war stark geworden und blickte selbstzufrieden und behaglich lächelnd um sich her. Nur aus den kleinen, grauen Augen, deren schwere Lider sich beinahe schlossen, wenn er den Mund zur Freundlichkeit verzog, schoß hier und da ein Ausdruck achtsamer Schlauheit unheimlich hervor, der sonderbar gegen das offene Wesen abstach, dessen der Amtmann sich sonst befleißigte und rühmte.

Demüthig und doch nicht ohne Zuversicht trat er bei dem Freiherrn ein. Er sagte, daß er gekommen sei, die Befehle und die letztlichen Entschließungen des gnädigen Herrn zu vernehmen, und er hoffe, daß diese nicht zu seinem Schaden sein würden. Die Herren von Arten hätten ja treue Dienste immer zu würdigen verstanden, und so werde denn ja auch der jetzige Freiherr wohl das Gleiche an ihm thun.

Renatus hatte den Amtmann seine Anrede ruhig vollenden

lassen. Dann nöthigte er ihn, sich zu setzen, und ohne ihm irgend eine Anerkennung auszusprechen oder ihn zu einer Hoffnung zu ermuthigen, blieb er selber, den Arm auf die Lehne seines hohen Schreibtisches gestützt, vor dem Sitzenden stehen, so daß er auf ihn herniedersah. Er genoß in diesem Augenblicke das Bewußtsein seiner Herrschaft, er wollte sie den Amtmann auch empfinden lassen, und erst nach längerem Schweigen sagte er mit jener nur auf das eigene Interesse gerichteten Weise, in welcher die Fürsten gegen ihre Unterthanen, die Besitzenden gegen die Nichtbesitzenden in der Regel Meister sind, und welche sie oft sogar verhindert, sich die Zeit zu nehmen, dem Angeredeten auch nur die Ehre seiner Namensnennung zu gewähren: Ich höre aus Ihren Worten, daß Sie die Ansichten kennen, welche mein Bevollmächtigter, der Kaufmann Tremann, in Bezug auf diese Güter hegt, und ich lasse es vorläufig dahingestellt sein, in wie weit er mit denselben Recht hat. Ich war bei meiner Ankunft allerdings der Meinung, daß ich hier durchgreifende Veränderungen machen müßte, indeß ich mag nichts übereilen, und da, wie Sie richtig bemerken, wir in unserem Hause es nicht lieben, unsere Beamten und Diener oft zu wechseln, so wäre ich in gewissem Sinne nicht abgeneigt, auch mit Ihnen einen neuen Versuch, einen neuen Contract zu machen, obschon ich mich während meines langen Aufenthaltes im Auslande davon überzeugte, daß Ihnen in der That, darin hat Herr Tremann Recht, die Kenntniß der Fortschritte mangelt, welche man in der rationellen Bewirthschaftung und Verwerthung großer Güter in den letzten Jahrzehenden überall gemacht hat.

Er hielt inne, nahm eine Feder zur Hand, prüfte auf dem Nagel des Daumens ihre Spitze, legte sie dann wieder fort und streifte mit dem Auge über den Amtmann hin, der, die Hände über dem Leibe gefaltet, andächtig und unbeweglich, als ob er vor der Kanzel säße, die Aussprüche des jungen Freiherrn, von

dessen landwirthschaftlichen Kenntnissen er hinwiederum auch seine besondere Meinung hegte, über sich ergehen ließ. Er fand es weder nöthig noch zweckmäßig, ihm eine Antwort zu geben, ehe eine solche unvermeidlich war, und Renatus sah sich dadurch also gezwungen, seiner ersten Rede die Bemerkung hinzuzufügen, daß große Verbesserungen auf den Gütern, wie er sich überzeugt habe, unerläßlich wären, und den Amtmann daran zu erinnern, wie derselbe es ihm für möglich erklärt habe, die Amelierationen ohne alle Hülfe von auswärts, aus den eigenen Mitteln zu bewerkstelligen. Aber auch hierauf antwortete der Amtmann nur mit einer stummen Kopfneigung, und der Freiherr mußte also auf's Neue zu sprechen beginnen.

Da Sie wußten, sagte er, daß ich heute die Entscheidung treffen muß, werden Sie Sich die Verhältnisse wohl durchdacht haben. Erklären Sie Sich also nach Ihrem besten Wissen und Gewissen darüber, ob und wie Sie es für möglich erachten, daß wir, ohne zu neuen Geldaufnahmen unsere Zuflucht zu nehmen und ohne eines der Güter abzutrennen, — er vermied das Wort verkaufen geflissentlich, — die Wirthschaft weiter führen und den Schaden ersetzen können, den die Kriege uns gethan haben. Man hat mir, ich verhehle Ihnen das nicht, nicht nur gegen Ihre Einsicht und Ihre Kenntnisse, sondern auch gegen Ihre Person Mißtrauen eingeflößt, aber ich gestehe Ihnen mit Vergnügen ein, daß ich glaube, man habe Ihnen Unrecht gethan. Ich habe nichts, gar nichts wider Sie, im Gegentheil! Die Frau Baronin hat mir Ihre gefällige Dienstfertigkeit gerühmt. Sie können also zuversichtlich sprechen und der billigsten Beurtheilung, der genauesten Erwägung des Für und Wider Sich versichert halten. Ohne eine zwingende Nothwendigkeit entferne ich Sie nicht!

Renatus war äußerst wohl mit sich und mit dieser Rede zufrieden; sie war eben so bestimmt, wie er meinte, als menschlich und gerecht gewesen, und der Amtmann hatte sie auch mit der

tiefsten Ergebenheit vernommen. Er hatte nur zu verschiedenen Malen gewichtig mit dem Kopfe genickt; dann wieder hatte er gelächelt, wie einer, dem das Gehörte nicht unerwartet kommt, und sich zur Antwort und zum Ueberlegen bedächtig Zeit lassend, sagte er endlich: Gnädiger Herr, ich habe mich nicht herangedrängt, Ihnen meine Meinung zu sagen; ich habe gedacht, Sie sollten Sich nur, wie Sie das ja auch gethan haben, hier zu Lande umsehen, denn die Verantwortung, die Unsereiner auf sich nimmt, ist sgar zu groß. Nun Sie hier Bescheid wissen und, wie das in der Ordnung ist, überall selber herumgehört haben, was von mir geglaubt und gehalten wird, nun sind Sie doch wenigstens so weit in Ihrem Zutrauen zu mir gekommen, daß Sie meine Stimme zu vernehmen wünschen. Gerade heraus also, gnädiger Herr, es sind die Spekulanten, den Steinert und den Tremann an der Spitze, die ihre Augen auf die Güter hier geworfen haben, das ist das ganze Elend! Sonst hat es noch keine Noth, wenn man nur erst wieder gelassen an die Arbeit gehen kann. Verschuldet sind die Güter, schwer verschuldet, das ist wahr; wer verlangt denn aber, daß man morgen oder übermorgen die Schulden abbezahlt? Wer verlangt das anders, als die Spekulanten, die am liebsten Alles zu Geld und alles Geld in der Welt flüssig machen möchten, damit es, wie bei Tremann, alljährlich drei, vier Mal durch ihre Hände laufen und immer etwas davon kleben bleiben kann? Im Gutsbesitz, im Landbesitz ist es just das stricte Gegentheil. Da will Alles seine Zeit und seine Ruhe haben. Und wenn Sie, gnädiger Herr, mir ganz allein vertrauen und Sich auf mich allein verlassen wollten, so sollten Sie erleben, ob ich mich auf mein Fach verstehe und ob ich meines Herrn Vortheil mit meiner alten Wirthschaftsmanier nicht besser wahrzunehmen weiß, als die Anderen mit all ihren neuen Künsten.

Der Amtmann gab dem Freiherrn zu bedenken, wie leicht

es die Steinert, seine Vorgänger im Amte, während der langen Friedensjahre gehabt hätten, die dem siebenjährigen Kriege gefolgt waren, und unter wie ungünstigen Umständen er die Verwaltung übernommen habe. Er wies den unverhältnißmäßigen Geldverbrauch des Freiherrn Franz nach, er erinnerte an die furchtbaren Kriege und Kriegszüge, an den allgemeinen Nothstand, an die Aufhebung der Leibeigenschaft, um zu erklären, wie unmöglich es bisher für ihn gewesen sei, an irgend eine Verbesserung auf den Gütern, oder gar an die Erzielung von Ueberschüssen zur Schuldentilgung denken zu können. Nun, sagte er, sei noch der völlige Mißwachs des vorigen Jahres dazu gekommen, in welchem man das eigene Vieh zu schlachten versucht gewesen sei, weil man nicht gewußt habe, wie man es ernähren solle, und trotzdem habe er in diesem Jahre am ersten Quartale allen Verpflichtungen genügen können, die auf den Gütern und auf dem gnädigen Herrn persönlich gehaftet hätten.

Sehen Sie, gnädiger Herr, rief er und wies in die Landschaft hinaus, Gott der Herr hat doch endlich wieder eine Einsicht! Seit man gedenken kann, haben die Saaten nicht so gestanden, haben wir kein so frühes Jahr gehabt, haben die Bäume nicht solche Blüthenlast getragen. Wenn Gott uns weiter gnädig ist, gibt das eine Ernte, die manches Loch verstopft! Denn die Theurung ist noch immer ungeheuer und die Preise halten sich nothwendig noch bis in das nächste Jahr. Es ist nichts mit den Spekulanten und mit den Fabriken, von denen sie immer reden! Aus dem Boden muß man es herausholen mit Egge und Pflug! Langsam geht das freilich, dafür jedoch ist's sicherer, sicherer wie der Dampf, mit dem sie jetzt in England ihr Wesen zu betreiben anfangen und der auch dem Steinert im Kopfe spukt, seit er den Sohn in Amerika da drüben sitzen hat. Mit Dampf wollen sie brennen und brauen in Marienfeld, mit Dampf möchten sie Steine schleifen in Neudorf, und dazu sollen die

Torfstiche in Rothenfeld die Feuerung liefern. Aber wir können ja selber Torfstiche eröffnen, wenn wir nur erst so weit sind, die Bauten in Angriff nehmen, neue Häuser aufführen und Leute zur Arbeit hieherziehen und ernähren zu können. Auch die Wege müssen wir erst wieder so weit im Stande haben, daß man den Torf bis zum Wasser bringen kann. Machen können wir das alles, nur Geduld müssen wir haben, nur Geduld! Das Geld wird sich schon finden, wenn man uns nur Zeit läßt. Und weil sie das Alles wissen, so gut wie ich, darum drängen sie den gnädigen Herrn so gewaltig zum Verkaufen. Diese Spekulanten haben ja ihre Augen überall. Wie die Stoßvögel hangen sie in der Luft, und ehe man's gewahr wird, schießen sie herunter und haben's in den Krallen!

Der Amtmann lachte, als er von den Summen hörte, welche Tremann für die Hebung der Güter als unerläßlich bezeichnet hatte. Daran allein können der gnädige Herr ja sehen, daß es ihnen bloß darauf ankommt, den gnädigen Herrn abzuschrecken. Und das nennen diese Leute Landwirthschaft! Kaufen, Alles fertig kaufen, Alles baar bezahlen! Nichts erschaffen, nichts erziehen, das ist ihre neue Weisheit! Sie wollen die Ziegel nicht streichen zum Baue und das Thier nicht austragen lassen im Mutterleibe; Stallungen aufrichten im Handumdrehen und fremde Heerden einführen, ohne zu denken, ob sie sich hier zu Lande halten; Hunderttausende in die Güter hineinstecken und sie dann verkaufen und das Doppelte herausziehen! Und dann sieh' Du zu, was nun aus dem Grunde und Boden wird! Spekulanten und Roßtäuscher — die sind Einer wie der Andere! Elendes Gesindel, das der Landwirth sich vom Hofe und vom Leibe halten muß!

Der Amtmann hatte sich in Zorn gesprochen, denn die Sache ging ihm an das Leben. Er kannte seinen jungen Herrn wenig, indeß langjähriges Dienen hatte ihn die Edelleute der

Gegend im Allgemeinen kennen gelehrt, und er hatte bewußt und unbewußt den rechten Ton getroffen, um auf seinen Herrn zu wirken. Renatus liebte es nicht, in denjenigen, mit welchen er Geschäfte abzumachen hatte, seines Gleichen oder gar einer Ueberlegenheit zu begegnen, und Tremann's völlig freie Bildung war ihm eben so unangenehm gewesen, als die Leichtigkeit, mit der er sich in allem Geschäftlichen bewegte, und die rasche Entschiedenheit, welche er von dem Freiherrn forderte. Des Amtmanns Ansichten vom Abwarten stimmten zudem auf das genaueste mit denen seines Herrn überein, und da jede fest ausgesprochene Meinung ihre Wirkung auf den Unerfahrenen nie verfehlt, verlangte Renatus, dessen Zutrauen zu seinem Beamten sich steigerte, von demselben endlich eine genaue Auseinandersetzung über die Wege, welche dieser bei der Ausführung seiner Plane einzuschlagen denke.

Der Amtmann zuckte die Schultern. Gnädiger Herr, sagte er, ich allein kann's nicht machen und Einer allein kann's überhaupt nicht. Aber wenn der gnädige Herr selber mit dazu thun wollen, so ist's keine Hexerei und gar kein Zweifel, daß wir vorwärts und zu Stande kommen.

Renatus befahl ihm, sich deutlicher zu erklären; der Amtmann ließ sich das nicht zweimal sagen. Es war ihm, als er vor seinem Herrn erschienen war, nicht besonders wohl gewesen, jetzt aber begann er, Muth zu fassen. Er knöpfte den braunen Oberrock auf, daß die großgeblümte, wollene Weste in ihrer ganzen Farbenpracht zu sehen war, zog sein blaues Taschentuch hervor, und sich die Stirn und die feisten Wangen trocknend, während die kleinen Augen in freundlicher Zuversicht listig zwinkerten, sagte er: Was sie dem gnädigen Herrn auch von den neuen Wirthschafts-Methoden und neuen Theorieen gesprochen haben mögen, es gibt zum Vorwärtskommen, um in die Höhe zu kommen, immer nur die eine praktische Theorie:

viel einnehmen und wenig brauchen, daß man Ueberschuß erzielt. So haben sie's ja auch gemacht, die Steinert und der alte Flies, die ihr Schäfchen so vorsichtig in's Trockene gebracht haben, während sie den seligen Herrn in die Patsche führten. Warum soll's denn jetzt, da es nicht ihren, sondern des gnädigen Herrn Vortheil gilt, mit neuen Mitteln angefangen werden?

Er begann darauf, dem Freiherrn die Erträge der Güter und die zunächst nothwendigen Ausgaben vorzurechnen, wobei die Verhältnisse sich allerdings weit günstiger als nach den Annahmen von Tremann auswiesen, schilderte darauf aber die großen Mühen, welche man in den kommenden Jahren haben werde, die mancherlei Unsicherheiten, denen man immer in der Wirthschaft ausgesetzt sei, und nachdem er Renatus mit jener Menge von Einzelheiten, die für den Uneingeweihten stets etwas Beunruhigendes und Verwirrendes haben, ermüdet hatte, so daß derselbe bedenklich zu werden begann, trat der Amtmann ganz unerwartet und plötzlich mit dem Vorschlage hervor, die Güter in Pacht zu nehmen, falls der Freiherr es unter den obwaltenden Umständen etwa vorziehen sollte, im militärischen Dienste zu verbleiben, wo ihm bei seinen jungen Jahren ein schönes Vorwärtskommen nicht entgehen könne, da jetzt nach dem Kriege viele der älteren Offiziere ihren Abschied fordern oder erhalten würden.

Renatus stand noch immer an dem Schreibtische, aber seine Stirne sah nicht mehr so heiter und so klar aus. Der Vorschlag des Amtmanns beunruhigte ihn sehr; denn auch Tremann hatte ihn darauf hingewiesen, daß es gerathen für ihn sein würde, in seiner militärischen Laufbahn zu beharren und zu versuchen, in wie weit sich mit dem festen Ertrage eines Pachtzinses seine Vermögens-Umstände verbessern ließen. Wenn man aber von zwei so verschiedenen Ausgangspunkten, wie die von Tremann und von dem Amtmanne es waren, an das

gleiche Ziel gelangen konnte, so mußte dies ein richtiges sein; indeß es widerstrebte dem Freiherrn immer noch, an die Verpachtung seiner Güter zu denken.

Er hatte die Feder wieder zur Hand genommen und riß, ohne zu wissen, was er that, ihre Fahne in kleinen Stücken herunter, bis er den nackten, kahlen Kiel erblickte. Stückweise! murmelte er kaum hörbar zwischen den Zähnen hin, knickte die Feder um und warf sie mit einer heftigen Bewegung fort.

Der Amtmann beobachtete ihn genau, aber er drängte ihn mit keinem Worte zu einer entscheidenden Antwort hin. Er erklärte sich sogar aus freiem Antriebe bereit, das Belieben des gnädigen Herrn noch acht Tage zu erwarten, damit derselbe volle Zeit habe, die Sache reiflich zu erwägen. Und als man danach auf die Bürgschaft zu reden kam, welche der Amtmann als Pächter der Güter zu leisten haben würde, meinte er, bescheiden und vertrauensvoll lächelnd, er sei ja nicht nackt und bloß gewesen, als er in den Dienst der Herrschaften getreten sei. Er habe sich in all den schweren Jahren schlicht und recht und kümmerlich wie der ärmste Mann beholfen, habe also immer doch etwas zurückgelegt, und wenn der Freiherr von ihm die Bürgschaft nicht über die Gebühr hoch begehre, so hoffe er mit Gottes Hülfe und mit dem Beistande seiner Freunde wohl im Stande zu sein, sie aufzubringen.

Damit waren für's Erste diese Verhandlungen beendet, aber der Sinn des Freiherrn blieb mit ihnen immerfort beschäftigt, und wie er sich's auch vorhielt, daß es ja noch völlig in seinem Belieben und in seinem Ermessen liege, was er thun wolle, kam er sich nicht mehr so frei, so selbständig als noch vor wenigen Stunden vor, denn, mochte er sich auch gegen die Einsicht sträuben, das erkannte er deutlich, er konnte das Leben nicht in der Weise seines Vaters weiterführen; er war heruntergekommen, und Alle um ihn her, Alle, die in seinen Diensten

gearbeitet, selbst gearbeitet hatten, waren im Wohlstande fortgeschritten.

Er hatte den Neid niemals gekannt, jetzt aber regte sich in ihm eine zornige Empfindung gegen alle jene Emporkömmlinge, und obschon er sich durchaus in der Lage befand, den Werth und die Bedeutung des Geldes schätzen zu lernen, dünkte das Geld ihn an und für sich als etwas Verächtliches, weil der gemeine Mann, weil Jedweder es erwerben konnte, der eine schwielige Hand nicht scheute, der sich entschließen mochte, die Gegenwart um der Zukunft willen daran zu geben, und, wie der Amtmann es nannte, gleich einem gemeinen Manne zu arbeiten und zu leben. Es lag für des Freiherrn Empfinden auch etwas sehr Gemeines in dem beständigen Denken an Hab und Gut, an Vermehrung des Besitzes. Er hatte eine Erinnerung an die Zeiten, in welchen in seinem väterlichen Schlosse von Geld und Besitz niemals die Rede gewesen war, weil man ihr Vorhandensein als ein Selbstverständliches angenommen hatte. Damals hatte man sich selbst gelebt, man hatte Muße und Freiheit gehabt, sich seinen Neigungen, seinen Gefühlen zu überlassen; jetzt trat überall die zwingende Nothwendigkeit zwischen ihn und seine Wünsche, und sogar in dem Augenblicke, in welchem er sich enger als je zuvor mit seinem Besitze verwachsen fühlen gelernt, trachteten die Emporkömmlinge ihm von allen Seiten die Ueberzeugung aufzudrängen, daß für ihn die alten Zustände nicht mehr aufrecht zu halten seien, daß er ohne ihren Beistand nothwendig zu Grunde gehen müsse.

Er hatte es durchaus vorgehabt, auf seinen Gütern und unter seinen Leuten, die ihm lieb geworden waren, zu weilen und zu leben. Nun sollte er das menschliche Verhältniß, das sich zwischen ihnen zu bilden begonnen hatte, plötzlich wieder zerstören, indem er sie einem fremden Willen überließ; nun sollte er wieder von seiner Heimath scheiden und das Erbe seiner

Väter einzig als den Boden behandeln, von dessen Frucht er sich ernährte — es wollte ihm nicht eingehen!

Es war gegen den Mittag hin, als der Amtmann sich von dem Freiherrn verabschiedete. Renatus blieb eine Weile an seinem Schreibtische sitzen. Das Haupt auf den Arm gestützt, sah er unverwandten Auges auf die Berechnungen nieder, welche der Amtmann ihm vorgelegt hatte. Er zählte die Reihen zusammen, er verglich die verschiedenen Posten, es wurde damit nicht viel für ihn gefördert.

War das aber eine Aufgabe, die sich für ihn, für einen Edelmann geziemte? Tag für Tag nur dem Erwerbe, dem elenden Gelderwerbe leben! Heute dem Gewinne eine kleine Summe hinzufügen, morgen sie von den Schulden abstreichen; und das Jahr aus, Jahr ein, und das Alles ohne die bestimmte Aussicht auf einen sicheren Erfolg? Es dünkte ihn eine sehr untröstliche Beschäftigung. Hinter dem Pfluge herzugehen, die Furche in dem fruchtgebenden Boden aufzureißen, die goldenen Samenkörner dem warmen Schooße der Erde anzuvertrauen, die reife Frucht des Feldes einzuernten, den Kampf mit des Wetters Ungunst zu bestehen, dieses Thun und Erleiden des gemeinen Mannes däuchten ihm ein Genuß neben dem Zuwarten aus der Ferne, zu welchem der Edelmann, zu welchem er selber verdammt war, wenn er sich des persönlichen Eingreifens in seine Angelegenheit durch die Verpachtung seiner Güter mehr noch als bisher begab.

Er konnte zu keinem Entschlusse kommen, und von der inneren Ungeduld hinweggetrieben, verließ er sein Gemach. Er stieg die Treppen hinunter und ging in den Garten hinaus. Gleich an der rechten Seite, wo die große Allee sich anschloß, ging er von der Terrasse hinunter und durch den Park.

Die Bäume, die Büsche hatten schon ihr volles Laub. Der Schatten war tief und erquicklich, aber die Stille und die

Einsamkeit waren ihm heute nicht erwünscht. Er hätte gestört werden mögen in den Gedanken, die auf ihm lasteten, er hätte die Trompeten seines Regimentes einmal wieder schmettern hören mögen, um sich an ihrem muthigen Klange das Herz zu erfrischen. Und während er noch vor wenigen Stunden seinen Besitz als eine Ehrensache angesehen hätte, erschien ihm jetzt der ärmste Soldat, der in seinem Degen sein ganzes Erbe besaß und am Tage den Tag zu leben vermochte, bei Weitem als der Glücklichere. Warum war es gerade ihm denn auferlegt, einzustehen für die Ehre und das Ansehen einer Reihe von Altvordern, deren Genüsse und Befriedigungen er nicht getheilt, und an deren Irrthümern er doch so schwer zu tragen hatte?

Er war jetzt seit einer Reihe von Jahren an ein bewegtes Dasein, an Thätigkeit gewöhnt, er verstand das Waffenhandwerk, das er bisher getrieben hatte. Auch in seinem Regimente kannte man ihn, auch in seinem Regimente vertraute ihm der gemeine Mann und liebte man ihn so gut wie hier auf seinem Grunde und Boden. Auch in seinem Regimente hatte er eine Heimath, eine Bedeutung, eine Wirksamkeit, und sie waren völlig unabhängig von allem, was von seinen Ahnen als Erbe auf ihn gekommen war, sie waren mehr als alles Andere sein eigen. Weßhalb sollte er darauf verzichten? Weßhalb sollte er sich auf seine Güter zurückziehen, wenn er sich dazu verdammen mußte, auf ihnen als ein Einsiedler und in der halben Abhängigkeit von einem ihm untergebenen geringen Manne zu leben? Welche Verpflichtungen hatte er gegen den Adel der Nachbarschaft, der ihm so dringend vom Verkaufe der Güter abrieth? Sie waren ihm im Grunde sammt und sonders fremd, diese Edelleute. In seinem Regimente hatte er Freunde, hatte er die Kameraden, mit denen die Erinnerung an Noth, an Gefahr und Sieg ihn eng verband. Er sehnte sich nach seinem Regimente. Dort hatte er seiner Sorgen nicht in jedem Augenblicke denken müssen, dort

hatte er sich jung gefühlt; hier lastete das Leben schwer auf ihm und drückte ihn hernieder. Er wollte seinen Frohsinn, seine Freunde wieder haben, er wollte sich die schönen Tage der goldenen Jugend nicht verkümmern lassen. Mochte der Ernst beginnen, wenn die Jugend ihm entflohen war.

Er hatte den Park verlassen und war hinausgetreten in die Rothenfelder Feldmark. Die Kirche lag in stiller Ruhe vor ihm. Sie sah sehr mächtig aus mit ihrem hohen Thurme, mit dem schönen Eingangsthore; aber er konnte es sich nicht verbergen, es war für ihre Erbauung keine Nothwendigkeit vorhanden gewesen. Seine Eltern hatten damit einem ganz persönlichen Bedürfen und Belieben nachgegeben und sie hatten, wie es ihm heute erschien, damit auch Recht gehabt. Es sollte Jeder vor allem Anderen sich selbst genug zu thun trachten. Er für seinen Theil bedurfte dieses Gotteshauses freilich nicht, denn des Amtmanns Vorschlag, daß er im Regimente bleiben solle, war im Grunde sehr verständig. Wenn er wirklich im Regimente blieb, wenn er sich künftig nicht für immer in seinem Schlosse aufhielt, brauchte man z. B. auch die Pfarre für's Erste nicht fortbestehen zu lassen. Man konnte den Fürstbischof ersuchen, den Pfarrer zurückzuberufen und anderweitig zu verwenden. Die Baronin Vittoria konnte, so oft sie es begehrte, nach einer der Städte, welche eine katholische Kirche hatten, zur Messe fahren, und die Gräber zu bewachen, war der Sakristan genug.

Je länger Renatus über die Ersparungsvorschläge, welche der Amtmann ihm im Laufe ihrer Unterredung gethan hatte, nachsann, um so mehr leuchteten ihm dieselben ein. Die Entlassung der sämmtlichen noch im Schlosse vorhandenen Dienerschaft war verständig; nur Gaetana und der alte Kammerdiener sollten bei der Baronin bleiben. Seinen Bruder Valerio, welcher der weiblichen Hand durchaus entwachsen war, wollte der junge Freiherr mit sich nehmen, um ihn in einer der militärischen Er-

ziehungsanstalten unterzubringen; und wie er in solcher Weise das Schloß zu entvölkern begann, wurde sein eigenes Verlangen, es zu verlassen, immer größer.

Vor wenigen Tagen hatte ihn die Liebe überrascht, welche er für dasselbe, für seine Besitzungen hegte, jetzt erschreckte ihn die Gleichgültigkeit beinahe, in welcher er an die theilweise Zerstörung der Verhältnisse denken konnte, mit denen er sich so unauflöslich verbunden geglaubt hatte; und wie er tiefer in sein Herz hineinsah, wie er mit dem grübelnden Sinne, der ihm von der Mutter angeboren war, sich fragte: was ist es, das mir die Aussicht in die Ferne plötzlich so erheitert? da blieb er sich die Antwort schuldig, denn er sah Hildegard den kleinen Seitenpfad von der Margarethenhöhe herunterkommen, und er mußte gehen, sie zu begrüßen.

Fünftes Capitel.

Was nur heute in sie gefahren ist! sagte an dem Nachmittage der Kammerdiener verdrießlich zu Vittoria's Dienerin, mit welcher er in dem Laufe der Jahre eine Freundschaft auf Tod und Leben geschlossen hatte. Seit der junge Herr zu Hause ist, hatte doch Alles wieder eine Manier bekommen, aber heute stieben sie aus einander, als hätte der Blitz dazwischengeschlagen! Was haben sie denn vor?

Der junge Herr ist fortgeritten! bedeutete Gaetana geheimnißvoll.

Freilich, ich habe ihm ja das Pferd bestellt! versetzte darauf der Diener.

Aber wissen Sie, weßhalb er fortgeritten ist? fragte die Italienerin, und ihre dunklen Augen blitzten unter den breiten, schwarzen Brauen scharf hervor.

Ja, er war ärgerlich, weil er mit dem Amtmanne nicht zu Stande gekommen ist! sagte der Kammerdiener.

Gaetana machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Nein, Padrone, Ihr irrt, Ihr irrt Euch ganz und gar! — Und sich vorsichtig umblickend, fügte sie hinzu: Die Gräfin Cäcilie kam blaß wie eine Leiche zu meiner Signorina in das Zimmer! Sie schickten den Junker fort, sie schickten auch mich hinaus! Gleich darauf sendete die Gräfin ihre Jungfer zu uns und ließ sagen, sie und die älteste Comtesse würden auf ihrem Zimmer speisen. Die Gräfin Hildegard reist ab!

Sie konnte ihr Vergnügen bei den Worten nicht verbergen, der Kammerdiener zuckte ungläubig mit den Schultern. Sie denkt nicht daran! meinte er — die Herzogin, als wir die noch zu des seligen Herrn Zeiten bei uns hatten — ich war damals noch ein Junge, der nur hier und da zur Hand ging — die Herzogin machte es gerade so, wenn sie ihren Willen durchzusetzen dachte! Packen werden sie und Pferde bestellen auch! Aber sie werden die Pferde stehen lassen und mit dem Packen nicht zu Ende kommen, bis sie der Herr dabei betrifft, und dann...

Nein, sie geht, sie geht! versicherte ihm Gaetana, als die Klingel aus dem Zimmer der Baronin Vittoria sie von der Unterhaltung abrief, und fast gleichzeitig der Reitknecht eines benachbarten Edelmannes in den Hof geritten kam.

Er brachte einen Zettel von dem jungen Freiherrn, der den Kammerdiener anwies, ihn heute nicht mehr zu erwarten, sondern ihm einen Mantelsack zu packen und ihm denselben durch einen Boten zu übersenden, da er mit seinem gegenwärtigen Wirthe auf einem andern Gute bei andern Freunden noch einen Besuch zu machen denke.

Nun? fragte Gaetana, da sie im Auftrage ihrer Herrin eilig durch den Flur ging.

Sie könnten Recht haben, meinte der Kammerdiener; es ist etwas passirt! Aber fortgehen? Ich glaub's nicht! Wo sollen sie denn hin? fügte er mit einem geringschätzigen Zucken des Mundes hinzu.

Er war noch zu den guten Zeiten in die Dienste des verstorbenen Freiherrn getreten, hatte noch die Baronin Angelika in aller ihrer Vornehmheit gekannt und, wie alle Diener reicher Häuser, immer eine große Verachtung gegen unbemittelte Herrschaften gehegt. Es war daher gar nicht nach seinem Sinne gewesen, als nach dem Tode des Freiherrn die Gräfin Rhoden mit ihren Töchtern in das Schloß gekommen war. Er hatte

es auch in all den Jahren und bis zu dem Tage von des jungen Freiherrn Rückkehr hartnäckig geläugnet, daß es zwischen seinem jungen Herrn und der Gräfin Hildegard jemals etwas werden könne. Jedem, der ihn darum befragt, hatte er geantwortet, daß sein Herr der Gräfin Rhoden und ihren Töchtern in den schweren Zeiten zu Hülfe gekommen sei und sie so mit durchgehalten habe, und das sei schön und recht von ihm gewesen, denn der verstorbene Herr Baron habe es ja seiner Zeit mit der Frau Herzogin gerade so gehalten; aber heirathen? Nein! Heirathen sei doch etwas Anderes, und an eine Heirath sei hier nicht zu denken! Die Herren von Arten nähmen sich keine Frauen, deren Hab und Gut man in zwei Wagen und ein paar Koffern von der Stadt nach Richten bringen könne!

Selbst als nach des jungen Freiherrn Heimkehr die äußeren Zärtlichkeitsbeweise zwischen Renatus und Hildegard ihr Verlobtsein für die Schloßinsassen außer Frage stellten, hatte der Kammerdiener immer noch den Kopf geschüttelt und war von seinem verzweifelnden „ich glaub's nicht!" nicht abgegangen; denn, hatte er zu Gaetana stets gesagt, so wie der gnädige Herr die Gräfin Hildegard anfaßt, so faßt solch ein junger Herr kein Frauenzimmer an, bei dem ihm warm wird! Mit den Beiden wird es nichts!

Ihm machte es also keinen Kummer, im Gegentheil, er sah es mit der stillen Genugthuung eines Propheten, dessen Vorausverkündigungen sich erfüllen, als man die alten Koffer der Gräfin Rhoden aus der Remise hervorbrachte, als die Kammerjungfer den Sattler vom Hofe herbeiholte, die Riemen und die Schnallen nachzusehen. Er that keine Frage, er ließ die Dinge gehen und an sich kommen.

Die Mahlzeit war vorüber. Die Baronin Vittoria und der Junker hatten mit großer Eßlust gespeist, aus den Zimmern der Gräfin waren die Speisen fast unberührt nach der Küche zu-

rückgebracht worden, und in der Stube der Dienerschaft saßen der Kammerdiener, die beiden Kammerfrauen und der alte Kutscher jetzt bei ihrem Mittagbrode, bei welchem die Köchin die Vorschneiderin machte und eine der Küchenmägde die Speisen zutrug.

Wird denn oben nicht mehr gepackt? fragte der Kammerdiener, während er sich zu dem Hammelbraten, den die Köchin ihm vorgelegt hatte, eine tüchtige Portion der Spargel geben ließ, welche für die Tafel der Gräfin bestimmt gewesen waren. Wird denn oben jetzt nicht mehr gepackt?

Wir machen nur eine kleine Pause, entgegnete die Kammerjungfer, welche ihre gute Berliner Sprache, wie sie immer sagte, hier auf dem Lande nicht verlernen wollte. Meine Comtesse hat sich ein wenig hingelegt, sie hat Migräne, und es muß doch auch geschrieben werden.

Was denn geschrieben? erkundigte sich der Kutscher, es ist ja heut' nicht Posttag!

Sie haben wohl nicht gesehen, daß der Reitknecht von Brasteck in den Hof gekommen ist? Der soll den Brief an den Herrn Baron gleich mit sich nehmen.

Der Kammerdiener fragte, wer den Brief denn schreibe? Mamsell Caroline entgegnete, die Frau Gräfin schriebe ihn.

Da soll sie sich sputen, meinte der Kutscher, indem er das große Bierglas an die Lippen setzte, denn der Reitknecht hat gefüttert und sattelt wieder.

So sagen Sie ihm, gebot die Kammerjungfer, daß er warten muß, bis meine Gräfin fertig ist! Ich will sie aber avertiren gehen.

Sie stand auf, besah sich in dem Spiegel, rückte ihre Brillocken und ihre schwarze Schürze zurecht und sagte der Köchin, sie brauche heute Abend weiter nichts.

Also Sie gehen mit, Mamsell? rief der Kutscher. Nun,

da soll mir's ein Vergnügen sein, zu fahren — besonders, wenn Sie nicht wiederkommen wollen! brummte er in seinen Bart. Aber er hatte es nicht so leise gesprochen, um von den Andern nicht verstanden zu werden, wenn schon Mamsell Caroline sich das Ansehen geben konnte, als habe sie nicht gehört, was er gesagt, und als wisse sie nicht, was das Lachen um sie her bedeute.

Oben lag Hildegard bleich und regungslos auf ihrem Lager. Die Vorhänge waren niedergelassen, der Geruch von Aether erfüllte das Gemach. Die Gräfin hatte ihren Brief an den Freiherrn eben beendet. Sie wollte ihn der Tochter zu lesen geben, aber Hildegard machte eine matte, abwehrende Bewegung. Die Mutter siegelte ihn also und wollte schellen, um ihn hinunter zu senden. Cäcilie saß müßig in einem der Lehnstühle. Weil sie jedoch wußte, wie empfindlich ihre Schwester während ihrer Anfälle von Kopfweh gegen das geringste Geräusch zu sein pflegte, wollte sie ihr das Schellen und das Kommen des Dieners bereitwillig ersparen.

Sie stand leise auf, trat an die Gräfin heran und erbot sich, den Brief selbst hinunter zu tragen. Aber wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sprang Hildegard, die anscheinend mit geschlossenen Augen da gelegen hatte, von ihrem Ruhebette empor, und Cäcilie mit so gewaltsamem Griffe um das Handgelenk fassend, daß sie im Schmerze zusammenzuckte, rief sie mit funkelnden Augen in wilder Leidenschaft: Du, rühre den Brief nicht an! Du nicht!

Ganz erschrocken trat Cäcilie zurück. Sie wollte antworten, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und die Hände entsetzensvoll zusammenschlagend, rief sie: Gott im Himmel, sie ist wahnsinnig! Hilda ist wahnsinnig geworden!

Hildegard lachte hell auf. Nein, nein, rief sie, noch bin ich's nicht, noch sehe ich sie ja, die heuchlerischen Thränen, die Dir über die rothen Backen niederrinnen! Aber ich werde es

werden, wahnsinnig wird es mich machen, wenn ich es sehen muß, wenn ich Dich sehen muß ... Sie war unfähig, den Satz zu vollenden; sie warf sich der Mutter mit beiden Armen um den Hals und barg ihr Gesicht an deren Brust. Es bricht mir das Herz, es nimmt mir den Verstand! wiederholte sie immer und immer wieder. Die Gräfin bemühte sich, sie zu besänftigen, Cäcilie war neben der Schwester hingekniet und küßte ihr die Hände, aber Hildegard stieß sie mit Heftigkeit von sich, und die Gräfin hieß die jüngere Tochter endlich sich entfernen.

Weinend und bleich, wie Gaetana es dem Kammerdiener geschildert hatte, war Cäcilie in dem Zimmer der Baronin angelangt. Athemlos, in der höchsten Aufregung, erzählte sie derselben, was geschehen war; aber wider ihr Erwarten machte sie auf die ältere Freundin mit ihrem Berichte nicht den gewünschten Eindruck.

Vittoria hatte sich eben erst, dem schönen Wetter zu Liebe, ihr Ruhebett bis hart an die großen Fensterthüren ihres Zimmers tragen lassen und blieb, von den aufgespannten Vorhängen mild beschattet, ruhig liegen, während sie sich langsam und ohne jede Unterbrechung fächelte. Sie zog Cäcilie neben sich auf die Polster nieder, und mit ihrem Tuche die Thränen von der jungen Gräfin Wangen trocknend, sagte sie mit ihrer weichen, tiefen Stimme: Weine nicht, weine nicht, mein Kind! Die Thränen ziehen Furchen, und aus den Furchen in eines Weibes Antlitz wächst kein Glück hervor! — Komm, sei heiter, lächle wieder. Sieh mich an!

Sie nahm den Kopf Cäciliens in ihre Hände, schaute ihr in das Auge, küßte dann ihre Augenlider und rief: Hildegard war nicht für das Glück geschaffen, nicht für das eigene, nicht für fremdes; ihr Blick ist unheilvoll! Wir werden alle, alle glücklich werden, wenn ihre unheilvollen Augen uns nicht mehr verfolgen!

Cäcilie tröstend und Hildegard anklagend, sich ereifernd und dann wieder schmeichelnd und scherzend, ließ Vittoria Cäcilie nicht zu Worte kommen, als diese ihr Erschrecken über den zwischen ihrer Schwester und dem jungen Freiherrn erfolgten Bruch und ihr Bedauern über Hildegard's Schicksal auszusprechen wünschte. Und wenn es immer nicht leicht war, sich Vittoria's Einfluß zu entziehen, wo sie es mit Absicht darauf anlegte, Jemanden für sich und ihre augenblickliche Stimmung zu gewinnen, so fand Cäcilie es heute mehr als je unmöglich.

Sie sowohl als die Mutter hatten seit Jahren von dem traurigen Verhältnisse zwischen Hildegard und Renatus viel zu leiden gehabt. Daß es ein unhaltbares geworden sei, das hatte Cäcilie gleich an dem Tage gefürchtet, an welchem sie den Jugendgespielen nach so langer Trennung zum ersten Male wiedersah. Es war ihr überhaupt mit Renatus sonderbar ergangen. Von allen den Erinnerungen ihrer ersten Jugend, von denen Hildegard und auch die Mutter zu erzählen liebten, wußte Cäcilie nichts. Sie war um mehr als fünf Jahre jünger denn der junge Freiherr, sie war fast noch ein Kind gewesen, als Renatus in den russischen Feldzug gegangen war; aber sie hatte es oft behauptet, daß dies eigentlich der Tag sei, dessen sie sich aus ihrem ganzen Leben am deutlichsten entsinne, und daß sie erst von diesem Tage ab völlig klare und zusammenhängende Vorstellungen von ihren Erlebnissen habe, die freilich einfach genug gewesen waren.

Sie hatte ihre Kindheit während und nach der Wittwentrauer ihrer Mutter auf dem Lande, in dem Schlosse der ihnen verwandten Familie verlebt, von wo aus sie nach Richten gekommen waren. Dann hatte sie in der Hauptstadt in einer der Erziehungsanstalten einzelne Unterrichtsstunden erhalten, bis man zu Anfang der Freiheitskriege wieder auf das Land und nach Schloß Richten gezogen war, das die Mutter und Hildegard

nur verlassen hatten, als sie zur Pflege der Verwundeten und Kranken sich in die Stadt begeben hatten. Cäcilie, die für eine solche Aufgabe noch zu jung gewesen, war unter Vittoria's Obhut in Richten geblieben, denn damals hatten die Gräfinnen und Vittoria noch im besten Einvernehmen mit einander gelebt. Die Zerwürfnisse zwischen Hildegard und der Baronin hatten sich erst später, erst als Hildegard, wie sie das nannte, zum Bewußtsein über sich und über ihre Pflichten, und über den Beruf des deutschen Weibes gekommen war, so schroff herausgebildet. Und läugnen konnte Cäcilie es nicht, das viele Nachdenken und die große Tugend hatten ihre Schwester nicht liebenswürdiger gemacht.

Cäcilie war Hildegardens völliges Gegentheil. Sie dachte wenig nach. Sie kannte die Welt und die Menschen eigentlich nur aus den Schilderungen ihrer Mutter und aus den wenigen Büchern, welche sie nach der Wahl der Gräfin gelesen hatte. Zwischen die Gefühlsschwärmerei ihrer Schwester und die von leidenschaftlichen Erinnerungen durchglühte Phantasie Vittoria's gestellt, hatte sich ihrer nicht etwa ein Verlangen nach ähnlichen Empfindungen, sondern nur die Neugier bemächtigt, ob sie solcher Empfindungen wohl fähig sei; und weil sie bei ihrer sehr zurückgezogenen Lebensweise nur wenig Männern begegnet war — denn fast die ganze männliche Jugend des Landes stand seit Jahren unter den Waffen — so hatte sie in alle jene Träume, ohne welche kein Mädchen sich entfaltet, das Bild des Jünglings verwebt, den sie am besten kannte, das Bild des jungen Freiherrn, des Verlobten ihrer Schwester. Schlank und schmächtig, schüchtern und ein wenig schweigsam, mit den sanften, blauen Augen freundlich lächelnd, so hatte sie sein Bild in ihrem Gedächtnisse bewahrt, und wie vor einem völlig Fremden hatte sie am Tage seiner Heimkehr vor dem stattlichen Manne gestanden, zu welchem die Jahre, die Strapazen des Krieges und das

Leben in der bewegtesten und gewähltesten Gesellschaft von Europa den jungen Freiherrn ausgebildet hatten.

Sein Haar war dunkler, seine Gestalt sehr kräftig, sein Blick, seine Sprache waren lebhaft geworden, und Cäcilie hatte in freudiger Bewunderung seiner Schönheit sich gesagt, daß ihre Schwester sehr glücklich sein müsse. Aber das Glück, das sie an dem liebenden Paare zu sehen erwartete, wollte nicht zum Vorschein kommen.

Cäcilie bemerkte mit steigender Verwunderung die schwermüthige Zärtlichkeit ihrer Schwester und die Verlegenheit, mit welcher Renatus dieselbe eher zu ertragen als zu suchen schien. Wenn sie sich an die Stelle ihrer Schwester dachte, so mußte es gewiß ganz anders sein, sagte sie sich; denn sie war doch nicht des jungen Freiherrn Braut, sie liebte er nicht und sie liebte ihn auch nicht, aber es war doch Alles Lust und Freude zwischen ihnen, wenn sie einmal beisammen sein konnten, ohne daß Hildegard's ernsthafte Betrachtungen ihnen in ihrem Frohsinne Schranken setzten. Sie begriff es endlich gar nicht mehr, wie Renatus es mit ihrer Schwester nur auszuhalten vermöge; sie selbst hatte Hildegard nie so quälerisch und so mit sich und ihren kleinen Leiden ausschließlich beschäftigt gesehen, als eben jetzt. Sie war sonst mit der Schwester immer einig gewesen, oder doch gut mit ihr fertig geworden, denn ihre Neigungen und Gewohnheiten hatten sich, eben weil sie so ganz und gar von einander unterschieden waren, nicht gekreuzt; aber seit Renatus wieder in der Heimath lebte, hatte auch das gute Verhältniß zwischen den beiden Schwestern sich mit Einem Male geändert.

Hildegard hatte sich von Anfang an über die laute Fröhlichkeit ihrer jüngeren Schwester wie über die Rastlosigkeit beschwert, mit welcher sie bald Dies, bald Jenes mit Renatus unternehmen wollte, und sich vor Allem darüber beklagt, daß sie es ihr so schwer mache, ihren Verlobten zu irgend einer Samm-

lung zu bewegen oder auch nur ernsthaft mit ihm zu verkehren. Cäcilie hingegen war empfindlich darüber geworden, daß die Schwester sie wie ein Kind behandle, mit dem oder in dessen Gegenwart man nichts Wichtiges besprechen könne. Sie hatte geklagt, daß Hildegard Alles an ihr tadle, von ihrer Art, sich zu kleiden, bis zu der Weise, in welcher sie mit dem Jugendfreunde, mit dem künftigen Schwager verkehre; und als Cäcilie allmählich aus Ungeduld die Nähe der Schwester zu meiden angefangen, hatte Renatus sich zu ihr gesellt, um Hildegard zu zeigen, daß er ihr Betragen gegen Cäcilie nicht billige.

Laß ihr doch Zeit, über ihre Sorgen nachzudenken! hatte Cäcilie übermüthig ausgerufen, wenn sie und Valerio den jungen Freiherrn zu irgend einem fröhlichen Unternehmen zu überreden getrachtet hatten; und nachgebend und von der eigenen Neigung angetrieben, hatte Renatus sich mehr und mehr an Cäcilie angeschlossen, deren blühende Frische ihm das Herz erfreute.

Es war ihm ein Vergnügen, Cäcilie laufen zu sehen, sie hatte die Anmuth eines Rehes. Es war ihm ein Vergnügen, sie reiten zu sehen, das Thier selbst schien von ihrer Lebenslust beflügelt zu werden; und sie mit ihrer hellen Stimme lachen zu hören, war für Renatus vollends ein Genuß. Cäcilie aber gehörte nicht zu denen, die sich Sorgen machen, die Mutter und die Schwester thaten's, wie sie meinte, zur Genüge; sie war immer guter Dinge.

Sie lachte mit ihrem reizendsten Lachen, wenn Renatus sich bei ihr über seine Braut beklagte. Sei nicht böse auf sie, sagte sie; sie ist ein wenig altjüngferlich geworden. Heirathe sie nur bald, dann wird sie eine junge Frau und auch wieder munter und vernünftig werden. Sie hat sich gar zu sehr nach Dir gesehnt.

Und hast Du Dich nicht nach mir gesehnt? fragte Renatus sie dann wohl.

Ich? Wie käme ich dazu? Ich war ja nicht mit Dir verlobt! Nur als Du in den Krieg gegangen bist, dachte ich, es würde mir das Herz zerbrechen, wenn Du sterben solltest! Ich konnte mich damals gar nicht von Dir trennen! Aber Du hast's nicht bemerkt, ich war ja damals auch nur noch ein dummes Kind!

Renatus sah sie betroffen an. Ganz plötzlich kam es ihm in das Gedächtniß zurück. Wie hatte er das vergessen können? — Deutlich, aber ganz deutlich, erinnerte er sich jetzt, wie die leidenschaftliche Umarmung des kaum vierzehnjährigen Mädchens ihn in jener Abschiedsstunde erschreckt hatte. So hatte Hildegard ihn nie umarmt. Er fühlte unwillkürlich ein lebhaftes Verlangen, einer solchen Umarmung noch einmal, von Cäcilien noch einmal theilhaftig zu werden. Wie bittend hielt er ihr die Hand hin, sie schlug herzhaft ein, er umarmte und küßte sie und sie gab ihm den Kuß mit ihren schwellenden Lippen fröhlich lachend wieder. Weßhalb sollte sie ihrem künftigen Schwager, weßhalb sollte sie Renatus auch einen Kuß versagen? Sie that es niemals, wenn er sie darum bat, und er küßte sie jetzt oft genug. Nur jene erbebende Leidenschaft, die er wieder einmal, nur einmal wieder noch zu genießen wünschte, jene Leidenschaft nahm er an ihr nie wieder wahr. Es war Alles an und in ihr arglose, auf den Augenblick gestellte Fröhlichkeit, und diese war es auch, was ihre Nähe für Vittoria so angenehm machte, was Valerio an sie fesselte.

Heute zum ersten Male in ihrem ganzen Leben hegte Cäcilie einen wahrhaften Zorn, und er war gegen ihre einzige Schwester gerichtet. Sie hatte es Vittoria verschweigen wollen, was oben unter der eigenen Mutter Augen zwischen Hildegard und ihr geschehen war; aber der Schwester ungerechtes Mißtrauen, ihre Härte und ihre Heftigkeit waren gar zu groß, gar zu grausam gewesen. Vittoria hatte Recht: Hildegard war nicht zum Glück geschaffen, nicht für das eigene, nicht für fremdes Glück. Wie hätte sie sonst die Schwester, die ihr in mitleidvoller Liebe zu

helfen und zu dienen bemüht gewesen war, so herzlos, so unnatürlich von sich stoßen können?

Cäcilie klagte, Vittoria hörte ihr ermuthigend zu. Als jene geendet hatte, sagte die Baronin: Und könntest Du jemals so voll Argwohn sein, wie Deine Schwester?

Nein! nein! ganz gewiß nicht! rief Cäcilie. Wie kann man auch einem Menschen ein Uebel, ein Unrecht zutrauen, wenn man . . .

Sie hielt inne, denn die Gewohnheit der Schwesterliebe — und die Familienliebe ist ja überhaupt zu einem großen Theile Gewohnheitssache — hielt sie zurück, den Gedanken auszusprechen, der ihr eben erst gekommen war; aber Vittoria ergänzte ihn sofort.

Siehst Du es, siehst Du es nun, mein Kind, daß sie voll Arglist ist? Weil sie von Jugend auf mit unermüdlicher Beharrlichkeit ihr Netz gesponnen und meinen armen Renatus, als er fast noch ein Knabe war, damit umgarnt hat, darum, darum allein hält sie Dich für fähig, das Gleiche zu thun; darum traut sie Dir es zu, Du könntest, arglistig wie sie, ihr das Herz des ersehnten Bräutigams abwendig machen wollen. Als ob sie nicht selber alles dazu gethan hätte, ihn von sich zu entfernen, als ob ein Mann, so schön, so gut, so fröhlich und so gesund wie mein Renatus, dazu geschaffen wäre, sie seufzen zu hören und unter ihren kühlen Blicken zu erfrieren! Per bacco! Vittoria brauchte, wenn sie heiteren Muthes war, wie eben jetzt, wohl einmal einen heimathlichen Schwur — per bacco, wir werden Ursache haben, diesen Tag zu segnen, und mich verlangt danach, Renatus in seiner neu gewonnenen Freiheit zu umarmen! Er wird schön aussehen, wenn er wiederkehrt und seinen Willen hat, denn er sehnte sich nach seiner Freiheit.

Sie war so aufgeregt, daß sie sich erhob, um einen Gang hinaus in den Garten zu thun, und sie forderte ihren Schützling auf, sie zu begleiten. Anfangs weigerte Cäcilie sich dessen. Die

Stunde war nahe, welche man für die Abreise der Schwester anberaumt hatte, sie wollte sie in dieser nicht verlassen, ihr dabei nicht fehlen.

Vittoria nahm sie bei der Hand. Lügst Du auch, fragte sie, oder hast auch Du kein Blut in Deinen Adern, kein Feuer in der Brust, das in zorniger Flamme emporschlägt, wenn man Dich beleidigt? Schäme Dich, Cäcilie, ich hatte besser von Dir gedacht! Und ihren Arm in den der jungen Gräfin legend, sagte sie, während sie mit ihr die Terrasse entlang und in den Garten hinunter ging: Komm, mein Herz, es wäre nicht hübsch von Dir, Dich an ihrem Schmerze zu weiden, denn leiden — leiden muß man im Verborgenen!

Cäcilie gab endlich nach. Sie war selbst aufgeregter und in sich unentschiedener, als je. Sie hätte nicht sagen können, wie ihr eigentlich zu Muthe sei. Sie hörte auch nur halb auf die Schilderung, welche Vittoria ihr von dem ganzen Zusammenhange zwischen ihrem Stiefsohne und Hildegarden machte, denn Renatus hatte es der Baronin in seinem Mißmuthe einst anvertraut, wie er sich Hildegarden, von ihr dazu angetrieben, gerade in dem Augenblicke versprochen habe, in welchem er gekommen war, sich von ihr los zu sagen. Nur das Eine entging Cäcilien nicht, und die Baronin wiederholte es auch wieder und wieder: Renatus hatte Hildegard niemals geliebt!

Also ist Renatus jetzt nicht zu beklagen! sagte Cäcilie sich mit einer Genugthuung, die sie überraschte, und gleich darauf fiel ihr die Schwester ein. Sie sah nach der Uhr. Jetzt hatte Hildegard das Schloß bereits verlassen.

Wider ihren Willen seufzte Cäcilie tief. Sie dachte daran, daß auch ihres Bleibens jetzt hier nicht mehr lange sein werde, und die Thränen traten ihr bei der Vorstellung in die sonst so fröhlichen Augen. Sie hatte das Schloß und die Baronin Vittoria und Renatus und Valerio so lieb!

Sechstes Capitel.

Graf Gerhard hatte eine Krankheit überstanden. Mitten in einer Gesellschaft, bei einem Feste, das ein Kreis von alten Junggesellen sich gegeben hatte und bei dem es fröhlich genug hergegangen war, denn die Jugenderinnerungen waren den Herren bei dem Weine reichlich zugeflossen, hatte ein schlimmer Anfall ihn ereilt.

Wie ein Schwindel, wie ein plötzliches Vergehen der Sinne war es über ihn gekommen. Man hatte ihn mit dem Beistande eines Arztes nach seiner Wohnung gebracht; dort hatte er sich bald erholt, und die Krankheit hatte nicht lange gewährt. Jetzt war sie ganz vorüber. Nur eine Schwäche war ihm noch zurückgeblieben, und das Zittern in den Händen, das Renatus bei dem Wiedersehen seines Oheims aufgefallen war, hatte zugenommen, wenngleich der Graf es mit großer Geschicklichkeit zu verbergen wußte.

Die Fenster seines Zimmers waren geöffnet, die Wärme des Tages drang voll herein, obschon man mit den heruntergelassenen Markisen das Licht abdämpfte. In den großen Vasen auf den Ecktischen dufteten die schönsten Frühlingsblumen, Früchte, welche die Jahreszeit im Freien noch nicht darbot und die also aus Treibhäusern geliefert sein mußten, standen auf dem Tische vor dem Sopha, und in seinen seidenen Schlafrock gehüllt, genoß der Graf, von Polstern bequem gestützt, einer sehr behaglichen Ruhe. Bald sah er, wie das Sonnenlicht milde über die Bilder

an den Wänden hinglitt, dann betrachtete er die Blumen in den Vasen. Ein Schmetterling, der sich in das Zimmer verirrt hatte, flog von der einen Vase zu der anderen, wiegte sich bald auf dieser, bald auf jener Blume und flatterte dann gaukelnd auf und nieder, wo die Sonne ihm am wärmsten schien. Der Graf hätte stundenlang dem Spiele dieser bunten Flügelchen zusehen können, ohne an etwas Anderes zu denken, hätte der Brief, den er in seinen Händen hielt, ihn nicht beschäftigt.

Es war ein langer Brief. Er hatte ihn schon am verwichenen Tage erhalten und gelesen, aber er wollte ihn noch einmal lesen. Der Brief hatte ihn sehr gerührt, der Seelenzustand der Schreiberin hatte etwas Poetisches für ihn. Er klingelte, befahl dem Diener, ihm die Brille zu reichen, welche er in seinem Schlafzimmer zurückgelassen hatte, ließ sich aus der feinen Krystallflasche ein Glas Orgeade einschenken, und nachdem er getrunken und den goldenen Theelöffel mit weiblicher Genauigkeit quer über den Rand des Glases gelegt hatte, um dem Diener ohne Worte anzuzeigen, daß er das Glas nicht wieder füllen solle, zog er den Brief aus seiner Umhüllung hervor und begann ihn zum zweiten Male zu lesen. Er war aus Pyrmont datirt und von Hildegard geschrieben.

„Ich bin unfähig gewesen zu irgend einem Thun," hob der Brief an, „das mag Ihnen erklären, mein verehrter Freund, weshalb Sie erst heute von mir erfahren, daß ich in Pyrmont bin, daß ich mich vierundzwanzig Stunden in Berlin aufgehalten, ohne Sie, ohne irgend Jemanden davon zu benachrichtigen, und daß ich Richten verlassen habe. Ach, ich habe mehr verlassen, als den Ort!"

Der Brief brach an der Stelle plötzlich ab, und erst am folgenden Tage war die Fortsetzung desselben geschrieben worden.

„Es ist eine lange Zeit vergangen," hieß es in derselben, „ehe ich die Fassung gewann, mir selbst meine Zustände klar

zu machen, und gestern, als ich mich stark genug glaubte, Sie, dessen tröstliche Theilnahme mir seit manchem Jahre das Hoffen erleichterte, in meine entmuthigte Seele, in mein gebrochenes Herz blicken zu lassen — gestern übermannte mich die Verzweiflung wieder mit ihrer ganzen Stärke. Jeder meiner Gedanken war wieder nur ein Aufschrei, ein Aufschrei der Klage gegen ihn, dessen Namen zu nennen mir jetzt ein Schmerz ist.

„Ich habe des Tages nicht vergessen, an welchem ich Ihnen, als wir in Richten zum ersten Male nach dem Kriege die Margarethenhöhe hinaufstiegen, die einfache Geschichte meines Lebens, die unbewußte Weise schilderte, in welcher mein Herz sich, von früher Kindheit an, dem schönen, verwaisten Knaben zugewendet hatte. Meine Liebe ist stets eine Kraft gewesen, die ich nur genoß, wenn ich sie im Dienste für Andere, in der Hingebung an Andere verwerthen konnte. Ich war sein, so lange ich mich meiner selbst erinnern kann, und seit sieben langen Jahren hat jeder meiner Athemzüge ihm gehört. Weshalb soll ich noch leben, da mein Dasein ihn nicht mehr beglückt? —

„Schatten der Liebe, welche den Gegensatz zu ihrem Lichte bilden, haben Sie die bangen Zweifel geheißen, von denen meine Seele damals sich beunruhigt fühlte. Ach, ich wußte, daß mein ahnend Herz mich nicht betrog, daß es nicht vergebens sorgte und erbebte! Der Unglückselige hat sein Blut vergossen für des Vaterlandes Ehre, und während ich in brünstigem Gebete jedes Haar seines Hauptes der Huld des Höchsten anempfahl, ist Renatus nicht nur von mir, ist er von der wahren Ehre abgefallen, ist er sich selbst verloren gegangen, ist er abwendig geworden der Liebe und der Treue, die er mir gelobt hat.

„Als er heimkehrte! Wie soll ich sie Ihnen aussprechen, die Wonne und das Glück, die ich empfand, die Seligkeit, mit der ich ihn in meine Arme schloß! Aber in jenem ersten Auf-

zucken meines Herzens fühlte ich es — nur ich war glücklich, er war es nicht.

„Was habe ich nicht alles gethan, ihn wiederzugewinnen, was gelitten, ihn zu sich selbst zurückzuführen! Es ist Alles vergebens gewesen, und meine Kraft ist erschöpft, meine Lebenslust dahin.

„Fast fünf Monate sind in diesem stillen Kampfe entschwunden. Der Termin für die neuen Contracte mit seinen Beamten war gekommen. Ich hatte ihn am Morgen heiterer als sonst gesehen, er sprach von seinem Vorsatze, auf seinen Gütern zu leben, ich knüpfte wider meinen Willen meine Hoffnungen daran. Aber der Mittag war nahe, der Amtmann hatte sich schon lange entfernt, und Renatus ließ sich nicht sehen. Seine Sorgen waren stets die meinigen gewesen, ich kannte seine Angelegenheiten besser als er selbst, ich hatte mich darauf vorbereitet, sie leiten zu können, wenn es ihm nach unserer Verheirathung nicht gefallen hätte, sich mit ihnen zu beschäftigen, und eben deßhalb hatte ich dem Rathe beigepflichtet, daß er die beiden andern Güter verkaufen solle. Glücklich mit ihm zu sein, war in dem herrlichen Richten ja immer noch des Raumes genug.

„Den ganzen Morgen hatte ich mich gefragt: Was wird er thun, wozu wird er sich entschließen? Die Ungewißheit ließ mir endlich keine Ruhe. Ich schickte nach seinem Zimmer, er war nicht dort. Man sagte, er sei in den Park gegangen. Ich konnte nicht anders, ich mußte ihn sehen. Man reißt nothgedrungen sein Herz von dem geliebten Herzen eines Mannes los und verlernt es doch nicht, um den zu sorgen, der uns von sich stößt.

„Ich ging in den Park hinab, ich suchte Renatus in den Wegen, welche ihm die liebsten waren, nur seine Fußtapfen sah ich, er war nicht dort . . Er fand die Laune spazieren zu gehen, und sagte sich nicht mehr: Hildegard wird am mich denken, wird um mich sorgen!

„Bis an die Wiese folgte ich seiner Spur. Dann ging ich auf die Margarethenhöhe hinauf, und kaum dort angelangt, sah ich ihn von dem Rothenfelder Kirchpfade den Weg in die Höhe kommen. Das Herz schlug mir vor Freude, wie ich ihn in seiner Schönheit so leicht einhergehen sah. Ich wußte nicht, was ich that, als ich, der inneren Stimme folgend, so schnell ich konnte, ihm entgegeneilte.

„Sonst, wenn ich, noch ein halbes Kind, so im Laufe von der Höhe zu ihm heruntergeflogen war, hatten seine Arme sich mir entgegengebreitet und ich hatte mich an seine Brust geworfen mit dem Glücksgefühle, daß ich im Hafen sei. Jetzt, als ich athemlos vor Freude und Erregung vor ihm stand, mußte ich beschämt die Augen niederschlagen, um es nicht zu sehen, wie wenig die unerwartete Begegnung ihn erfreute.

„Wo kommst Du her? fragte er mich, ohne mir auch nur die Hand zu reichen.

„Ich habe Dich gesucht, gab ich ihm zur Antwort; ich befürchte, daß Du keine gute Verhandlung mit dem Amtmann hattest, daß es zu keinem Abschlusse gekommen ist! — Und als ich das ausgesprochen hatte, fiel mir's auf das Herz, daß zwischen mir und ihm schon seit lange immer nur von seinen Geschäften die Rede gewesen war.

„Obschon die Mittagssonne heiß herniederbrannte, wollte ich über die Wiese den Rückweg nehmen, weil es uns am schnellsten nach dem Schlosse gebracht hätte, und ich scheute mich, mit ihm allein zu sein, weil es mir dann immer am schmerzlichsten fühlbar wurde, wie er mir gar nichts mehr zu sagen hatte.

„Wider mein Erwarten äußerte er die Absicht, über die Höhe nach Hause zu gehen. Als wir hinaufstiegen, bot er mir den Arm. Ich wollte fragen, mich erkundigen; er hieß mich schweigen, meine Brust zu schonen; aber auch er sprach nicht zu mir. Die Sonne erwärmte das Laub und die Stämme,

daß uns aus den dicht verschatteten Gängen überall ein warmer Blätterduft ntgegenquoll. Von Zweig zu Zweig huschten die Vögel an uns vorüber, es sang und zwitscherte rund um uns her, es blühte, wohin man sah, und dazwischen zuckte und flammte das Sonnenlicht bald hier, bald dort zwischen der dichten Blätterfülle hervor und streute seinen glühenden Wiederschein über das grasige Erdreich hin, daß man wie auf dunkelrothen Blumen ging. Mitten in der Traurigkeit, die sich während dieses schweigenden Ganges immer lähmender auf mich herniedersenkte, wirkte die Herrlichkeit des Tages doch noch auf mich ein, und um nur die Stille zu unterbrechen, um nur nicht zu merken, wie einsam ich an seiner Seite sei, sagte ich: Siehst Du denn nicht, wie schön es hier ist?

„Gewiß! entgegnete er mir, es wird mir schwer genug werden, es wieder zu entbehren.

„Ich war nicht gleich im Stande, ihm auszudrücken, wie unerwartet mir seine Antwort kam, aber er mochte mein Erstaunen in meinen Mienen lesen, und ehe ich noch ein Wort gesprochen hatte, sagte er: Mein Urlaub geht zu Ende, unser Regiment kommt in den nächsten Wochen über den Rhein zurück. Ich muß es zu erreichen suchen, um meine Compagnie doch selbst in die Hauptstadt einführen zu können.

„Er sprach das so einfach, so natürlich — und welche Grausamkeit wäre einem treulos gewordenen Herzen nicht natürlich? — daß er mich täuschte. Ich war es schon gewohnt worden, ihn nur an seine eigenen Wünsche denken zu sehen, und das Verlangen, mit den Tapfern, in deren Mitte er gekämpft hatte, unter unseres geliebten Königs Augen in die Hauptstadt einzuziehen, war ja ein berechtigtes. Ich selbst sehnte mich danach, ihn an der Seinen Spitze, im Siegesschmucke, im deutschen Eichenkranze zu erblicken. Indeß ich unterdrückte diesen Wunsch, und nur die Frage that ich, wann er gehen wolle.

„Sobald ich hier mit dem Amtmann abgeschlossen habe!

„Du denkst also, ihn zu behalten? erkundigte ich mich.

„Ja, als Pächter! entgegnete er kurz.

„Mein Erschrecken war groß, indeß ich hatte seit lange die Erfahrung gemacht, daß meine Bitten, meine Vorstellungen ihn nicht bestimmten. Du hast also Deine Absichten geändert, Du willst die Güter nicht selbst bewirthschaften, wie Du es noch vor wenig Tagen vorgehabt hast? erkundigte ich mich.

„Nein! sprach er sehr bestimmt.

„Ich wußte mir nicht zu erklären, was geschehen sein konnte, ich schwieg also; aber das reizte seine Ungeduld, und heftiger, als es zu verantworten war, rief er: Sprich es doch aus, was Du denkst, und hülle Deine Unzufriedenheit nicht in dieses Schweigen, das mich verdammt, weil ich endlich, endlich einmal von den Sorgen freizukommen wünsche, die mein Erbtheil gewesen sind von Jugend auf! Was habe ich denn bis jetzt von meinem Leben, von diesen Gütern anders gehabt, als Sorgen? Von unseren übeln Vermögensumständen habe ich den Caplan sprechen hören, als ich mich, ein Knabe, noch an Märchen zu ergötzen wünschte! Um unserer Vermögensverhältnisse willen schickte man mich in das Heer, in einem Alter, in welchem mein Vater in wahrhaft königlicher Freiheit mit seinem Erzieher die halbe Welt durchreiste! Als ich nach längerer Zeit ins Vaterhaus zurückkam, empfing mich die Kunde, daß unsere Lage es für meinen Vater nöthig mache, auf mein mütterliches Erbe zurückzugreifen, und ich gab es hin! Im Feldlager, am Vorabende der größten Schlacht, erreichten mich mit der Nachricht von meines Vaters Tode die Berichte über unseren sich entwerthenden Besitz! Am Beiwachtfeuer, auf dem Siechbette im Lazareth, in den Sälen von Paris, bei dem Wiedersehen des Onkels, in dem Bureau von jenem Tremann und hier in meinem Hause höre ich immer und ewig nur dasselbe alte Lied!

Und wenn einmal der Schatten meiner Bäume mich still umfängt, wenn ich endlich einmal aufathmen möchte in Gottes freier Luft, spricht Dein schon wieder sorgenvoller Blick: Schaffe Rath, schaffe Ordnung, so ist's nicht zu halten! — Nun denn — verzeihen Sie mir, mein edler, theurer Freund, daß ich den Ausdruck wiederhole, den ich mit Beschämung von seinem Munde hören mußte — nun denn, so mag zum Teufel gehen, was nicht zu halten ist! Ich verkaufe Rothenfeld und Neudorf, ich verpachte Richten, ich gehe zu meinem Regiment zurück! Ich will wissen, woran ich bin, ich will nicht länger die Last auf meinen Schultern fühlen, welche die Vergangenheit mir aufgebürdet hat. Ich will die Irrthümer meiner Voreltern und auch die meinigen nicht als eine mich ewig hemmende Kette durch das Leben schleppen! Ich will ein eigenes, neues Leben leben, ich will endlich einmal mein eigener Herr, endlich einmal frei, endlich frei sein!

„Renatus hatte sich erhoben und ging auf dem engen Raume heftig auf und nieder. Noch an dem Morgen dieses Tages hatte er, wie ich schon erwähnte, davon gesprochen, daß er die Güter selbst bewirthschaften wolle; es mußte also etwas geschehen sein, das ihn verstimmt, das ihn andern Sinnes gemacht hatte. Ich vermochte mir nicht zu denken, was es gewesen sein könne, und ich wußte mir keinen Rath. Freilich hielt ich die Maßregeln, von denen er gesprochen hatte, soweit sie den Verkauf der beiden andern Güter betrafen, für richtig; aber ein Entschluß, in solcher Verfassung vollzogen, mußte mir immer als ein unheilvoller erscheinen, und ich wagte nicht, ihn zu billigen, nicht, wider ihn zu sprechen. Dazu kam das unabweisliche Gefühl, daß Renatus sich in solcher heftigen, in solcher über das erlaubte Maß hinausgehenden Weise nicht geäußert haben würde, hätte er einen Andern, hätte er nicht eben mich zur Seite gehabt. Ich glaubte es zu sehen, daß mein Erschrecken,

meine Angst ihm eine Genugthuung bereiteten, ich hatte in diesen letzten Monaten so viel, ach, so unaussprechlich viel von ihm ertragen, und keine Sylbe und kein Laut in seiner ganzen Rede dachten meiner! Ich war nicht mehr für ihn vorhanden!

„Oft, unsäglich oft hatte ich es empfunden, daß ich zu seinem Glücke nicht mehr nöthig sei. Jetzt traf es mich aus seinen Worten wie ein Schlag, und wie ein Blitz drang die nicht mehr zurückzuweisende Erkenntniß in mein Herz. Er wollte frei sein, frei vor allen Dingen, frei von dem Worte, das ihn an mich band! Ich war es, die er fliehen wollte, wenn er zum Regimente ging! Die Liebe, die er mir geschworen hatte, war der Irrthum, von dem er loszukommen wünschte; und es kostete ihn nichts, sich von dem Erbe seiner Väter loszureißen, wenn er sich damit nur von mir zu trennen vermochte.

„Wir waren nahe bei einander. Er war stehen geblieben und sah, an einen der starken Stämme angelehnt, in den Laubgang hernieder. Dieselbe Sonne beschien uns noch, dieselben sanften Töne des lockenden Vogelsang berührten noch unser Ohr, aber es war mir, als hätte sich eine Kluft aufgethan zwischen mir und ihm, und als träte er fern und ferner von mir zurück. In jedem Augenblicke wollte ich die Frage thun. Drei, vier Mal versuchte ich es, aber immer fehlte mir dazu das Wort, und mit jeder Sekunde schien er mir fern und ferner zu treten, wuchs in mir die Angst, daß mein Ton ihn nicht mehr erreichen könne. Ich war meiner Sinne fast nicht mächtig. Nur das Einzige fühlte ich noch klar: auch ich mußte frei werden, und wenn auch durch den Wahnsinn oder durch den Tod, von dieser Stunde martervoller Pein.

„Renatus, fragte ich ihn, und meine eigene Stimme klang mir wie eine fremde, und die Frage klang mir so fremd, als hätte ich nichts mit ihr zu schaffen, Renatus, Du sprichst von Deinen Irrthümern, von deren Folgen Du frei zu sein wünschest?

Siehst Du die Liebe, die Du mir geschworen hast, auch als einen Irrthum an? Willst Du frei sein auch von den Banden, die uns an einander ketten? Sprich es aus!

„Renatus fuhr zusammen, aber er antwortete mir nicht, und, die Arme über die Brust verschränkt, den Blick zu Boden gerichtet, starrte er finster vor sich nieder.

„Was da in meiner Seele vorging! Wie könnte ich Ihnen das beschreiben? Ich hatte mir gesagt, daß er mich nicht mehr liebe, ich hatte ihm angeboten, ihm seine Freiheit wiederzugeben, und, denken Sie nicht übel von mir, weil ich es Ihnen eingestehe, ich erwartete, ihn zu meinen Füßen niedersinken zu sehen, und meine Arme waren wie meine Seele offen, ihn liebend und verzeihend zu umfangen. Indeß Renatus regte sich nicht, und wie von einem inneren Feuer schnell und hoch emporgetrieben, schoß ein Gefühl des Zornes in mir auf. Da er mich nicht mehr liebte, sollte er künftig mit Beschämung an mich denken, wollte ich den Triumph genießen, ihn zu demüthigen, und ich hatte es bis dahin nicht geahnt, welche Kräfte der Grimm und die Empörung uns verleihen können.

„Ich blieb sehr ruhig sitzen, als er vor mir stand. Sieh' nicht so finster drein, Renatus, sagte ich. Es ist eine böse Stunde über Dich gekommen, aber ich habe mich Dir ja angelobt für gute und für böse Stunden, ich will Dir helfen, über diese hier hinauszukommen. Es ist gut, daß sie mich nicht unvorbereitet trifft. — Ich mußte innehalten, denn das Klopfen meines armen Herzens versetzte mir den Athem und ich brauchte eine kleine Zeit, ehe ich wieder meiner Herr geworden war.

„Du willst frei sein, sagte ich, Du möchtest ein neues Leben leben! — Ich streifte den Ring von meinem Finger, den ich seit sieben Jahren, seit sieben langen Jahren nicht von mir gelassen hatte, und reichte ihm denselben hin. — Nimm das

Pfand zurück, das Dich an die Vergangenheit bindet, ohne Deine Liebe begehre ich Dein nicht. Ich gebe Dich frei!

„Renatus trat mit rascher Bewegung auf mich zu. Sein Auge belebte sich, aber ich sah es, ich konnte mich nicht darüber täuschen, es war kein Schmerz, es war eine aufzuckende Freude, die es erglänzen machte. — Behalte ihn, o, behalte den Ring, bat er, als ein Andenken an mich, und ich will den Deinigen heilig halten in Bewunderung Deines edlen, großen Herzens!

„Ich konnte ihm nicht antworten; ich schüttelte verneinend mein Haupt. Ich hätte es nicht vermocht, den Ring wieder an meiner Hand zu tragen. Er war mir einst ein Pfand des Glücks gewesen, er wäre mir jetzt eine mahnende Erinnerung an ein langes Leid geworden. Aber ich war es so gewohnt, ihn zu tragen, meinen Finger von dem kleinen Reif umspannt zu fühlen; es fehlte mir etwas, es wurde mir kalt, es fiel mir Alles, Alles auseinander, da ich ihn fortgegeben, da Renatus ihn zurückgenommen hatte. Es war ein Zauberring für mich gewesen, nun war der Bann gelöst und die Entzauberung brach schnell heran.

„Ich war mit meinen Gedanken, mit meiner Kraft zu Ende. Ich sah das Spielen der Blätter, ich fühlte den Sonnenschein, ich hörte die Vögel singen; es bedeutete mir nichts mehr. Ich athmete, das war Alles! Nicht einmal mein Leiden fühlte ich. Nur eine Stumpfheit, nur eine Leere empfand ich. Es war mir Alles ein Räthsel, es war mir Alles klar und doch so unverständlich. Ich hätte nicht sagen können, ob ich wache, ob ich träume.

„So saß ich eine Weile. Die Zeit kam mir sehr lang vor. Ich wunderte mich, daß die Sonne noch immer schien, daß die Vögel noch immer sangen. Es war mir, als hätte ich Ewigkeiten durchlitten und durchlebt.

„Renatus sprach zu mir. Er sagte mir, wie er seit Jahren

vor der Stunde sich gefürchtet hätte, in welcher der Irrthum unserer Herzen uns deutlich werden würde. Er habe lange gefühlt, daß er in jugendlicher Verblendung den Frevel begangen habe, mich an sich zu ketten, ehe er sich seines eigenen Wesens recht bewußt geworden sei. Er gestand mir, daß er mich nie geliebt, daß er sich vergebens bemüht habe, sich mit der Freundschaft, der Verehrung, der Bewunderung zu begnügen, die er für mich fühle, die er mir bewahren werde ....

„Ich fühlte ein Verlangen, laut aufzulachen, aber ich unterdrückte es, denn mit diesem Lachen hätte ich dem Wahnsinne Raum gegeben, der mit seinen grauen, verwirrenden Flügeln sich auf mein Haupt herniedersenken wollte.

„Ich ließ Renatus sprechen fort und fort. Es war der Anfang der Befreiung, die er sich bereitete. Mit lebhaften Worten schilderte er mir die Leiden, die Schmerzen, die er um mich getragen hatte. Er um mich! — Ich unterbrach ihn nicht; auch nicht, als er es mir ausmalte, das Glück, das er sich einst mit mir geträumt, das er ersehnte, das er von der Zukunft sich erhoffte.

„Ach, er kannte die Liebe, er kannte sie sehr wohl! Und angstvoll, von Minute zu Minute harrend, strebte ich, zu erkennen, wer ihn fühlen lehren, was er nicht für mich gefühlt. Die Liebe hatte er ertödtet in meiner Brust; wie ein böser Geist stieg aus ihrer Asche die Eifersucht, diese niedrigste der Leidenschaften, in mir empor. Ich sehnte mich danach, den Namen Eleonore von seinem Munde zu vernehmen, denn mich verlangte nach einem Gegenstande für den Haß, der in mir brannte, aber ich hatte mich betrogen. Er hatte Eleonore Haughton nicht geliebt. Nur seine Phantasie hat sie beherrscht, nur seine Eitelkeit hat sie beschäftigt. Sie war für ihn zu mächtig, wie meine Liebe für ihn zu mächtig gewesen ist — und nicht einmal der elende Trost war mir gegönnt, das Wesen hassen

zu dürfen, das er, ich erkannte es in jener unheilvollen Stunde, das er liebte und auf das sein Sinn gerichtet war.

„Ich war sehr elend, sehr unglücklich, mein theurer Freund!

„Als Renatus endlich zu sprechen aufhörte, schien er eine Antwort zu erwarten, aber was sollte ich ihm sagen? Ich erhob mich und wollte gehen. Er hielt mich bei der Hand zurück. Das dünkte mir der Gipfel seiner Herzenshärtigkeit.

„Ich zog meine Hand aus der seinigen. Du bist jetzt frei, was willst Du noch von mir? fragte ich ihn.

„Deine Vergebung! sagte er, und dem bittenden Klange seiner Stimme konnte ich nicht widerstehen. Wie eine leuchtende Flut strömten sie auf mich ein, alle die Erinnerungen jener goldenen Tage der Jugend. Die Fülle meines einstigen Glückes, die Gewalt meines Schmerzes überwältigten mich. Ich breitete meine Arme aus, ich warf mich an seine Brust, und an seinem Herzen, an seinem treulosen Herzen weinte ich um ihn — um mich!

„Matt wie eine Sterbende, riß ich mich endlich von ihm los. Ach, er hielt mich nicht! Wo willst Du hin? fragte er mich, da ich, nicht wissend, was ich that, mich nach dem Dorfe wendete. Wo willst Du hin?

„In die Verbannung! gab ich ihm zur Antwort. War die Welt mir doch öde und leer, wohin ich immer ging. Er bot mir seinen Beistand an, er wollte mich begleiten. Die kleinste Hülfsleistung von ihm wäre mir wie eine Schmach erschienen. Ich hieß ihn gehen. Er trug Bedenken, mich zu verlassen. Ich bin des Alleinseins lange schon gewohnt! versicherte ich ihm.

„Dir gegenüber habe ich nur zu gehorchen! sprach er, und mir die Hand noch einmal reichend, die zurückzuweisen ich zu stolz war, ging er, ohne sich auch nur noch einmal nach mir umzusehen, langsam die Höhe hinab.

„Trockenen Auges blickte ich ihm nach. Es war mir Alles

werthlos, Alles gleichgültig, selbst mein eigenes Unglück. Nur das Eine fühlte ich, ich konnte mein Haupt unter seinem Dache nicht mehr zur Ruhe legen, ich konnte ihn nicht wiedersehen.

„Als ich in das Schloß kam, sagte man mir, Renatus sei ausgeritten und werde erst am Abende wiederkehren. So sehr war ich an seine rücksichtslose Grausamkeit gewohnt, daß ich es ihm Dank wußte, mir Freiheit für den einen Tag geschafft zu haben. Ich konnte Vittoria, ich mochte Cäcilie nicht um mich haben. Ich bat meiner Mutter, sich mit mir zurückzuziehen; ich sagte ihr Alles, Alles! — Auch sie begriff es, daß ich nicht bleiben konnte, auch sie wünschte, sich zu entfernen; nur so schnell, wie ich es begehrte, konnte es für sie und mich und für Cäcilie nicht ausgeführt werden; und ehe ich über diesen Abend hinaus in seinem Hause geblieben wäre, hätte ich mein Haupt auf freiem Felde betten und des Himmels Sterne mir zum Zelte machen mögen.

„Meine Mutter sah meine Angst. Es fiel ihr ein Auskunftsmittel ein. Am folgenden Tage sollte, wie wir wußten, eine meiner näheren Bekannten ihr Vaterhaus verlassen, um nach dem Fräuleinstift zum heiligen Grabe aufzubrechen, in welchem der König ihr eine der freigewordenen Stellen gnädig zuertheilt hatte. Ich konnte ihren Wohnsitz noch vor der Nacht erreichen, und sie hatte, da sie nur mit ihrem Mädchen reiste, einen Platz für mich in ihrem Wagen; sie hatte es mir sogar angeboten, sie zu begleiten, falls ich die Hauptstadt und unsere Freunde wiederzusehen wünschte.

„Wie mir zu Muthe war, als ich das Schloß verließ, welches ich mich gewöhnt hatte, als meine Heimath zu betrachten — ich finde keine Worte, es Ihnen auszudrücken. Vom Leben scheiden, ist für den Gläubigen nicht schwer, die Hoffnung leiht ihm ihre tragenden Schwingen; aber sich loszureißen von all seinem Glauben, von seinem Lieben, von all seinem Hoffen

und in das Leben, in die kalte, fremde Welt hinauszugehen, das, mein theurer Freund, das ist sehr schwer, sehr bitter, und ich habe es ertragen.

„Unsere Reisetage gingen still dahin. Ferdinanden's Verlobter war auf dem Schlachtfelde gefallen, sie war vereinsamt wie ich, und doch die Glücklichere, denn ihr Schmerz war rein. Wir fuhren die ganzen Tage, wir rasteten die Nächte; sie fühlte keine Neigung und ich hatte nicht die Kraft, unsere Freunde in der Hauptstadt wiederzusehen. So langten wir im heiligen Grabe, im Stifte an, und so habe ich es nach kurzem Aufenthalte unter dem Schutze einer der Stiftsdamen wieder verlassen und mich derselben mit Bewilligung meiner Mutter für den Besuch von Pyrmont angeschlossen. Meine Gesundheit, die nie stark gewesen ist, hat sehr gelitten, der Arzt verlangte für mich den Gebrauch jener Quellen, und ich durfte mich seinem Rathe nicht widersetzen, denn ich habe eine Mutter, die von meinem Siechthume leiden, die mein Tod betrüben würde. Ich muß ein Leben zu erhalten suchen, das mir völlig werthlos ist.

„Am Beginne jedes Morgens frage ich mich mit schmerzlicher Ermüdung: was soll mir dieser Tag? Ich werde mich dies fragen bis an mein Lebensende! Die Liebe, wie ich sie fühlte, ist eine Blüthe, die, einmal entblättert, nicht wieder blüht, und wenn ich zurückblicke in die Vergangenheit und ich finde alles verwelkt, was ich in mir gepflegt um seinetwillen, der es nicht verdiente, und wenn ich mich frage: wie konnte das geschehen, wie durfte er es wagen, wie vermochte er es zu thun? so finde ich keine Antwort in mir, wie ich kein Verschulden in mir finde. Nur das Lied des Dichters fällt mir immer ein, und Tag und Nacht klingt sein trauriges Wort: „Mußt es eben leiden!“ in meiner Seele wieder.

„Wenn Gott Erbarmen mit mir hat, wenn er mein Gebet erhört und mir es nicht zu fern steckt, meines Daseins Ziel,

dann, mein verehrter, mein theurer Freund, Sie Einziger, der schon seit Jahren meinen Kummer in selbstloser Güte zu theilen nicht verschmähte und gegen den mein Herz zu erschließen mir jetzt ein trauriger Genuß ist, dann lassen Sie mir diese Worte auf den Grabstein setzen; und so lange der rohen Willkür und dem Leichtsinne eines Mannes noch Gewalt gegeben ist über eines Weibes liebend Herz, wird ihnen der Wiederhall in mancher Brust nicht fehlen.

„Leben Sie wohl, mein theurer, väterlicher Freund! Sie haben mir einst gestanden, daß ich Ihnen den Glauben an die höchsten Güter des Menschen wiederzugeben so glücklich gewesen bin, und Sie haben mir damit einen Trost gewährt, an dem ich mich jetzt oft zu halten genöthigt bin, wenn mein ganzes Dasein mir als ein verfehltes vorkommt, wenn ich mich frage: Wozu habe ich gelebt und wozu soll ich leben? —

„Ihnen, mein Freund, bin ich doch etwas werth, zu etwas gut gewesen, und ich weiß Ihnen für die Ermuthigung, welche diese Gewißheit mir gewährt, nicht besser zu danken, als indem ich Ihnen mich mit allem meinem Kummer nahe. Nehmen Sie, der, wie Sie mir selber sagten, das Leben von seinen Höhen bis zu seinen Tiefen kennt, und den diese Kenntniß nachsichtig gemacht hat, nehmen Sie mich duldsam auf und denken Sie in irgend einer guten Stunde an die arme Hildegard.“

Siebentes Capitel.

Man soll im Zorn nicht handeln, im Zorn keine Entschlüsse fassen! so lautet eine alte Regel; aber jede Regel scheint nur um ihrer Ausnahme willen da zu sein, und Jeder erfährt es wohl einmal in seinem Leben, daß sein Zorn ihn aus dem trägen Gange seiner Unentschlossenheit emporgerissen, und ihn wie mit einem heftigen Spornstoße zu einem Ansprunge und in einen neuen Weg getrieben hat, den eingeschlagen zu haben man sich später freut. Renatus wenigstens meinte, an sich eine solche Bemerkung machen zu können.

Sieben ganze Jahre hatte er sich in dem völlig unwahren Verhältnisse zu Hildegard bewegt, weil er sich es beständig vorgehalten, daß es einem Manne, einem Edelmanne, nicht anstehe, ein gegebenes Wort zu brechen. Nun es geschehen war, nun da er Hildegard, er täuschte sich darüber nicht, endlich dazu genöthigt hatte, ihn seiner Verpflichtung gegen sie zu entlassen, nun fühlte er sich so leicht, so frei, und trotz seines edelmännischen Bewußtseins so völlig in seinem Rechte, daß er dieses Wohlbehagens nicht wieder verlustig zu werden wünschte.

„Mag zum Teufel gehen, was nicht mehr zu halten ist!“ hatte er in seiner Entrüstung zu Hildegard gesagt, und je mehr er auf seinem Ritte darüber nachsann, um so mehr beschloß er, jenen in der Zorneshitze gethanen Ausspruch zu einer Wahrheit zu machen. Es war sein beeinträchtigtes Menschenrecht, das ihm jene Worte eingegeben hatte; weßhalb sollte er anstehen, es zu wahren? —

Die Zeiten, in welchem der Adel selbstherrlich auf seinen Gütern gesessen hatte, waren in seinem Vaterlande für immer dahin. Er hatte keine Unterthanen mehr, die von ihm abhingen und über die er zu Gericht saß. Er und sie waren gleichmäßig Bürger des Staates geworden, fast in allen Fällen derselben Gerichtsbarkeit unterworfen; aber Einen Weg gab es noch, auf welchem der Edelmann sich der Vorrechte seines Standes, denn solche waren freilich noch genug vorhanden, voll bewußt werden konnte: es war die militärische Laufbahn. Der Offizierstand war noch eine besondere Kaste, der Offizier hatte noch seinen besonderen Gerichtsstand, und je mehr die bürgerliche Gesellschaft seit der französischen Revolution im Staate an Bedeutung gewonnen, um so entschiedener hatten in Deutschland, und namentlich in Preußen, die Edelleute sich im Heere zusammengeschlossen.

Weßhalb sollte Renatus sich mit der Sorge für einen großen, ihm zwar Ansehen verleihenden, aber auf lange hinaus keine Vortheile versprechenden Besitz belasten, wenn Ansehen und Ehre ihm schon aus der großen Adelsverbindung im Heere erwuchsen, der er sich auch künftighin nur anzuschließen brauchte, um neben seinen angeborenen Ehren auch noch der ganz besonderen sogenannten militärischen Ehre theilhaftig zu werden und für sich eine Menge von Rechten und von Schranken aufgerichtet und benutzbar zu finden, die alle darauf berechnet waren, auf künstliche Weise dem Adel jene bevorzugte Stellung zu erhalten, die auf natürliche Weise vor dem Urtheile der gesunden Vernunft und vor dem Bewußtsein des Bürgerstandes nicht mehr zu behaupten war.

Sein Vater hatte die Güter mit Schulden belastet, hatte des Sohnes mütterliches Erbe aufgezehrt; aber er hatte ihn, wie Renatus jetzt erkannte, wahrscheinlich eben deßhalb frühzeitig in das Heer, als in die ihm angemessene Laufbahn, eingeführt.

Es war nicht des jungen Freiherrn Schuld, wenn seine Vorfahren nicht durch Stiftung eines Majorats der ungemessenen Willkür des Einzelnen Schranken gesetzt hatten, es konnte also auch nicht seine Pflicht sein, herzustellen, was er nicht zerstört, aufzurichten, was er nicht untergraben hatte. Es war genug, daß er unter der Verschwendung seines Vaters litt, daß er Fehler büßte, die er nicht begangen hatte. Und endlich, was änderte sich denn in seiner Stellung, wenn er jene Rathschläge befolgte, welche ihm von Erfahrenen gegeben worden waren? Er blieb der Freiherr von Arten-Richten, gleichviel, ob zu diesem Richten noch Neudorf und noch Rothenfeld gehörten oder nicht. Und wenn es vollends möglich war, sich durch Entäußerung der beiden andern Güter mit weniger Sorgen zu einem größeren Wohlstande als dem gegenwärtigen emporzuarbeiten, so wäre es ja gegen alle Klugheit und Vernunft gewesen, sich nicht dazu entschließen zu wollen.

Er war in heftiger Aufregung von seinem Hofe fortgeritten; aber je weiter er sich von demselben entfernte, je mehr ließ er dem Pferde Freiheit, seinen Schritt zu wählen, und während er so langsam durch den Wald hinritt, gediehen seine Meinungen und Vorsätze immer mehr zur Reife. Auf den Beistand des Königs, auf den Hildegard und sein Oheim ihn hingewiesen und den zu erbitten, beide ihm Hoffnung gemacht hatten, durfte er jetzt nicht rechnen. Er selbst war dem Könige ganz unbekannt, und sein Vater hatte seit dem Religionswechsel der Baronin Angelika die Gunst des streng protestantischen Herrschers nicht mehr besessen. War dem jungen Freiherrn daran gelegen, sie wieder zu erwerben, so bot sich ihm, bei der entschiedenen Vorliebe, welche der König für den Soldatenstand hegte, in dem Heere die beste Gelegenheit dazu; kurz, Renatus mochte die Sache ansehen, wie er wollte, er konnte nach seiner Ansicht gar nichts Angemesseneres thun, als im Heere bleiben; und in diesem Falle

war der Verkauf der Nebengüter, die Verpachtung von Richten durch die Umstände geboten und nothwendig, und das Nothwendige mußte er thun, gleichviel, wer es ihm zuerst als ein solches dargestellt hatte.

Es war am Abende, als der Reitknecht seines Freundes mit dem von Richten herbeigeholten Mantelsacke des jungen Freiherrn nach Brastnick wiederkehrte. Er brachte ihm ein kurzes Schreiben der Gräfin Rhoden mit. Renatus saß in dem Familienkreise seines Gastfreundes beim Abendessen, als der Diener ihm den Brief aushändigte. Er erkannte die Handschrift und steckte ihn in die Brusttasche.

Ein Billet-doux? scherzte der Hausherr.

Durchaus nicht! entgegnete Renatus, nur irgend eine Nachricht von meines verstorbenen Vaters alter Freundin, von der Gräfin Rhoden!

Erst später in der Nacht, als Renatus sich in seinem Zimmer allein befand, die Männer hatten lange beim Weine gesessen, öffnete er den Brief der Gräfin. Er enthielt nur die wenigen Reihen:

„Wenn Sie diese Zeilen erhalten, wird meine Tochter Richten bereits verlassen haben. Mit welchen Empfindungen ich Ihnen dieses schreibe, sage Ihnen Ihr eigenes Herz. Ich habe mir erlaubt, meine Tochter in Ihrem Wagen nach Ramsdorf fahren zu lassen: sie wird ihre Freundin in das Stift begleiten. Für einige Tage bin ich, wegen der Ordnung meiner Angelegenheiten, noch auf Ihre Gastfreundschaft angewiesen, die mir jetzt nicht leicht zu tragen sein wird; und ist es mit Ihren Geschäften nicht unvereinbar, so wäre es vielleicht für uns Alle eine Erleichterung, wenn Sie den Besuch bei Ihrem Freunde so lange ausdehnen wollten, bis ich mit meiner jüngeren Tochter Ihr Schloß verlassen haben werde. Ich will dazu thun, diesen Zeitpunkt möglichst zu beschleunigen."

Anrede und Unterschrift waren durchaus förmlich gehalten,

aber in der Stimmung, in welcher Renatus sich befand, focht der Brief ihn wenig an. Man hatte mit ihm über seine in Aussicht stehende Heirath mit der ältesten Gräfin Rhoden gescherzt, und er hatte alle darauf hinzielenden Bemerkungen mit der Versicherung zurückgewiesen, daß davon gar nicht die Rede sei. Als man derselben nicht glauben wollen, hatte er unumwunden eingestanden, daß er vor dem Feldzuge allerdings eine Anhänglichkeit für sie gehabt habe, aber die Gräfin sei ja älter als er, sei kränklich, und daß nach seiner Heimkehr von jener blöden Jugendschwärmerei nicht mehr die Rede gewesen sei, könne man am besten daraus abnehmen, daß er sich eben noch völlig frei befinde, während ihn doch nichts abgehalten haben würde, sich zu verloben und zu verheirathen, hätte er dazu irgend einen Antrieb in sich verspürt. Er rühmte dabei die Mutter als seine älteste und theuerste Freundin, welcher Gastfreundschaft zu gewähren ihm ein Glück gewesen sei. Er sprach von den unschätzbaren Eigenschaften der ältesten Tochter, erwähnte der ihn entzückenden Fröhlichkeit der jüngeren Gräfin, sagte, daß er die beiden Schwestern wirklich als seine eigenen Schwestern liebe, und die Aufnahme, welche diese Ansprüche bei seinen Genossen fanden, ließ ihn deutlich erkennen, daß man im Allgemeinen seine Verheirathung mit Hildegard als eine unpassende betrachtet haben würde.

Man bezeichnete eine solche Zufriedenheit, sich in der Voraussetzung getäuscht zu haben, daß Renatus sich in der Ueberzeugung bestärkte, das Richtige und das Berechtigte gethan zu haben; und wie man ihm von verschiedenen Seiten zu dieser und zu jener Heirath anrieth, ihm diese und jene Tochter aus den Familien des benachbarten Adels als die für ihn schickliche Frau bezeichnete, genoß er seiner Freiheit mit wirklichem Vergnügen, obschon keines der erwähnten Mädchen den Wunsch, es zu besitzen, in ihm hervorrief.

Auch am Morgen, als er frischen Sinnes erwachte, fühlte

er keine Reue über seine Handlungsweise. Er beklagte Hildegard, als ob er gar nicht an ihrem Mißgeschicke betheiligt wäre, und als er dann den kleinen Brief der Gräfin wieder in die Hand nahm, that es ihm leid, daß diese von ihm gehen wollte. Er hatte eine Weile sogar den Gedanken, noch an demselben Tage nach Hause zu reiten, um es zu verhindern; aber das Wiedersehen nach dem eben Statt gehabten Bruche und die unvermeidlichen mündlichen Erklärungen mußten nothwendig eine erschütternde Scene herbeiführen, eine jener Scenen, vor denen Renatus eine wahre Scheu trug. Er beschloß also, schriftlich abzumachen, was er der Gräfin zu sagen wünschte, und wie sie sich kurz zusammengefaßt hatte, that er es auch.

„Meine theure Mutter!" schrieb er ihr, „denn eine Mutter sind Sie dem verwaisten Knaben ja gewesen, lange ehe er daran denken konnte, diesen Namen durch ein engeres Anschließen an Sie sich zu verdienen, gehen Sie nicht im Unmuthe von mir fort. Der Bruch, der gestern geschehen ist, wie plötzlich er Ihnen auch erschienen sein mag, war nach meinem Empfinden längst ein nothwendiger geworden, und ich zweifle nicht, daß selbst Hildegard und Sie ihn als einen solchen anerkennen müssen. Wenn mich mit Recht der Tadel trifft, daß es mir an Muth gefehlt hat, gleich, als ich den Irrthum meines Herzens einsah, und das ist lange her, ihn auch auszusprechen, so trifft Sie, theure Mutter, doch auch der Vorwurf, daß Sie, die Sie des Menschen Herz und die Welt, und meine und Hildegard's Unerfahrenheit wohl kannten, uns vor sieben Jahren nicht abgehalten haben, ein Bündniß einzugehen, das so wenig Aussicht auf eine baldige Erfüllung darbot. Aber wir leiden in diesem Augenblicke Alle gemeinsam, wir dürfen nicht mit einander rechten. Lassen Sie uns vielmehr gemeinsam danach streben, dieses nothwendige Leid so viel als möglich zu mildern und so viel als möglich dem Auge der Welt zu entziehen.

„Ich werde Richten in kurzer Zeit verlassen. Gönnen Sie mir die Gunst, Sie bis dahin in meinem Schlosse zu behalten. Wir waren Freunde, ehe wir Verwandte zu werden hofften; lassen Sie uns Freunde bleiben, da jene Hoffnung sich leider nicht erfüllt, und mein Herz wird bemüht sein, Sie und die geliebte Cäcilie, und hoffentlich einst auch Hildegard, mit mir und meiner Handlungsweise auszusöhnen. Lassen Sie mich Sie in Richten wiederfinden! Aber was Sie auch beschließen, rechnen Sie auf mich wie auf Ihren Sohn, denn ich werde nicht aufhören, mich als Ihren Sohn zu fühlen."

Er war mit dem Schreiben sehr wohl zufrieden, ein Bote war schnell bei der Hand, und ohne weiteren Aufenthalt machte man sich darauf gegen Mittag zu dem beabsichtigten Besuche auf den Weg.

Weil die ganze Familie seines Wirthes Theil an dem Ausfluge nehmen sollte, hatte man in dem viersitzigen Wagen nicht Plätze genug; man nahm also ein Gig zu Hülfe, dessen Renatus und sein Freund sich bedienten.

Der schöne Sommertag, die hübsche Hausfrau, die fröhlichen Kinder, die aus dem rasch dahin rollenden Wagen so neugierig und so ungeduldig wie flügge werdende Vögel aus ihrem Neste in die Welt hinaussahen und mit ihren Anrufen, Zeichen und Winken den Vater aus der Ferne bald auf dieses und bald auf jenes Wunder aufmerksam machten, belustigten Renatus. Es lag in der Unschuld dieser Kinder für ihn, der an die kecke Frühreife Valerio's gewohnt war und sonst mit Kindern wenig oder keinen Verkehr gehabt hatte, etwas ungemein Reizendes; und nur wenn es ihm einfiel, daß Hildegard jetzt unterwegs sei und daß die Gräfin in Richten nun seine Antwort bald erhalten werde, legte sich ein Schatten über seine Heiterkeit und es fiel ihm Etwas schwer aufs Herz, daß er aufathmen und sich unwillkürlich mit der Hand über die Stirne fahren

mußte. Indeß sein Gefährte merkte nichts von dem dunkeln Boden, über dem die Fröhlichkeit des jungen Freiherrn aufwuchs, und man war im vollen Genusse des schönen Tages, des angenehmen Weges und des erfreulichen Beisammenseins, als ein schwerbeladener Lastwagen, der von der Höhe herunterkam, den Fahrenden nöthigte, scharf zur Rechten auszubiegen. Aber der Landweg war nur schmal, der Wagen mit Fässern und Kisten in der Mitte ungewöhnlich breit beladen, und wie der neben dem Wagen gehende Fuhrmann seine Pferde auch nach der linken Seite hinüberzerrte, die Räder des Frachtwagens und des Gig geriethen in einander, die Pferde des Frachtwagens zogen auf des Fuhrmannes Anruf mit scharfem Rucke an — ein Knack, und das leichte, schwache Rad des Gig fiel in Stücken von der Achse.

Es war ein unangenehmer Vorfall. Man war ein paar Meilen von dem Orte der Ausfahrt, ein paar Meilen von dem Gute entfernt, nach dem man sich begeben wollte. Einen besonderen Kutscher hatte man für den kleinen, nur zweisitzigen Wagen nicht innegehabt, und den Diener, der auf dem Wagen der Frauen und der Kinder saß, mochte man nach der eben gemachten Erfahrung nicht mit dem Pferde nach Hause senden, um ihn für alle Fälle zur Hand zu behalten.

Man fing an, sich in der Gegend umzusehen; man war kaum eine Viertelstunde von Marienfelde entfernt, und eben als der Besitzer des zerbrochenen Gefähres darauf dachte, sich dorthin zu wenden, um seinen Wagen unterzubringen, und wo möglich irgend einen anderen zur Fortsetzung der Fahrt zu borgen, ward in der Entfernung zwischen den Feldern ein Reiter sichtbar, der, als er die beiden Wagen auf der Landstraße halten und einen derselben zerbrochen sah, mit seinem tüchtigen Pferde schnell herankam.

Der Mann und sein Pferd sahen wie aus Einem Gusse

aus, so fest saß er in seinem Sattel, so gut paßten der große, starke Reiter und sein Schimmelhengst zusammen. Es war ein schönes, ein erbeutetes Pferd; und der Gutsbesitzer Steinert wußte sich etwas mit dem feurigem Andalusier, in dessen stark hervortretenden Adern unter der feinen Haut das arabische Blut ganz unverkennbar war. Es kam seiner Pferdezucht zu Statten.

Steinert erkannte seinen adeligen Gutsnachbar schon aus ansehnlicher Ferne, und mit der weithin schallenden Stimme, welche in manchem Kampfe ermuthigend an seiner Leute Ohr und in ihr Herz gedrungen war, rief er: Guten Morgen, Herr von Brinken! Haben Sie ein Unglück gehabt?

Steinert war während dessen nahe heran gekommen und erst jetzt erblickte er auch Renatus, der hinter dem Gig gestanden hatte. Ohne irgend an die Zurückweisung zu denken, welche er von dem jungen Freiherrn vor Jahren auf der Landstraße erfahren hatte, reichte er ihm die Hand hin, und mit einer Freundlichkeit, welche sein dunkel gebräuntes Gesicht angenehm erhellte, und seine Lippen unter dem dicken, bereits ergrauenden Schnurrbarte schön umspielte, rief er: Willkommen zu Hause, Herr von Arten! Ich hörte schon, daß Sie zurückgekommen wären.

Renatus konnte nicht anders, als die dargebotene Hand ergreifen und den Handschlag Steinert's erwiedern; aber es fiel ihm auch jetzt noch auf, daß Steinert ihn völlig als seines Gleichen behandelte. Nicht einmal Herr Baron nannte er ihn, sondern Herr von Arten, ganz schlechtweg. Es war jedoch für Renatus zu besonderen Betrachtungen in diesem Augenblicke nicht die Zeit. Denn Steinert war vom Pferde gestiegen, besah mit Kennerblick den Schaden an dem Wagen, und machte sofort den Herren den Vorschlag, mit ihm nach Marienfelde zu kommen, von wo er einen Knecht mit einem Baume zur Unterlage für das Gig abschicken wolle, damit man dasselbe nur erst nach dem Dorfe bringen könne, und später stehe dann den Herren sein

Fuhrwerk zum Weiterfortkommen zu Diensten. Man nahm das dankbar an.

Ein scharfer Pfiff, den Steinert über die hohlen Hände that, rief einen seiner Arbeiter vom Felde herbei, den man bei dem Fuhrwerke zurückließ; der Wagen, den Frau von Brinken und die Kinder inne hatten, setzte seinen Weg fort, und den Zügel seines Pferdes über den Arm nehmend, führte Steinert die beiden Edelleute den Weg nach seinem Hause zu.

Es ist hier für uns auf dem Lande nichts mit diesen kleinen, zerbrechlichen Wagen, sagte er, als Herr von Brinken die Bemerkung machte, daß nicht nur das Rad zerbrochen sei, sondern daß auch das Gig selbst bei dem Zusammenstoße eine Beschädigung erlitten habe, welche es nöthig machen werde, es zur Herstellung nach der Hauptstadt zu schicken. — Soll denn etwas Fremdes bei uns eingebürgert werden, so lasse ich mir noch eher den englischen oder den vlaemischen zweirädrigen Transportkarren gefallen; dessen Räder halten etwas aus, und unsere Pferde sind stark genug, ihn selbst die Höhen hinaufzuziehen, obschon er für die Ebene besser paßt. Ich habe mir, als ich aus dem Felde kam, ein paar solcher Karren versuchsweise zusammenschlagen lassen.

Herr von Brinken wünschte, sie zu sehen; Steinert war bereit, sie ihm zu zeigen. Er meinte, der Herr von Arten müsse diese Karren zur Genüge gesehen haben, und wie von selbst knüpfte sich daran die Frage, ob Renatus während der Feldzüge wohl Gelegenheit genommen habe, auf die verschiedene Art und Weise der Wirthschaft in den verschiedenen Gegenden und Ländern Acht zu geben.

Der junge Freiherr verneinte das mit der Bemerkung, er sei darauf nicht vorbereitet gewesen.

Schade! sagte Steinert. Da man denn doch zuletzt jeder Sache eine gute Seite abgewinnen soll, so kann es nicht in

Abrede gestellt werden, daß es uns und unsern Leuten vortheilhaft gewesen ist, uns auch einmal auf fremdem Boden und in fremder Wirthschaft umzuthun. Mir zum Beispiel sollen die mannigfachen Erfahrungen, die ich bei dem Hin- und Hermarschiren machen konnte, wie ich denke, nicht verloren gehen.

Wie sich das von selbst versteht, kamen die beiden Männer von den Feldzügen im Allgemeinen auf ihre einzelnen eigenen Erlebnisse zu sprechen, und man war mitten in den besten Kriegsgeschichten, als man auf dem Hofe in Marienfelde anlangte.

Von dem einstigen Schlosse stand jetzt nur der Mittelbau, und selbst der Thurm war von demselben abgebrochen. Das Haus sah dadurch eigentlich plump und unschön aus, dafür aber stand links von dem Teiche die große Brennerei. Die Scheunen, die Ställe und die Insthäuser waren aus guten Ziegeln gebaut, und was der Krieg auch hier zerstört hatte, das war, wie die vielen neuen Dachsteine, Fensterläden, Thüren und Zäune verriethen, längst wieder vollständig hergestellt worden.

Es war still auf dem Hofe, auch im Hause ließ sich Niemand sehen. Erst als der große Hund hell anschlug, guckte ein Mädchenkopf zum Fenster hinaus, und den Vater erblickend, trat die Tochter schnell zurück, um ihm entgegen zu eilen oder um der Mutter zu melden, daß er Fremde mit nach Hause bringe.

Steinert war unterdessen mit den beiden Gästen in dem Flur seines Hauses angelangt, und Renatus, der nie zuvor in diesem Hause gewesen war, fühlte sich mit Ueberraschung in einer ganz vertrauten Umgebung.

Auch hier in Marienfelde hingen sie rund umher an den Wänden, die Erntekränze jeden Jahres, wie Renatus sie in seines Vaters Amtshause hatte hangen sehen, als er noch ein Kind gewesen war; hier wie dort stand sie der Hausthüre gegenüber, die große englische Stehuhr, das Erbstück der Steinert'schen Familie, und tickte mit ihrem gewichtigen Pendelschlage

von Sekunde zu Sekunde die Tage und Jahre hinweg. Und als dann aus dem Zimmer zur Linken das große, starke, kaum siebenzehn Jahre alte Mädchen, die blonden Zöpfe um das Haupt gewunden, zum Vorschein kam und sich mit unbefangener Freundlichkeit vor den Gästen verneigte, glaubte Renatus vollends, einer Verzauberung zu unterliegen, denn gerade so, aber gerade so, hatte, wie er sich zu erinnern meinte, einst Steinert's Schwester ausgesehen, als sie jung gewesen war.

Und nun willkommen unter meinem Dache, mein lieber Herr von Arten und mein verehrter Herr Nachbar! sagte Steinert, während er den Beiden die Hüte abnahm. Lassen Sie Sich's bei uns gefallen, bis Ihr Wagen herkommt und man Ihnen Ihr Pferd vor meine Britschka gelegt haben wird; treten Sie näher, ich bitte! Nach dem Garten hinaus haben wir jetzt Schatten. Treten Sie näher! — Und sich zur Tochter wendend, fragte er: Eveline, weiß die Mutter, daß ich zurückgekommen bin?

Eveline hatte nicht zu antworten nöthig, denn die Hausfrau erschien bereits in der Thüre, und der Tochter den Knaben hinreichend, den sie, um schneller fortzukommen, auf dem Arme getragen hatte, bewillkommte auch sie die Gäste mit guter Art.

Als das Kind des Vaters ansichtig wurde, rief es ihn laut an und streckte, sich von der Schwester losmachend, die derben Arme nach ihm aus, so daß Steinert ihn zu sich und bei der Hand nahm.

Der Bursche ist ein Nachschößling, sagte er lachend, während er ihn küßte und ihn mit Vaterfreude in die Höhe hob. Er ist unser ganz besonderes Friedenspfand, und weil er sich gleich bei seiner Geburt als einen tüchtigen Kerl erwiesen hat, habe ich ihm denn auch die allerbesten Namen ausgesucht.

Herr von Brinken, selbst ein zärtlicher Vater, freute sich des Jungen, der kaum zwei Jahre zählte und auf seinen Beinen schon wie eingewurzelt da stand.

Wie heißt er denn? fragte Renatus.

Junge, wie heißt Du? wiederholte der Vater. Sag's selber, aber deutlich, damit man Ehre mit Dir einlegt!

Gebhard Leberecht Steinert! brachte der Kleine zwar noch mit schwerer Zunge, aber mit so dreister Entschlossenheit hervor, daß er die Erwachsenen alle lachen machte, und Renatus unwillkürlich ausrief: In Dir steckt ja der ganze Husar!

Steinert nickte mit dem Kopfe. Ja, für den Nothfall, Herr von Arten. Im Uebrigen haben wir des Krieges und ich für mein Theil des Soldatenwesens nun genug gehabt, und ich denke, meine Jungen sollen es nicht nöthig haben, sich lange mit dem Wehrstande abzugeben, sondern im Nährstande und ruhig bei der Arbeit bleiben können.

Während sie noch sprachen, schlug die Uhr im Hausflur die Mittagsstunde und auf dem Hofe läutete die Glocke. Eveline, welche bald nach dem Eintritte der Mutter das Zimmer verlassen hatte, kehrte jetzt zurück.

Ist angerichtet? fragte Steinert, und auf die bejahende Antwort nöthigte er die Fremden, es sich auf gut Glück an seinem Tische gefallen zu lassen. Man nahm den Vorschlag dankbar an.

Der Tisch war in dem großen Saale zu ebener Erde gedeckt, und seine Größe und Schwere zeigten, daß er hier seine feste Stelle haben mußte. Glänzendes, selbstgewebtes Leinenzeug bedeckte ihn; man hatte den Gästen zu Ehren auch einen Blumenstrauß auf die Tafel gestellt, aber Silberzeug war nicht, wie sonst, vorhanden. Was man davon besessen hatte, und der Vorrath im Hause war ansehnlich genug gewesen, das war beim Ausbruche des Krieges auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt worden, und auch jetzt noch brauchte man das Geld zu anderen Dingen, als zum Ankaufe von Werthgegenständen, die sich nicht verzinsten.

Die Wirthin, welche trotz ihrer fünfundvierzig Jahre noch wie das Leben selber aussah und durch die Geburt ihres Leberecht, auf den beide Eltern einen wahren Stolz besaßen, eher erfrischt als angegriffen worden war, die Wirthin und Steinert nahmen die Mitte des Tisches ein, die beiden Fremden saßen zu ihren Seiten, und außer den Kindern kamen einer nach dem andern noch einige junge Leute in ihren Arbeitsröcken, mit hohen Stiefeln in das Zimmer, die sich mit flüchtigem Gruße auf ihre Plätze setzten. Nur Einen von ihnen, einen hübschen, kräftigen Mann, der von Eveline mit einem Händedrucke begrüßt ward, stellte Steinert, ehe Jener sich neben der Tochter niederließ, als deren Verlobten vor, für den er sich hier in der Gegend schon seit längerer Zeit nach einem passenden Ankaufe umsehe.

Renatus wurde es bei der Bemerkung plötzlich heiß. Der also ist's, dachte er, für den sie auf meine Güter spekuliren! Und er konnte sich der alten, feindseligen Empfindung nicht erwehren. Aber Niemand ahnte, was in seiner Seele vorging, sie waren Alle munter und gut aufgelegt.

Die Hausfrau hatte in der Eile noch rasch einen Fisch aus dem Teiche nehmen und herrichten lassen, eine süße Speise war eben so schnell bereitet worden, an Erdbeeren und Kirschen gab es eben jetzt Ueberfluß, und so war denn mit der tüchtigen alltäglichen Kost des Hauses ein vollständiges Mahl zu Stande gekommen, das Frau Steinert mit freier Gastlichkeit ihren Gästen darbot, und auch der Wein fehlte beim Nachtische nicht.

Eveline selbst war aufgestanden, ihn aus dem Wasserkübel herbeizuholen, und als Steinert die erste Flasche entkorkt und den goldig klaren Rheinwein in die Gläser gefüllt hatte, welche die Tochter herumgab, erhob er sich und sagte, sich zu Renatus wendend: Es ist das erste Mal, Herr von Arten, daß Einer von Ihnen auf meinem Grunde und Boden an meinem Tische sitzt, und ich freue mich darüber. Wir sind jetzt drei Jahre

lang Kriegskameraden gewesen, lassen Sie uns nun auch künftig gute Nachbarn werden und stoßen Sie mit mir darauf an — er hielt das Glas mit dem funkelnden Weine hoch empor — daß wir hier zu Lande diesen Wein immer und immerdar für uns allein trinken! Es hat Blut genug gekostet, ihn uns wieder zu gewinnen! Der freie deutsche Rhein und der Friede! —

Hoch, hoch! erklang es von allen Seiten. Die Mutter, der künftige Tochtermann, die Wirthschafter, von denen auch zwei in dem letzten Feldzuge mitgewesen waren, erhoben sich und kamen zu dem Hausherrn und zu den Gästen, mit ihnen anzustoßen. Eveline, welche die eigentliche Wärterin des Jüngsten machte, war schnell in die Nebenstube geeilt und hatte den Leberecht herbeigeholt, damit er sein Hoch auch mitrufen und seines Tröpfchens Wein nicht entbehren solle; und als Steinert ihm sein Glas hinhielt, that der Bursche einen langen Zug und wollte sich zu des Vaters Freude das Glas, das er mit beiden Händen fest umklammert hatte, nicht entreißen lassen.

Die Zufriedenheit, der Lebensmuth, die Herzensgüte leuchteten jedem Mitgliede des Hauses aus den Augen. Man mußte mit diesen Menschen fröhlich werden, man konnte der kleinen Verstöße gegen die höhere Gesellschaftssitte und ihren sogenannten Ton gar nicht gedenken. Es war Alles anders, als Renatus es in seinem Hause gewohnt war, Alles derber, naturwüchsiger, aber es schien dafür auch Alles auf eine lange, gesunde Dauer angelegt und berechnet zu sein, und während Steinert's männlich schöner Freimuth und seine Würdigkeit des jungen Freiherrn Herz fast wider dessen Willen bewegten und gewannen, meinte er zwischen all dem lauten Sprechen und mitten durch das helle Lachen der Hausfrau und ihrer Tochter, doch immer die schweren Pendelschläge der alten englischen Uhr zu hören, und es klang ihm, als riefen sie immerfort: Sie kommen empor und Du herab!

Er suchte den Gedanken zu verscheuchen, aber es gelang

ihm nicht. Das Landleben, die Einsamkeit machen mich schwermüthig, und Hildegard's krankhafte Melancholie hat mich angesteckt und schwarzsehend gemacht, sagte er sich endlich. Es ist Zeit, daß ich unter Menschen und in die Welt und in das Leben zurückkehre! — Und doch entging es ihm nicht, wie Steinert, als man von der Tafel aufgestanden war und die Wirthschafter sich entfernen wollten, sie zurückhielt, mit Jedem von ihnen kurze und bestimmte Abrede nahm, wie sie alle voll Eifer und voll Theilnahme bei der Sache waren und dann still geschäftig ihres Weges gingen. Darin war freilich auch ein Leben, und Steinert's Welt war unter diesen Menschen, die er heranbildete, während sie seine Angelegenheiten in seinem Dienste förderten. Aber, dachte Renatus, man muß nichts Höheres kennen, um sich darin zu befriedigen, man muß sich nicht als einer bevorzugten Kaste angehörend empfinden, um seine Untergebenen als seines Gleichen behandeln zu können, und man muß als ein Arbeiter geboren sein, um vorauszusetzen, daß Jedweder für die Arbeit auf der Welt sei.

Inzwischen war der zerbrochene Wagen des Herrn von Brinken in den Hof gekommen und Steinert hatte den Befehl gegeben, das Pferd, wenn man es gefüttert haben werde, vor einen seiner kleinen Wagen vorzulegen. Während man noch damit beschäftigt war, erkundigte Steinert sich bei dem jungen Freiherrn, was er denn wegen seiner Wirthschaft beschlossen habe; und von dem klugen und ehrlichen Gesichte des Mannes, wie von seiner unverkennbaren Theilnahme doch allmählich überwunden, sagte Renatus: Es sind mir Rath- und Vorschläge der verschiedensten Arten zugekommen, noch aber bin ich unentschieden. Sie kennen ja die Güter. Anfangs der nächsten Woche bin ich bestimmt in Richten. Kommen Sie herüber, sehen Sie Sich die Güter und die Wirthschaft einmal an. Ich möchte Ihre Meinung hören, ehe ich mich endgültig entscheide.

Steinert lächelte. Der verstorbene Freiherr stand ihm in diesem Augenblicke leibhaftig vor Augen. Es war die alte, fürstliche Weise des Edelmannes, zu befehlen, wo er zu bitten nicht für angemessen fand, und sich einzubilden, daß er demjenigen eine Ehre erweise, dessen Meinung er zu hören fordere, um dann mit der eigenen, weit geringeren Einsicht über jene zu Gericht zu sitzen. Aber er ließ den jungen Mann seine üble Angewohnheit nicht entgelten, und von einer gewissen Anhänglichkeit an das Arten'sche Geschlecht, von der Liebe für die Güter, welchen seine Voreltern und er selber durch so lange Jahre ihre Kraft und Arbeit zugewendet hatten, wie von dem Gedanken an seinen eigenen Vortheil gleichmäßig bestimmt, versprach Steinert dem Freiherrn, wenn es seine Zeit erlaube, an einem festgesetzten Tage nach Richten zu kommen, obschon, wie er sagte, dies kaum nöthig sei.

Denn, fügte er hinzu, ich weiß, Sie haben meinen Freund Tremann in der Stadt gesprochen, und seine Ansicht ist auch die meinige. Sie haben keine Wahl, Herr von Arten! Sie können die Güter nicht wohl mehr halten! Verkaufen müssen Sie! Wir wollen aber einmal sehen, ob wir über Rothenfeld nicht Handels einig werden können. Das Gut ist groß, es ließe sich sehr wohl in zwei hübsche Theile theilen. Den einen Theil möchte mein künftiger Schwiegersohn gern übernehmen, der eigenes Vermögen hat und sich mit Eveline nach dem eigenen Herde sehnt, und auf dem andern könnte man allmählich zu bauen beginnen, damit mein Sohn bei seiner Heimkehr doch auch Dach und Fach vorfindet. Die Kinder sind arbeitsam, fortkommen werden sie, wenn's auch Anfangs Mühe kosten wird, und wir behielten sie doch gern in unserer Nähe!

Der Wagen, welcher die Gäste weiterbefördern sollte, war nun vorgefahren. Die ganze Familie begleitete sie vor die Thüre hinaus. Steinert selbst sah nach, ob Alles in Ordnung, ob von

dem kleinen Gepäck der beiden Edelleute nichts vergessen worden sei. Man sagte ihnen herzlich Lebewohl, die Hausfrau bat, bald wieder, wo möglich auf der Rückfahrt vorzusprechen, auch Leberecht blieb ihnen sein Adieu und seinen schönen Gruß mit der Hand nicht schuldig, und Renatus wie dem Herrn von Brinken die Rechte schüttelnd, rief Steinert ihnen noch ein „Auf Wiedersehen!“ nach.

Renatus aber trug jetzt nach demselben kein Begehren mehr. Sein eben erst erwachtes Wohlgefallen an dem früheren Diener seines Hauses war schnell vorübergegangen. Sein Verlangen, aus dieser Gegend fortzukommen, war lebhafter als je.

Ein wackerer Mann, sagte Herr von Brinken, nachdem sie den Hof verlassen hatten, und es war hübsch, wie er sich durch Ihren Besuch geehrt fand. Ich liebe es an solchen Leuten, wenn sie ihres Ursprunges nicht vergessen, und, wie er es that, besonders vor denjenigen, welche ihnen dienen, daran denken.

Alles Berechnung! entgegnete der junge Freiherr mit wegwerfendem Tone. Er speculirt auf Rothenfeld und möchte mein Zutrauen gewinnen.

Er ist übrigens ein tüchtiger Wirth, bemerkte darauf Herr von Brinken.

Ja, es scheint ihm wohl zu gehen, er hat Glück, versetzte Renatus, während der Andere sich die kurze Reisepfeife stopfte. Der junge Freiherr rauchte nicht.

Herr von Brinken paffte seinen Taback an. Er hatte manche bürgerliche Gewohnheiten angenommen, seit er während des Krieges selbst zu wirthschaften angefangen hatte, weil es ihm an Wirthschaftern gemangelt.

Sie fuhren gegen den Wind, es dauerte lange, bis der Schwamm Feuer fangen wollte, bis die Pfeife brannte, und den ersten Zug aus derselben mit sichtlichem Behagen genießend, wiederholte Herr von Brinken: Ein tüchtiger Wirth! Wenn Sie

verkaufen wollen, Arten, so werden Sie mit dem Steinert vielleicht am besten fahren. Denn was aus einem Gute zu machen ist, das weiß er daraus zu machen. Er wird nicht leicht zurückgehen, wenn er ein Angebot gethan hat, und wird zahlen, was er kann.

Renatus antwortete darauf nicht. Es war auch von der ganzen Angelegenheit weiter nicht die Rede.

Achtes Capitel.

Noch vor der von ihm festgesetzten Zeit langte der Freiherr in Richten wieder an. Er hatte nirgends rechte Ruhe.

Vittoria empfing ihn, wie immer, mit der größten Zärtlichkeit; sie und Valerio hatten es kein Hehl, daß sie sich der Entfernung Hildegard's erfreuten, und Renatus war zum Oefteren genöthigt, die übermüthige Laune des jungen Burschen zurückzuweisen, der sich darin gefiel, Hildegard in allen erfinnlichen tragikomischen Stellungen zu zeichnen, und ihre Mienen wie ihre Ausdrucksweise mit der Meisterschaft nachzuahmen, die ihm von früh auf eigenthümlich gewesen war.

Die Gräfin hatte trotz des Schreibens von Renatus die Vorkehrungen für ihre Abreise von Richten gemacht; indeß da dieser eben unerwartet zeitig von seinem Ausfluge heimkehrte, fand er sie und Cäcilie noch im Schlosse. Er begab sich, sobald er Vittoria begrüßt hatte, zu ihr. Sie schrieb grade an die entfernte Tochter. Cäcilie saß am Fenster und machte einen Hut zurecht, den sie auf der bevorstehenden Reise zu tragen dachte.

Als Renatus gemeldet wurde, entfuhr ihren Lippen ein freudiger Ausruf. Sie stand auf, um ihm, wie sie das gewohnt war, entgegen zu gehen, aber ein Blick der Mutter bannte sie an ihren Platz und hieß sie schweigen.

Renatus bemerkte das im Eintreten. Sie thun mir Unrecht, liebe Mutter! war alles, was er sagte, nachdem er ehrerbietig ihre Hand geküßt und sich auf dem Sessel zu ihrer Seite niedergelassen hatte.

Die Gräfin war eine gefaßte und viel erfahrene Frau, in diesem Augenblicke konnte sie jedoch den rechten Ton nicht finden. Das Herzeleid ihrer Tochter hatte sie sehr tief erschüttert und trotz dem Briefe des jungen Freiherrn drückte es sie, daß sie Richten noch nicht hatte verlassen können.

Ich hatte gehofft, sagte sie, gehofft und gewünscht, uns diese Begegnung und dieses Wiedersehen ersparen zu können; indeß Sie wissen es, ich habe keine Wohnung in Berlin, und ich kann die Antwort meiner Cousine Welding, bei der ich abzusteigen und zu bleiben denke, bis ich eine passende Wohnung für uns gefunden haben werde, vor acht bis zehn Tagen nicht erhalten.

Es lag in dieser Mittheilung der Gräfin das stillschweigende Geständniß ihrer beschränkten Vermögensverhältnisse. Obwohl Renatus diese von jeher kannte, kränkte es die Gräfin, derselben gerade jetzt gedenken zu müssen, und es nahm sie gegen den jungen Freiherrn ein, daß er ihr auch diese Mißempfindung verursachte.

Renatus ließ sich jedoch durch die geflissentliche Kälte und Zurückhaltung der Gräfin nicht beirren. Seine im Grunde gute Natur machte sich in diesem Falle, wie überall, wo er sich nicht durch fremde Ansprüche beeinträchtigt und deßhalb zur Abwehr und Vertheidigung gezwungen glaubte, liebenswürdig geltend.

Sie thun, liebe Mutter, sprach er, als hätten Sie mein Schreiben nicht erhalten. Ist es denn nicht genug, daß ich sehen muß, wie sehr das beklagenswerthe Erlebniß, das uns Allen nicht zu ersparen war, Sie angegriffen hat, daß Cäcilie sich von mir wendet? Glauben Sie, daß ich mit leichtem Herzen vor Ihnen stehe, daß es mich nichts kostet, Sie nach Hildegard zu fragen?

Die Augen wurden ihm feucht. Er seufzte, reichte der Gräfin seine Hand hin und sagte bittend: Bestrafen Sie mich

nicht dafür, daß ich mit zwanzig Jahren mich selbst nicht besser kannte, nicht weiser war. Ich glaubte in jenem Augenblicke, nach innerster Nothwendigkeit zu handeln, ich handle jetzt nach reiffter Ueberlegung, und — liege ich denn auf Rosen?

Die Gräfin schwieg, aber sie entzog ihm ihre Hand nicht. Sie hatte den andern Arm auf die Lehne des Sopha's gestützt und verbarg ihr Gesicht in ihrem Tuche. Die zerstörten Hoffnungen ihres ältesten Kindes machten ihre Augen fließen. Die Mutter in Thränen, Renatus so unglücklich zu sehen, das konnte Cäcilie nicht ertragen.

Sie stand auf, knieete vor der Mutter auf dem Ruhekissen nieder und sagte, während sie zärtlich ihre Arme um sie schlang: Liebe Mutter, sieh ihn doch nur an, er weint! — Und da die Gräfin ihrer Aufforderung nicht gleich entsprach, rief Cäcilie mit jener anmuthigen Zuversicht, welche die Kinder so unwiderstehlich macht und welche manche Frauen bis in das Alter nicht verläßt: Komm, Renatus, komm, umarme die Mutter! Sieh ihn nur wieder an, liebe Mutter, es ist ja unser Renatus! Er kann ja nicht dafür, wenn er die arme Hildegard nicht liebt! Wenn er nun im Kriege geblieben wäre, hätte Hildegard sich doch auch beruhigen müssen, und wir wären noch weit, ach, weit unglücklicher gewesen! — Er lebt ja doch! — Sie wendete sich von der Mutter zu dem Freunde und legte die Hände auf seine Schultern. Er hatte sich aufgerichtet und sah ihr in das Antlitz.

Du bist sehr gut, Cäcilie! sagte er, während er ihre Hände ergriff und küßte.

Du auch! entgegnete sie, indem sie ihn umarmte und ihm ihren Mund darbot.

Liebe, liebe Cäcilie! wiederholte er, und sie küßten einander herzlich.

Wir können ja nicht in Unfrieden von einander gehen,

rief sie; es wird ja ohnehin schwer genug sein, wenn man sich künftig nicht mehr sieht!

Ihr geht nicht fort, die Mutter bleibt noch bei mir! versicherte der junge Freiherr.

Ich muß wohl! erwiederte die Gräfin; aber die Antwort hatte nicht mehr den fremden, gezwungenen Ton, mit welchem sie Renatus zuerst empfangen hatte, und da eine Bewegung, wie man sie eben durchgemacht, nicht lange dauern kann, so gewann man denn jetzt auch bald wieder so viel Ruhe, daß der Freiherr die Frage thun durfte, ob Hildegard lange im Stifte zu bleiben denke und ob man schon eine Nachricht von ihr habe.

Die Gräfin verneinte das Letztere und gab ihm die begehrte Auskunft. Eine Frage, eine Antwort knüpfte sich an die andere. Da Renatus sich von der Verpflichtung befreit sah, sich mit Hildegard verheirathen zu müssen, beurtheilte er sie nachsichtiger als sonst, ja, er dachte mit sorgendem Mitleid an sie. Es that ihm leid, daß es ihm nicht möglich gewesen war, sie glücklich zu machen; alle seine Aeußerungen waren mild, er klagte nur sich selber an, forderte Nachsicht für sich, und obschon die Gräfin entschlossen gewesen war, auch zwischen sich und dem jungen Freiherrn die Trennung aufrecht zu erhalten, die zwischen ihm und seiner Braut erfolgt war, wurde im Verlaufe des Gespräches ihr Ton doch völlig umgestimmt. Es geschah ihr unwillkürlich, daß sie Renatus, wie sie es seit seiner frühesten Kindheit gewohnt gewesen war, wieder mit Du ansprach. Sie verbesserte es sofort, aber Renatus beschwor sie, ihm diese Gunst nicht zu entziehen.

Wenn über einem Hause, sagte er, lange ein Unwetter gedroht hat und der Blitz, den man gefürchtet, endlich zerstörend niedergefahren, ist es dann weise, daß man in der hereingebrochenen Verwirrung blindlings aus einander läuft? Oder ist es nicht besser, daß man sich verbindet, um den Folgen des

geschehenen Unglücks so weit nur immer möglich ihre Macht zu rauben?

Er erinnerte die Gräfin daran, daß sie ihm einst, lange ehe er sich mit Hildegard versprochen, einmal zugesagt hatte, er solle die Stütze ihres Alters, der Freund und Bruder ihrer Töchter sein. Er nahm dies auch jetzt noch als sein Recht in Anspruch. Er bestand darauf, daß die Gräfin Richten nicht jetzt gleich verlassen dürfe; er versicherte, daß nicht er allein, sondern daß auch Vittoria darüber untröstlich sein würde, die mit Liebe an Cäcilien, mit Verehrung an der Gräfin hange und gegen welche Hildegard mit ihrem strengen Pflichtgefühl wirklich nicht immer gerecht gewesen sei. Er sprach und sagte nur, was er in der That empfand, und er erreichte damit, was die größte Berechnung vielleicht nicht errungen haben würde.

Die Gräfin hörte ihn ohne jede Unterbrechung an, und mußte viele seiner Behauptungen gelten lassen. Sie hatte ohnehin ihrem gekränkten Mutterherzen und ihrem beleidigten Ehrgefühle den ersten vollen und bittern Ausdruck nicht gestatten dürfen, weil sie sich genöthigt fand, noch einige Zeit in dem Schlosse zu verweilen, wenn sie es nicht auf gut Glück als eine Fliehende verlassen und den böswilligen Vermuthungen einen noch größern Spielraum vergönnen wollte, die nach jedem ähnlichen Zerwürfnisse wie giftige Schwämme aus der Erde aufschießen, daß man Mühe hat, sie zu zertreten, um ihr Wuchern nicht überhand nehmen zu lassen. Wer aber, sei es durch was es wolle, unfrei ist, nimmt an seinem Rechtsgefühle Schaden, ist gezwungen, bald hier, bald dort ein Zugeständniß zu machen, und kommt dann allmählich dahin, sich seine Unfreiheit wegläugnen zu müssen, um als freie Entschließung gelten zu lassen, was man von der Nothwendigkeit zu thun getrieben wird. Sich frei erhalten, ist daher ohne alle Frage das erste und das höchste Gebot der Sittlichkeit.

Die Gräfin gab den Bitten des Freiherrn nach, weil sie es mußte, aber es kam ihr hart an. Sie ging mit ihm und mit Cäcilien zu Vittoria hinunter, sie ließ es sich gefallen, daß man die Angelegenheit in dem Beisein derselben noch einmal durchsprach, sie überwand sich sogar zu einem Danke, als die Baronin ihr versicherte, wie glücklich sie sich fühlen würde, wenn die Gräfin und Cäcilie auch nach der Entfernung ihres Sohnes noch bei ihr verweilen wollten.

Die Gräfin war eben eine mittellose Frau, und es war eine stillschweigende Entthronung vor sich gegangen. Sie war plötzlich wieder der Heimath beraubt, deren sie sich für ihren Lebensabend sicher geglaubt hatte, und die Sorge für ihre und ihrer Töchter Zukunft drückte sie jetzt weit schwerer, als in jenen Tagen, in welchen sie mit ihnen, ohne bessere Aussichten als die gegenwärtigen zu haben, in der Residenz gelebt hatte. Sie war eine Matrone geworden, Hildegard war nicht mehr jung, beide Töchter hatten sich an eine Menge von Bedürfnissen gewöhnt, die zu befriedigen sie künftig keine Aussicht hatten, und beide waren also auf den Glücksfall einer annehmbaren Heirath angewiesen. Für Hildegard war auf eine solche vernünftiger Weise jetzt nicht mehr zu rechnen, und wo würde sich für Cäcilie eine solche bieten? Man saß schweigsam und verstimmt beisammen.

Es hatte fast den ganzen Tag geregnet, nun am Abende ließ der Regen nach, aber das Erdreich war naß und dampfte im Sonnenuntergange; von den Bäumen tropfte es langsam hernieder. Die Luft in dem Zimmer war drückend schwül, Vittoria hatte sich an das Klavier begeben. Sie sang mit Selbstgenuß italienische Stanzen, zu welchen sie die Melodieen während des Singens erfand. Weder die Gräfin noch die beiden Andern hörten ihr zu.

Die Gräfin dachte immer auf das Neue darüber nach, in welcher Weise sie das Geschehene ihren Freunden darstellen, wie

sie vor ihnen ihr gegenwärtiges Verweilen in dem Schlosse rechtfertigen solle. Dazwischen beschäftigte sie der Wunsch, für ihre älteste Tochter in einer der fürstlichen Hofhaltungen eine Aufnahme, eine Anstellung zu finden, und so dem nicht mehr jungen Mädchen einen Lebensunterhalt und eine angemessene gesellschaftliche Stellung zu verschaffen, was durch die Gnade, welche die Prinzessin für sie hegte, nicht unmöglich schien, sobald sich nur eine freie Stelle in ihrem Hofhalte fand.

Renatus und Cäcilie standen an dem Fenster und sahen in den Garten hinaus. Er fragte, ob man während seiner Abwesenheit Besuche im Schlosse gehabt habe, ob sie mit Valerio ausgeritten sei. Die Fragen lagen ihm aber offenbar nicht sehr am Herzen. Cäcilie, die ihre Schnellkraft bei der Begegnung zwischen ihrer Mutter und dem jungen Freiherrn erschöpft hatte, gab kurze Antworten, und das Gespräch war allmählich ganz in's Stocken gerathen, als mit Einem Male die untergehende Sonne plötzlich aus den Wolken hervorbrach, mit ihrem glühenden Roth die ganze Gegend überstrahlend.

Grade den Fenstern von Vittoria's Zimmer gegenüber stand in einer gewissen Entfernung ganz einsam die schönste Edeltanne des Gartens, ein Baum, der in der ganzen Gegend eben so wohl durch seine Höhe als durch seinen regelmäßigen Wuchs und das pyramidenartige Aufsteigen seiner Aeste berühmt war. Wie nun die Sonne sich tief und tiefer neigte, daß sie hinter der Tanne zu stehen kam, brachen sich ihre Strahlen in den Tropfen, die an jeder Nadel hingen, und schnell, wie durch einen Zauber angefacht, schimmerte und funkelte der Baum von seinem breitesten Aste bis hinauf zu seinem Wipfel in dem vielfarbigen Glanze von Myriaden Lichtern. Es war ein wundervoller Anblick, eines jener Zauberfeste, in welchen die Natur vor den Augen der Menschen ein Traumbild verwirklicht, das sie in derselben Weise nicht leicht wiederholt und auch nicht zu

wiederholen braucht, weil Niemand, der es gesehen hat, es je vergißt. Entzückt von dieser Herrlichkeit und gleichsam fürchtend, die Schönheit, wie das im Märchen und im Traume geschieht, mit dem Aussprechen eines Wortes zu zerstören, hatte Renatus schweigend die Hand seiner Gefährtin ergriffen, und selbst von dem Lichte des scheidenden Tages übergossen, rief Cäcilie: Ach, ein Weihnachtsbaum — und am Johannistage! Das muß Glück bedeuten! setzte sie hinzu. Indeß ihr fröhlicher Ausruf schien wirklich den Zauber aufzuheben, denn der Lichtglanz verminderte sich, die Farben wurden blasser, die einzelnen Flammen erloschen; schnell, wie die Herrlichkeit aus dem Nebel aufgetaucht war, entschwand sie auch wieder, und eine graue matte Dämmerung hüllte die ganze Gegend ein, noch ehe Cäcilie ihre Erwartung, daß dies sicherlich ein Glück verkünde, zum zweiten Male völlig ausgesprochen hatte.

Glück? wiederholte ihr Gefährte, und schwermüthig geworden, fügte er hinzu: Wir könnten es brauchen!

So standen sie noch eine kleine Weile neben einander, aber länger hielt es Renatus in dem Zimmer nicht mehr aus. Komm in's Freie, sagte er; es liegt mir wie ein Reifen um das Haupt, wie ein Reifen um das Herz! Komm hinaus — ich denke, draußen muß mir besser werden!

Er trat in den Garten hinaus, Cäcilie folgte ihm. Sie gingen neben einander in den breiten Wegen zwischen den Beeten hin. Indeß, obschon sie die Alleen und die buschigen Gänge mieden, kam keine Erfrischung über sie. Die Luft war voller Elektricität, sie lastete schwer auf ihnen, selbst sprechen konnte Renatus nicht. Er wußte nicht, was ihm war, er war aufgeregt und abgespannt zu gleicher Zeit. Nun er mit Cäcilie im Garten war, meinte er, es sei vorher im Zimmer besser gewesen; aber auch das mochte er ihr nicht sagen, und dazwischen fiel es ihm ein, daß es schon dunkle und daß er mit ihr allein sei.

Er war freilich oft genug mit ihr Abends einsam umhergegangen, ohne daran besonders zu denken; indeß damals war sie auch seine Schwägerin gewesen. Jetzt war sie das nicht mehr. Es that ihm leid, daß er dieses Anrecht an sie verloren hatte. Er stellte sich vor, wie es sein werde, wenn die Gräfin und Cäcilie von Richten fortgegangen sein würden, wie sie in der Stadt leben und Cäcilie sich hoffentlich dort vortheilhaft verheirathen werde, denn sie war liebenswürdig und gut und hübsch, sehr hübsch. Sie ging auf dem schmaler gewordenen Pfade, ihre Kleider mit beiden Händen in die Höhe hebend, um sie vor der Nässe des Weges zu bewahren, schweigend vor ihm her. Obschon es dunkelte, konnte er doch noch sehen, wie fein der Hals auf ihren Schultern saß, wie kräftig ihr Oberleib sich aus den vollen Hüften hervorhob, und wie schön ihr Fuß und ihr Knöchel gebaut waren. Sie war recht ein Mädchen, wie ein Mann sich es zum Weibe wünschen mußte: froh, gut und gesund.

Hätte ich sie statt Hildegard's mir erwählt, wie Manches wäre nicht geschehen, wie Vieles wäre anders, wäre besser geworden! dachte er, und er wußte es nicht, daß sich ein lautes Ach! seiner Brust entrang.

Cäcilie aber hörte es, und sich umwendend, fragte sie ihn: Was fehlt Dir, Renatus?

Ach, rief er noch einmal, ich sollte es nicht sagen, denn es ist unmännlich, es auszusprechen, aber ich bin schon lange mit mir selbst zerfallen, ich bin recht unglücklich!

Du? Du bist unglücklich — aber weßhalb denn jetzt noch? erkundigte Cäcilie sich, während sie sich zu ihm gesellte und ihren Arm unaufgefordert in den seinigen legte.

Er antwortete ihr nicht, und so gingen sie mehrmals um den großen Rasenplatz herum. Er fühlte mit Vergnügen ihren schönen entblößten Arm auf dem seinen ruhen, er bog sich zu ihr, um ihre Schulter zu berühren, und wenn sie den Kopf zu

ihm emporhob und er sich neigte, so daß seine Lippen nicht fern über ihrer Stirn schwebten, mußte er sich zurückhalten, daß er sie nicht küßte. Er hatte bisher diese Empfindung überströmender Zärtlichkeit niemals neben ihr gehegt, er hatte sie oft genug geküßt, ohne dabei etwas zu denken, ohne dabei besonders warm zu werden. Heute, wo er ein wahrhaftes Verlangen danach trug, sie zu umarmen, wagte er es nicht, und seine Unruhe wurde immer größer. Er schlug den Rückweg nach der Terrasse ein. Cäcilie schüttelte mißbilligend ihr Haupt.

Hildegard hatte doch Recht, sagte sie mit Einem Male; Ihr Männer wißt nicht, was ihr wollt, und zwar weder im Kleinen, noch im Großen. Erst konntest Du's im Zimmer nicht ertragen und wir mußten in den nassen Garten hinaus; nun, da es hier draußen aussieht, als wollte es frischer werden, als könnte der Wind aufstehen und man könnte Luft schöpfen, nun soll man hinein! — Sie zuckte mit den Schultern, schien weiter sprechen zu wollen, unterdrückte ihr Wort und sagte dann nach einem längeren Schwanken dennoch: Und hast Du es denn mit Dir selbst nicht eben so gemacht? Erst bestandest Du darauf, Dich mit Hildegard zu verloben, die für Dich viel zu alt war und, so gut sie sonst auch ist, nie für Dich gepaßt hat; dann, als sie Deine Braut war, liebtest Du eine Andere, wolltest frei werden — das merkte auch ich Dir an, sobald Du den Fuß nur aus dem Wagen gesetzt hattest — und nun Du frei bist und Dir die Gräfin Eleonore holen kannst, nun bist Du auch nicht glücklich! Was willst Du denn eigentlich?

Wie kommst Du auf Eleonore? rief Renatus auffahrend. Was weißt Du von ihr?

Alles! entgegnete Cäcilie von seinem Tone ganz betroffen. Hildegard hat ja der Mutter Alles anvertraut, und sie am letzten Tage noch darum gebeten, daß sie jetzt es mir auch sagen sollte.

Daran erkenne ich Hildegard! stieß Renatus hervor.

Sie waren während dessen ganz in die Nähe des Schlosses gekommen, ohne weiter mit einander ein Wort zu wechseln. Als sie auf dem Punkte standen, einzutreten, sagte Cäcilie: Siehst Du, Renatus, Unglück habe ich, nicht Du! Ich wollte Dir eine Liebe thun, Dich erheitern, Dir sagen, daß ich mich freuen würde, Dich endlich einmal recht froh, recht glücklich und auch recht reich zu sehen, und statt dessen erzürne ich Dich gegen mich. Ich mag's im Leben machen, wie ich will, ich treffe nicht das Rechte. Nicht bei der Mutter, nicht bei Dir! Ich habe eben kein Glück und kein Geschick!

Es kam ihm vor, als bebe ihre Stimme; er machte sich einen Vorwurf daraus, daß er ungerecht, daß er hart gegen sie verfahren sei, und sich zu entschuldigen und sie aufzuklären, sprach er: Ich habe Eleonore Haughton nie geliebt, Cäcilie! Sie hat mich beschäftigt eine kurze Zeit hindurch, sie hat mich verwirrt durch wenig Stunden; aber sie hat mich nie geliebt und ich habe sie nie geliebt — niemals, Cäcilie, betheuerte er, und Hildegard hat das sehr wohl gewußt!

Aber weßhalb hat sie mir's denn sagen lassen? rief Cäcilie.

Weißt Du's nicht? fragte er und schlang den Arm um ihren Leib.

Sie antwortete ihm nicht; er fühlte aber, wie das Herz ihr unter seiner Hand erbebte. Sie konnte nicht vorwärts, nicht zurück. Sie wollte ihn verlassen, aber obschon es ihr ein Leichtes gewesen wäre, sich von ihm los zu machen, kam sie nicht von der Stelle.

Weißt Du's nicht? fragte er noch einmal; und sie fester umschlingend und sie an sich ziehend, sprach er, nur für ihr Ohr vernehmbar: Wie solltest Du, da ich's ja selbst erst jetzt erkenne!

Ach, rief Cäcilie, ich war ja so unglücklich, als Du in's Feld gegangen bist!

Damals, damals schon hast Du mich geliebt? klang es mit unterdrücktem Jubel aus seiner Brust hervor.

Immer, immer! das war alles was Cäcilie unter seinen glühenden Küssen hervorzubringen vermochte.

Er hatte sich in der Nische unter dem Portale, die der Regen am Tage nicht hatte erreichen können und die tief im Schatten lag, niedergelassen und Cäcilie auf sein Knie gezogen; sie umfaßte ihn mit beiden Armen. Der letzte Sang der Nachtigall, der voll emporströmende Duft der Rosen und Levkojen berauschten ihn, und sie immer und immer wieder an sich pressend, rief er: Komme jetzt, was mag, wenn Du mir nur bleibst!

Er mußte sich endlich mit Gewalt ermannen, um Herr über sich zu bleiben, und mit einer nie gekannten Seligkeit im Herzen umschlang er Cäcilie noch einmal, ehe er mit ihr in das Zimmer trat, in welchem Vittoria und die Gräfin beim Scheine der Lampe ihrer warteten.

Neuntes Capitel.

Nun, Signora, habe ich richtig prophezeit? fragte am nächsten Morgen die treue Gaetana, als sie mit breitem Kamme das noch immer üppige Haar der Baronin Vittoria schlichtete und ihr dann die reichen Flechten um das schöne Haupt wand. Habe ich richtig prophezeit, daß Alles sich zum Guten wenden werde, sobald wir nur die Gräfin mit dem bösen Auge nicht mehr im Schlosse haben? Ist nicht Alles wie umgewandelt? Ist unser Herr Baron nicht freudestrahlend? Jubelt unser Valerio nicht? Ist die theure Signora Cäcilie nicht glückselig, und wird nicht die Frau Gräfin selber es bald erkennen, daß erst jetzt die Dinge sich fügen, wie sie sein mußten? Nur Geduld, nur ein Bißchen Geduld ist nöthig! habe ich immer gesagt. Jetzt sehen Sie es selbst, meine theure Signorina! — Geduld ist nöthig, das ist Alles!

In der That schien es, als sei im Schlosse ein neues Leben aufgegangen. Renatus empfand wirklich zum ersten Male jene volle Liebesleidenschaft, welche den ganzen Menschen in Bewegung bringt, und da ein helles Licht seine Strahlen überall, soweit ihm keine Schranke entgegensteht, verbreitet, meinte er, von seiner Leidenschaft aufgeklärt, auch die Vergangenheit jetzt besser zu verstehen.

Er erinnerte sich ganz deutlich, wie ihm die Heftigkeit und die Inbrunst aufgefallen waren, mit denen die vierzehnjährige Cäcilie ihn umarmt hatte, als er sich vor dem russischen Feldzuge

von ihr getrennt. Er bewunderte die Kraft des jungen Kindes, die Festigkeit, mit welcher Cäcilie durch alle die Jahre ihrer ganzen Umgebung ihre Liebe verschwiegen hatte, und er schätzte sie nur um so höher, wenn sie ihm versicherte, sie habe es sich nie eingestanden, daß sie ihn liebe, weil das eine Sünde gewesen sein würde, so lange er der Verlobte einer Anderen war. Nur beneidet habe ich Hildegard, sagte sie offenherzig, denn ihr fiel, weil sie die Aeltere war, Alles von selber zu: erst der Mutter ganz besondere Liebe und dann auch noch die Deine. Was Hildegard nur sagen, wie sie sich verwundern wird? wiederholte Cäcilie danach immer auf das Neue. Ihr Glück erschien ihr offenbar durch den Vergleich mit dem Loose ihrer Schwester nur noch größer, und der Gedanke, daß es Hildegard's Schmerz noch steigern könne, sich durch die eigene Schwester so schnell in dem Herzen des Geliebten ersetzt zu finden, kam in diesen Stunden der Freude bei Cäcilien nicht in Betracht. Sie hatte an Hildegardens Glück stets mit Entsagung gedacht, mochte diese jetzt das Gleiche zu thun versuchen; denn vergessen und vergeben konnte Cäcilie es der Schwester nicht, daß dieselbe ihre wohlgemeinten Trostbezeigungen mit Bitterkeit von sich gestoßen hatte.

Renatus verdiente seinen Namen, wie er einmal äußerte, jetzt in voller Wahrheit. Er schien sich wirklich neu geboren und ein Anderer geworden zu sein. Alles Unentschiedene, alles Schwankende war mit Einem Male von ihm genommen. Wie im Triumphe hatte er am verwichenen Abende Cäcilie zu der Gräfin geführt, und ihr wie der nicht minder überraschten Vittoria seine Liebe für Cäcilie und seine Absicht, sofort seine Verlobung mit ihr bekannt zu machen, offenbart.

Die Gräfin hatte Bedenkzeit, hatte Ruhe zur Ueberlegung gefordert; aber alles was sie erlangen können, war das Zugeständniß gewesen, daß Renatus sich anheischig gemacht, in den ersten achtundvierzig Stunden keinem seiner Verwandten oder

Freunde zu schreiben, oder vielmehr nur, keinen seiner Briefe nach der Stadt zu schicken; denn daß die Gräfin wirklich einen Einspruch thun könne, daß sie daran denken könne, ihm die Hand des begehrten Mädchens zu verweigern, während er bereits die Tage bis zu der Stunde zählte, in welcher er die Geliebte besitzen würde, hielt er für unmöglich.

Er war von einer brennenden Ungeduld verzehrt, als die Gräfin ihm am Morgen den gewohnten Spaziergang mit Cäcilie verweigerte, als sie es ihm rundweg abschlug, ihn mit der Tochter allein verkehren zu lassen, ehe sie ihren Entschluß gefaßt habe. Sie hielt es ihm vor, wie sie Alle ja eben jetzt noch unter den Folgen seiner zu schnell und in der Erregung eines Augenblickes geschlossenen Verlobung zu leiden hätten, und wie es also für ihn doppelt geboten sei, sich sorgsam zu prüfen, ehe er sich zum zweiten Male binde. Auch sie erinnerte ihn an den Eindruck, welchen die Gräfin Haughton auf ihn gemacht habe, an die Gerüchte, welche sich über sein Abenteuer mit ihr bis nach Berlin verbreitet hatten, und sie bekannte ihm unumwunden, daß sowohl die natürliche Rücksicht auf das Empfinden ihrer ältesten Tochter als die Sorge um Cäciliens Zukunft sie anstehen lasse, eine Entscheidung zu treffen. Sie nannte ihn jedem neuen Eindrucke zugänglich, sie zweifelte, ob er treu zu sein vermöge, und sie machte es ihm endlich zu einem Vorwurfe, daß er mit seiner Erklärung gegen Cäcilie, mit seiner Werbung nicht gewartet habe, bis die Gräfin das Schloß verlassen hatte, und nicht mehr durch seine Gastfreundschaft in ihren Maßnahmen gehindert war.

Trotz der würdigen und festen Haltung, mit welcher sie ihm entgegentrat, war sie aber innerlich in einen Kampf mit sich verwickelt, der ihr schwerer fiel, als sie verrieth. Ihr Zutrauen zu Renatus hatte wirklich einen Stoß erlitten, sie mißtraute seinem Herzen, sie klagte ihn der härtesten Selbstsucht, der

Schwäche an, und wäre sie reich, wäre sie auch nur wohlhabend gewesen, so hätte sie nicht angestanden, dem jungen Freiherrn die Hand ihrer zweiten Tochter, nach der Beleidigung, welche er der ältesten Tochter zugefügt hatte, unbedenklich zu verweigern. Sie sah voraus, in welcher Weise man es beurtheilen werde und müsse, wenn sie in eine Ehe zwischen Renatus und Cäcilie willige; sie fürchtete sich vor dem Zwiespalt, in welchen diese Ehe sie mit ihrer ältesten Tochter und diese mit Cäcilie und Renatus bringen müsse. Sie sagte sich, daß die geringste Bürgersfrau sicherlich einer solchen unerwarteten und wenig zarten Bewerbung ihre Zustimmung versagen würde; aber sie war eben keines schlichten Bürgers Frau, sie war die Gräfin Rhoden, sie hatte sich und zwei Töchter zu versorgen, und sie war noch mittelloser, als sie es vor dem Kriege gewesen war.

Eine Bürgersfrau konnte daran denken, mit ihren Töchtern gemeinsam sich des Lebens Nothdurft zu erwerben. Eine Bürgersfrau brauchte vielleicht in solcher Lage und in solchem Augenblicke auf nichts als auf ihr beleidigtes Mutterherz und auf die Empfindung ihrer Töchter Rücksicht zu nehmen, denn Bürgermädchen, wenn sie kein Vermögen besitzen, werden von Jugend an darauf hingewiesen, sich selbst zu helfen, sie können arbeiten, um ihrem Ehrgefühle zu entsprechen, arbeiten, um ihren Kummer zu übertäuben, arbeiten, um sich eine getäuschte Liebeshoffnung aus dem Sinne zu schlagen — aber Hildegard und Cäcilie, die Gräfinnen Rhoden, konnten das doch nicht.

Sie hatten eine gute, standesmäßige Erziehung erhalten, d. h. sie besaßen, wie die wohlhabenden Frauen überhaupt, von einer Menge von Dingen, von Kunst, von Literatur und Wissenschaft genau so viel Kenntnisse, als unerläßlich waren, über die ernsthaften Leistungen Anderer falsch und oberflächlich aburtheilen zu können; aber sie hatten nichts so gründlich erlernt, daß es sie irgendwie befähigte, darauf eine Zukunft zu bauen, und sie

hatten vor allen Dingen nicht arbeiten, das Leben nicht als eine ernste, fortdauernde Arbeitszeit betrachten lernen.

Die Leistungen, welche Hildegard während des Krieges über sich genommen hatte, waren von der Begeisterung des Augenblickes erzeugt und getragen worden. Sie hatte dieselben mit vielen Andern getheilt, sie waren eine anerkannte, eine bewunderte und bis zu einem gewissen Grade auch eine absehbare Thätigkeit für Andere gewesen. Mit der Arbeit um die eigene Existenz, um das tägliche Brod war es nicht dasselbe. Das Ende einer solchen ist schwer vorauszusehen, Niemand bewundert, kaum irgend Jemand theilt oder versteht sie in den gesellschaftlichen Kreisen, denen die Gräfinnen angehörten. Wenn sich in ihnen auch Männer fanden, welche ihr Einkommen durch die Dienste erwarben, die sie dem Fürsten oder dem Staate leisteten, so trat doch das Arbeitenmüssen der Ehre der Frauen, nach den Begriffen ihrer Standesgenossen, offenbar zu nahe; und dienen konnten Frauen ihres Ranges nach denselben Anschauungen eben nur den Fürsten, welche über ihnen standen. Es war nicht anders, die Gräfin mochte es ansehen, wie sie wollte, sie mußte ihr beleidigtes Herz, sie mußte ihr Ehrgefühl überwinden, weil der Ehrbegriff ihrer Umgangsgenossen die Arbeit für entehrend erachtete, und Hildegard mußte sich darein ergeben, ihren früheren Verlobten den Gatten ihrer Schwester werden zu sehen. Die Mutter durfte es nicht hindern, daß Cäcilie sich mit einem Manne verheirathete, zu dessen Charakter ihr das rechte Vertrauen fehlte. Ihre Armuth zwang sie, um der Standesehre willen zu thun und geschehen zu lassen, was allen ihren Gefühlen, was ihrer Ueberzeugung widersprach.

Es kam ihr deßhalb sehr gelegen, als Vittoria sich zur Vermittlerin zwischen den Wünschen ihres Stiefsohnes und den Bedenken von Cäciliens Mutter machte. Obschon es ihr weh that, hörte die Gräfin es gern an, wenn die Baronin ihr aus

einander setzte, wie übel die Gräfin jetzt daran sei. Im Tone der Anklage gegen Renatus stellte Vittoria es ihr vor, daß Hildegard durch den langen, nicht öffentlich erklärten Brautstand mit Renatus vorzeitig gealtert habe, daß die Mutter und die Töchter durch ihr langes Verweilen in dem Hause eines unverheiratheten Mannes, wenn dieses nicht seine Heirath mit einer der Töchter zur Entschuldigung habe, in einem bedenklichen Lichte erscheinen müßten. Sie erinnerte daran, daß man, falls sich selbst am Hofe der Prinzessin eine freie Hofdamen-Stelle finden sollte, diese doch meist nur mit jungen und hübschen, vor Allem aber mit recht gesunden Mädchen zu besetzen pflege, damit die Herrinnen ohne jede Rücksicht über ihre dienenden Damen verfügen könnten; und schließlich gab sie der Mutter zu bedenken, wie das Zerwürfniß zwischen ihren Töchtern ja bereits ein altes, wie es eben jetzt nur völlig zum Aussprechen gekommen sei, und daß es doch in jedem Falle weiser und rathsamer erscheine, die geliebte Cäcilie auf Kosten der älteren Schwester glücklich werden zu lassen, als beide mit gebrochenem Herzen und ohne Liebe für einander in bedrängter Lebenslage dauernd neben sich zu behalten.

Einen Menschen von der Nothwendigkeit dessen zu überzeugen, was zu thun er innerlich entschlossen ist, hält nicht schwer, und Cäciliens unter Thränen lächelnde Augen, vereint mit den Vorstellungen der Baronin und den dringenden Bitten, und den festen Betheuerungen des jungen Freiherrn, trugen denn auch bald den Sieg davon.

Weil Renatus sein früheres Verlöbniß geheim gehalten hatte, war er und war die Gräfin jetzt der Meinung, daß man die neue Verbindung nicht schnell genug veröffentlichen könne. Aber man mußte doch eine Form dafür finden, das Auffallende des Vorganges denjenigen, welche die Verhältnisse mehr oder weniger kannten, wenn auch nur einigermaßen zu erklären oder an-

nehmbar zu machen; und die Gräfin, welche vor allen Dingen um Hildegard besorgt war, hatte schnell einen Plan entworfen, der zu Gunsten dieser letzteren berechnet war. Man sollte, so forderte sie, aus Cäciliens früher und dauernder Neigung zu Renatus kein Geheimniß machen, man sollte auch eingestehen, daß dessen Liebe zu Hildegard nicht mehr so feurig als früher gewesen und daß er bei der Heimkehr von der Anmuth und von der nicht zu verbergenden Leidenschaft der jüngeren Schwester gerührt worden sei. Dann aber solle man die Dornenkrone der armen Hildegard in einen Heiligenschein verwandeln und erzählen, wie die Großmuth und die Entsagung dieser schönen Seele das Unheil, welches hereinzubrechen gedroht, durch ihren heldenmüthigen Entschluß verhindert, wie sie durch eine Entfernung, von welcher selbst die Mutter nichts gewußt, die Verwirrung gelöst und in einem zurückgelassenen Schreiben den Wunsch ausgesprochen habe, die beiden ihr theuersten Menschen, den Geliebten und die Schwester, verbunden und so glücklich zu sehen, als es zu werden ihr von Gott nicht beschieden gewesen sei.

Die Gräfin konnte sich in ihrer Rührung der Thränen kaum erwehren, als sie den schnell erfundenen Ausweg vor ihren erstaunten Hörern darlegte. Vittoria, die jetzt plötzlich ihr mütterliches Recht auf Renatus und ihre Freundschaft für Cäcilie geltend machte, so daß man sie bei keiner Besprechung und Berathung übergehen konnte, hatte Mühe ernsthaft dabei zu bleiben, und Cäcilie und Renatus, welche in der Erdichtung der Gräfin keine üble Rolle spielten, waren mit allem zufrieden und einverstanden, was sie auch nur eine Stunde früher an das ersehnte Ziel zu führen verhieß.

Sie waren beide sehr bereit, an Hildegard zu schreiben, ihre Nachsicht, ihre Verzeihung zu erbitten, ihr jede möglichen geschwisterlichen Dienste für die Zukunft anzubieten und ein

treues Zusammenhalten zu geloben; aber beide waren so voll von ihrem Glücke, so voll von Lebensluft und Hoffnung, daß sie sich in den Gemüthszustand des verlassenen Mädchens gar nicht hineinzuversetzen wußten und daß die Gräfin es endlich gerathener fand, die Briefe des Brautpaares an die Entfernte zu unterdrücken und die Darstellung des Geschehenen allein auf sich zu nehmen.

Zehntes Capitel.

Die Plane und Vorsätze, mit welchen der Freiherr in Bezug auf seine Güter letztlich umgegangen war, erhielten durch seine neue Verlobung eine wesentliche Befestigung. Cäcilie, die seit ihrem fünfzehnten Jahre in dem Schlosse gelebt hatte und nur selten nach der Kreisstadt gekommen war, hegte, wie schon Hildegard ihm dies stets geschrieben hatte, eine Sehnsucht danach, die Hauptstadt, die schöne Welt, den Hof kennen zu lernen, und die Schilderungen, welche Renatus ihr von seinem Pariser Leben machte, steigerten jene Sehnsucht zu einem wahrhaften Verlangen. Vittoria ihrerseits, welche aus ihrem Kloster grades Weges nach Richten und in das Ehebett des greisen Mannes gekommen war, hatte der Einsamkeit nun auch die Fülle genossen. Sie begehrte nach einer Zerstreuung, wenn die Gesellschaft ihrer Freundin Cäcilie ihr entzogen und Valerio ihr genommen werden sollte; und weil man, wenn die Verlobten sich jetzt zwanglos in Vittoria's Zimmer gehen lassen durften, sich allseitig so wohl befand, so heiter war, so wurde ein solches Beisammensein auch für die Zukunft als das Erfreulichste und zugleich als das Einfachste in's Auge gefaßt.

Man hatte niemals an einen gemeinsamen Haushalt mit Vittoria denken können, so lange noch die Rede von der Heirath mit Hildegard gewesen war. Jetzt, da es sich von selbst verstand, daß die Mutter mit ihrer ältesten Tochter vereinigt bleiben würde, ward es eben so fraglos, daß Vittoria sich an das junge Paar

anschloß, und da keiner von diesen Dreien bisher jemals in der Lage gewesen war, sich ein Haus zu begründen, fanden sie ein lebhaftes Vergnügen darin, mit einander die Entwürfe für ihre Einrichtung zu machen, die Straße auszuwählen, in welcher man sich, wenn es möglich sei, niederlassen wolle, die Zahl der Zimmer, die Art ihrer Vertheilung durchzusprechen und die Weise im voraus festzusetzen, nach der man leben wolle.

Renatus hatte den berechtigten Wunsch, da er seine Güter verkaufen und im militärischen Dienste bleiben wollte, was beides noch kein Stammhalter seines Hauses jemals gethan hatte, durch ein würdiges Auftreten in der Hauptstadt es darzuthun, daß seine Umstände immer noch günstig wären, wenn er sich auch zu entschiedenen Schritten für ihre Befestigung und Sicherung bewogen finde. Selbst Tremann, der nicht zum Beschönigen derselben geneigt gewesen war, hatte es ihm ausgesprochen, daß seine Lage keineswegs eine verzweifelte, sondern eine haltbare und der Verbesserung fähige sei, wenn er sich zu den Maßnahmen entschließen könne, die er auszuführen jetzt im Begriffe stand.

Renatus empfand ein Zutrauen zu sich und zu seiner Zukunft, welche ihm bisher in den letzten Jahren völlig gemangelt hatte, und er dachte mit großer Heiterkeit an den nicht mehr fernen Zeitpunkt, in welchem er, aller seiner Sorgen entladen, nur seinem Dienste und seinem Glücke an der Seite einer geliebten Frau, in Gesellschaft seiner Stiefmutter und ihres Sohnes werde leben können.

Er freute sich auf die Rückkehr zu seinem Regimente, er freute sich auf den Beifall, welchen seine Frau bei seinen Kameraden finden werde. Er entwarf sich ein lockendes Bild von dem hübschen Hause, das er machen wolle, versprach sich, Vittoria und seiner Braut große Genugthuung von der Bewunderung, welche die musikalische Bildung der beiden Frauen, denn auch Cäcilie war unter der Baronin Anleitung eine vortreffliche

Sängerin geworden, am Hofe erregen mußte; und weil bei diesen Planen der Gedanke an das Landleben völlig ausgeschlossen war, so schwand des jungen Freiherrn Widerstreben gegen den Verkauf seines halben Besitzes endlich ganz und gar.

Ein paar Tage nach seiner Verlobung, gleich nachdem er die Meldung derselben an seine nächsten Anverwandten ausgeführt hatte, setzte er sich wohlgemuther, als er es bei solchem Anlasse jemals für möglich gehalten hatte, nieder, seinem Amtmanne zu schreiben, wie er sich entschlossen habe, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu biete, die beiden Nebengüter zu verkaufen, daß er aber nicht abgeneigt sei, ihm Richten, je nachdem man sich darüber einigen könne, zur Verwaltung oder zur Verpachtung zu überlassen. Bis über den Verkauf der Güter entschieden sein werde, wünsche er also, falls dem Amtmanne dies auch genehm sei, Alles beim Alten zu lassen, und es werde sich dann voraussichtlich so fügen, daß der neue Contract mit ihm, statt jetzt im Beginne des dritten Quartales, zu Ende desselben abgeschlossen und mit dem Anfange des letzten Quartales in Kraft gesetzt werden könne.

In derselben Stunde zeigte er auch Steinert an, daß er verkaufen wolle, weil er sich mit der Gräfin Cäcilie Rhoden verlobt habe, welche in der Stadt zu leben wünsche, wohin ihn selber die eigene Neigung für den Kriegsdienst und die Rücksicht auf die Erziehung seines Bruders ziehe. Könne er mit Steinert Handels einig werden, und zwar so, daß Steinert und der Baurath Herbert, der, wie er von dem Amtmanne gehört zu haben glaube, den Kauf mit Steinert gemeinsam unternehmen wolle, beide Güter an sich brächten, so werde ihm dies um seiner Insassen willen das Erwünschteste sein. Er werde dann die Leute, welche seit Hunderten von Jahren zu seinem Hause gehört hätten, in Steinert's Vorsorge, der den Leuten lieb und bekannt sei und ein Herz für sie habe, wohl berathen und wohl geborgen

wissen. Einer persönlichen Besprechung bedürfe es für's Erste deßhalb nicht, und leider habe er zu dieser, von dem Ablaufe seines Urlaubs bedrängt, auch nicht mehr die Zeit. Zudem befänden die sämmtlichen Akten sich augenblicklich in der Hauptstadt, in seines Oheims Händen. Dorthin gehe er und sei bereit, auf Anfrage, aus den Akten jede gewünschte Auskunft zu ertheilen, wie es sich denn auch von selbst verstehe, daß der Amtmann und der Justitiarius den Käufern Einsicht in die geführten Bücher gewähren würden, wenn sie etwa nach Richten kommen sollten, sich die gegenwärtige Sachlage anzusehen.

Er hatte ein angenehmes Selbstgefühl, als er diese beiden Schreiben durchlas. Es dünkte ihn, als sei er plötzlich ein ganzer Geschäftsmann geworden, und er begriff, wie der Freiherr sich an solche Verhandlungen allmählich gewöhnen und Geschmack an ihnen habe finden können. Es beruhigte ihn, daß er sich bei seinen Planen mit Antheil an das Loos seiner Leute erinnert hatte; er dachte, daß Steinert sich ohne alle Frage über seine bevorstehende Verheirathung erfreuen werde, und wenn derselbe dann, hier im Lande lebend und selbst arbeitend, mehr aus den Gütern herausschlagen konnte, als es den Freiherren von Arten möglich gewesen war, nun, so war das einmal nicht zu ändern, und er wollte es ihm gönnen, daß er vorläufig den Vortheil davon zog, wenn er die Güter hob. Vielleicht war es dem nächsten Herrn von Arten, vielleicht war es seinem Sohne einst beschieden, die Güter zurückzukaufen, wenn Renatus jetzt Ordnung in die Verhältnisse des Hauses brachte. Er selbst freilich mußte sich für die Vergangenheit und für die Zukunft zum Opfer bringen; aber in seiner militärischen Laufbahn, an Cäciliens Seite, in der Residenz, und mit einem immer noch bedeutenden Grundbesitz als Rückhalt, ließ das Leben sich ertragen.

Er fuhr mit leichtem Herzen an dem Tage auf das Gut eines Freundes, um dort, begleitet von der Gräfin und von

Vittoria, mit seiner Braut den ersten Besuch zu machen, und man hatte in dem Hause gute Sitte genug, es nicht merken zu lassen, wie überrascht man war, nicht Hildegard, sondern Cäcilie als des Freiherrn Erwählte zu empfangen. Die Gräfin selbst mußte das Gespräch darauf bringen, mußte die Frage aufwerfen, ob man sich nicht wundere, ihre zweite Tochter mit dem Freiherrn verlobt zu sehen, ehe sie ihre romantische Erklärung zu Hildegard's Bestem abgeben konnte; und weder Renatus noch Cäcilie wußten ihr dies Dank.

Die Mutter hat Hildegard immer vorgezogen! sagte Cäcilie, als sie sich mit Renatus allein befand. Nun müssen wir beide Hildegarden wieder zur Folie dienen und uns dafür bedanken, daß sie vor jenen Jahren Dich mit ihrer Leidenschaft um Deine vernünftige Ueberlegung zu bringen und sich mit Dir in dem Augenblicke zu verloben verstanden hat, als Du Dich von ihr loszumachen wünschtest. Die Mutter wird's noch dahin bringen, daß ich die Schwester hasse!

Beneidest Du sie, Cäcilie? fragte Renatus, auf dessen schon von Natur weichen und gütigen Sinn die Erziehung des Caplans noch verschönend und zur Nachsicht stimmend eingewirkt hatte, während sein Glück, sein erstes Liebesglück, ihm das Herz noch mehr erschloß. Hast Du Grund, sie zu beneiden?

Cäcilie antwortete ihm nicht, aber sie umschlang ihn und küßte ihm die Hand. Er war sehr glücklich in dem Besitze dieses Mädchens, dem er sich immer überlegen fühlte und das hinwiederum so liebevoll zu ihm emporsah.

Eilftes Capitel.

Niedergeschlagen und muthlos hatte der junge Freiherr vor einigen Monaten die Hauptstadt verlassen, nun kehrte er voll der besten Zuversicht in dieselbe zurück.

Er meldete sich bei seinen Vorgesetzten, und ward auf das Beste aufgenommen. Man lobte es, daß er sich nicht auf seine Besitzungen zurückziehen, sondern im Dienste bleiben wolle, denn der König sah es gern, wenn die jungen Männer aus den alten Familien im Heere ihren Weg machten; und die Stadt, die Straßen sahen für Renatus jetzt ganz anders aus, seit er sie mit dem Hinblicke auf eine künftige Häuslichkeit betrachtete. Obschon er sich vorgenommen hatte, sich Zeit zu lassen und nichts zu übereilen, konnte er der Neugier nicht widerstehen, in die verschiedenen Häuser einzutreten, in welchen Wohnungen zur Miethe ausgeboten wurden, ihre Räumlichkeiten anzusehen, um ihren Preis zu fragen, und sich Alles in das Notizbuch zu verzeichnen, das er eigens zu dem Zwecke mitgenommen hatte.

Er sprach dann noch in dem Laden eines Goldschmiedes vor, um für Cäcilie den Ring zu kaufen, den er ihr als Pfand ihrer Verlobung zu geben wünschte, und wie er nun die einzelnen Kasten mit den Geschmeiden vor sich stehen sah, fiel ihm bei einem Saphirschmucke plötzlich ein, wie schön die blauen Steine auf dem weißen Halse und an den vollen Armen der Geliebten aussehen würden. Es ist ein so natürlicher Wunsch, das, was man liebt, zu schmücken.

Er erkundigte sich nach dem Werthe des Geschmeides, und er fand ihn hoch. Aber Cäciliens schöner Nacken, ihr reizendes, kleines Ohr ließen ihm keine Ruhe. Er meinte sie vor sich zu sehen, er konnte sich die Freude seiner Geliebten bei dem Empfange eines solchen Geschenkes lebhaft vorstellen, und es fiel ihm ein, daß sie ihm einmal, mehrere Wochen vor ihrer Verlobung, geklagt hatte, wie sie aber auch gar nichts von Schmuck besitze, da die Mutter alles, was sie der Art gehabt, schon sehr früh der älteren Schwester gegeben habe. Allerdings bekam Cäcilie einst den ganzen Arten'schen Familienschmuck; indeß das waren schwere Brillanten, wie nur eine Frau sie tragen konnte, und jetzt, da er daran dachte, kam Renatus erst wieder darauf, daß der Freiherr den Familienschmuck seiner Zeit Vittorien gegeben hatte, die berechtigt war, ihn, wenn sie wollte, der Frau ihres Stiefsohnes durchaus vorzuenthalten. Es fiel ihm dabei aber auf, daß Vittoria, welche in früheren Jahren an diesen Brillanten so viel Wohlgefallen gehabt und einzelne Stücke des Schmuckes immer getragen hatte, sich desselben gar nicht mehr bediente, und er nahm sich vor, deßhalb einmal Nachfrage zu thun.

Inzwischen jedoch mußte Cäcilie durchaus irgend etwas geschenkt bekommen, und der Goldschmied hatte nicht den ersten Liebenden vor sich, der zwischen seines Herzens Lust und seinen vernünftigen Bedenken einen Vermittler zu Gunsten der ersteren zu finden wünschte. Nach kurzem Zureden, kurzem Verhandeln erstand Renatus den Schmuck und befahl, ihn mit dem Ringe, wohl verpackt, nach seinem Gasthofe zu senden. Es war ein Geschenk, wie seiner Zeit der verstorbene Freiherr es der Gräfin Angelika darzubringen vollauf berechtigt gewesen war. Für Renatus jedoch war die Ausgabe viel zu groß, und er hielt sich das auch selber vor; aber, sagte er sich, wenn man im ersten goldenen Sonnenscheine des Glückes nicht einmal seinem Herzen folgen soll, so lohnt es sich ja nicht, zu leben!

Froh über die Freude, welche er der Braut zu bereiten jetzt gewiß war, ging er nach der Wohnung seines Oheims. Er meinte, so gut aufgelegt, wie er sich jetzt eben fühlte, mit den Vorstellungen und Einwendungen, welche derselbe, als Hildegard's geschworener Freund und Verehrer, ihm sicherlich nicht vorenthalten werde, am leichtesten fertig werden zu können, und es war ihm sehr erwünscht, als er auf seine Anfrage die Antwort erhielt, daß der Graf zu Hause, und ihn zu empfangen bereit sei.

Der Graf stand mitten im Zimmer, als Renatus bei ihm eintrat. Er sah nicht übel aus, aber er stützte sich auf einen Stock, und wie es dem Neffen schon auffiel, daß er ihm nicht wie sonst entgegenkam, daß er ihm nicht die Hand reichte, fiel es ihm noch mehr auf, daß der Graf eine sonderbare Art sich zu bewegen angenommen hatte. Er trug sich immer noch sehr gut, indeß seine Haltung sah so absichtlich aus, und erst als er nach seinem Lehnsessel gegangen war, sich fest niedergesetzt und seine Beine in eine bequeme Lage gebracht hatte, sagte er: Nun, mein Lieber, Du kommst wohl, Dir meinen besonderen Glückwunsch zu Deiner neuen Verlobung abzuholen? Seit wann bist Du denn zurückgekehrt?

Es fuhr wie ein kalter Luftzug über den jungen Freiherrn hin. Der Anblick seines Oheims hatte ihn, er wußte selbst kaum, weßhalb, erschreckt; der unverkennbare Spott in seinem Tone beleidigte ihn. Er hatte sich indessen darauf gefaßt gemacht, hier auf Tadel und Mißbilligung zu stoßen, zu welchen, er läugnete sich das keineswegs, seine Handlungsweise Jedem, der die Verhältnisse nicht wie er selber kannte, auch ein volles Recht gab. Er überwand also seine Mißempfindung und sagte: Ich habe Ihnen, lieber Onkel, denke ich, nicht nöthig, eine lange Rechtfertigung meines Thuns zu machen! Sie sind ein Menschenkenner und kennen mich und Hildegard — wir paßten nicht zu

einander! Mich dünkt also, wie der Augenblick einer solchen Einsicht auch schmerzlich sein mag, man hat sich immer glücklich zu preisen, wenn man sie gewinnt, ehe es zu spät ist, den Folgen seines Irrthums vorzubeugen! Wir paßten wirklich in keiner Weise für einander, selbst die Gräfin Rhoden gibt uns dies jetzt zu!

Er hatte sich einen Sessel genommen, ohne daß der Graf, der solche Form der Höflichkeit sonst nie vergaß, ihn dazu aufgefordert hatte. Nun, als Renatus seine Behauptung wiederholte, sagte sein Oheim: Eure Unzusammengehörigkeit streite ich Dir nicht ab, mein Lieber, wennschon ich Dir damit kein Compliment zu machen glaube!

Onkel! fuhr Renatus auf. Aber der Graf, der bis dahin mit voller, kräftiger Stimme gesprochen hatte, senkte diese plötzlich, und seine kalte Hand auf die des jungen Freiherrn legend, sagte er: Gemach, mein Lieber, und mäßige Dich! Du siehst, ich bin noch etwas angegriffen, Deine Brust ist stärker, als die meine.

Renatus schwieg, weil seine gute Erziehung ihn dem älteren Manne gegenüber Rücksicht nehmen hieß; aber er preßte die Hand unwillkürlich fest um den Griff des Säbels zusammen, den er zwischen seinen Knieen hielt, und er nahm sich vor, sein Herz vor dem kranken Bruder seiner Mutter im Nothfalle eben so fest zusammenzufassen.

Du sagst, hob der Graf nach kurzem Schweigen an, Ihr hättet nicht für einander gepaßt, und ich streite Dir dies, ich wiederhole es, nicht ab. Aber, mein Lieber, wer zwang Dich, oder vielmehr, was berechtigte Dich, vor sieben Jahren, als Du noch sehr unfertig und völlig unselbständig warst, das Schicksal eines schon damals sehr reifen und im edelsten Sinne in seiner Bildung abgeschlossenen Mädchens an Dich zu binden? Erinnere Dich, daß ich Dich damals, weil ich Deinen leicht beweglichen Arten'schen Sinn sehr wohl erkannte, vor dem Umgange mit den Rhodens warnte!

Renatus war keiner Antwort fähig. Zum zweiten Male gelang es seinem Oheim, ihn durch die Dreistigkeit seiner Heuchelei und Unwahrheit förmlich zu erschrecken. Er mußte erst Herr über sein Erstaunen werden, ehe er die Bemerkung machen konnte, daß er sich jener Warnung seines Onkels sehr wohl und sehr oft erinnert, ja, daß er sie als eine durchaus berechtigte anerkannt habe, denn er sei damals in der That, wie der Graf es für ihn besorgt habe, ohne selbst recht zu wissen, wie, in die Verlobung mit dem älteren und fertigeren Mädchen hineingezogen worden.

Ohne zu wissen, wie? sprach der Graf ihm immer in demselben Tone spöttelnden Tadels nach. Mich dünkt, mein Lieber, dies zu behaupten, hättest Du kein Recht! Ein Mädchen von dem Seelenadel Hildegard's konnte es nicht glauben, daß es nur auf ein leeres, empfindsames Spiel von Dir gemünzt war! — Er machte eine jener berechneten Pausen, welche Arglistige so wohl zu benutzen verstehen, und fuhr dann fort: Hildegard hat mir geschrieben. Ich wußte alles, was vorgegangen war, noch ehe ich die seltsame Kunde erhielt, daß Du Hildegard's Entfernung kaum abgewartet hattest, um Dich mit ihrer leiblichen Schwester zu verloben. Hildegard wird das nie verschmerzen, und wirklich, mein Lieber, es ist keine Heldenthat, mit dem Lebensglücke eines reinen, edlen Mädchens sein Spiel zu treiben!

Er hatte sich in eine tugendhafte Entrüstung hineingesprochen, in welcher er sich offenbar sehr wohl gefiel, denn er zupfte sich den Hemdkragen und das Jabot zurecht, fuhr sich mit der Hand aus alter Gewohnheit nach dem Haupte und durch das Haar, obschon dieses zu einer solchen, seine Fülle ordnenden Bewegung gar keine Veranlassung mehr bot, und lehnte sich behaglich in den Sessel zurück.

Seine letzte, wiederholte Behauptung war dem jungen

Freiherrn aber doch zu viel geworden, und sich erhebend, sagte er, die schöne Oberlippe unter dem blonden Schnurrbarte in die Höhe werfend: Diese Bemerkung aus Ihrem Munde überrascht mich sehr!

Was soll das heißen? fragte der Graf kurz und bestimmt.

Es soll Sie nur an Seba Flies erinnern, entgegnete der Freiherr in derselben Weise, für deren einstige Seelenreinheit, für deren Seelenadel mir die Freundschaft, welche meine Mutter für sie hegte, ohne alle Frage eine Bürgschaft sein darf!

Der Graf lachte hell auf. Wie man, einmal von dem rechten Wege entfernt, sich gleich ganz und gar verliert! rief er aus. Das ist in der That naiv! ein Cavalier und ein Judenmädchen! Wer fragt danach? — Aber das Verhalten eines Edelmannes gegenüber einer Dame seines Standes, das ist etwas Anderes! Das Judenmädchen konnte, ohne die Ueberspanntheit, mit der es sich mir völlig in die Arme warf, es gar nicht für möglich halten, daß es die Meine werden könne; und hätte Seba es gewollt, sie hätte auch nach dem Abenteuer mit mir, von dem damals Niemand etwas wußte, unter ihres Gleichen noch Männer genug zur Auswahl haben können, denn sie war schön und reich! Aber eine Hildegard, eine Gräfin Rhoden war berechtigt, auf das Wort eines Edelmannes zu vertrauen! Alle Welt wußte von Eurer heimlichen Verlobung, sieben Jahre ihres Lebens sind Dir geweiht gewesen — es ist unerhört! Verlaß Dich aber darauf, man wird dies übel, sehr übel vermerken! Der König ist gegen solche Handlungsweise äußerst streng! Von dem Darlehen auf Deine Güter ist unter diesen Umständen natürlich keine Rede mehr! Es war dabei sehr wesentlich auf die Gunst gerechnet, deren Hildegard genießt, und....

Der Freiherr konnte es bei aller Selbstbeherrschung länger nicht ertragen. Ich denke weder Sie noch Hildegard in meinen

Angelegenheiten zu bemühen, sagte er. Ich bedarf des königlichen Darlehens nicht!

Wie das? fragte der Graf.

Ich verkaufe Rothenfeld und Neudorf, ich verpachte Richten, denn ich werde im Dienste bleiben, schon um meiner Familie willen!

So? sagte der Graf mit einer leisen Kopfbewegung, während Renatus sich nach seinem Czako umsah.

Er war erbitterter, als er sich je gefühlt hatte. Sich von einem Wüstlinge, wie der Graf es gewesen war, so lange seine Kraft für die Befriedigung seiner Gelüste ausgereicht hatte, sich von einem Verräther des Vaterlandes, von einem Ehrlosen zu Sitte, Pflicht und Ehre ermahnen zu lassen, empörte den Freiherrn. Er hätte ihm mit Einem Worte seine ganze Verachtung aussprechen, ihm sagen mögen, wie er des Grafen Heuchelei verabscheue; aber über dieses vollberechtigte Empfinden des Freiherrn trug Eine Erwägung den Sieg davon und nöthigte ihn, nach seiner Meinung, zum Schweigen.

Er hatte aus seiner innersten Natur heraus, aus jenem warmen und menschlichen Gefühle, dessen er fähig war, wo seine Standesvorurtheile ihm nicht den Sinn und das Herz verengten, den Grafen an seine Schandthat gegen Seba gemahnt; indeß er selber erkannte, bei seiner Anschauungsweise, sobald sein Oheim ihn daran erinnerte, daß zwischen Seba und der Tochter eines alten, gräflichen Hauses allerdings eine wesentliche Verschiedenheit obwalte. In der Gesellschaft, welcher die beiden Männer angehörten, wog des Grafen ehrloser Verrath an Seba sicherlich nicht so schwer, als der für Renatus zu einer inneren Nothwendigkeit gewordene Treubruch gegen eine Gräfin Rhoden, und die Männer sowohl als die Frauen seines Standes waren der Mehrzahl nach ohne Frage eher geneigt, den Grafen, als seinen Neffen freizusprechen. Er hatte also das verdrießliche

Bewußtsein, einen Schlag gegen seinen Gegner ausgeführt zu haben, den Jener so geschickt von sich abgewendet hatte, daß er sich aus dem Angegriffenen in einen Angreifenden verwandeln können, und Renatus kannte seinen Oheim darauf, daß dieser ihm nicht vergessen, nicht verzeihen werde, was eben jetzt zwischen ihnen vorgegangen war. Er wußte, daß er von jetzt ab den Grafen als seinen Feind betrachten müsse, und er fühlte auch den nie ganz besiegten Widerwillen gegen denselben in sich so groß geworden, daß er, gereizt, wie er es war, jetzt ein für alle Mal seine Stellung gegen den Oheim zu nehmen beschloß.

Er stand aufrecht vor dem Grafen, der seine bequeme Lage nicht verließ, und sagte, während er seine Handschuhe anzog, in einer Weise, welche sein Oheim noch nie zuvor von ihm vernommen hatte: Wir haben, wie ich sehe, wenig Aussicht, uns zu verständigen, und ich wußte das im voraus, da ich Ihre Vorliebe für Cäciliens Schwester kannte. Ich kam auch nicht, mich wegen meiner Handlungsweise zu rechtfertigen, sondern weil es mir lieb gewesen wäre, sie Ihnen, dem Bruder meiner Mutter, einsichtlich zu machen, und weil ich Sie um die Rückgabe der Akten ersuchen wollte, die in Ihren Händen zurückgeblieben sind.

Da ich von dem Tage Deiner Ankunft nicht unterrichtet war, habe ich sie gestern, wohl versiegelt, Deinem Chef zur Uebergabe an Dich zustellen lassen, denn ich verreise morgen, antwortete der Graf mit gleicher Kälte.

Renatus dankte, ohne sich nach dem Reiseziele seines Oheims zu erkundigen, und wollte sich entfernen; aber der Graf sagte von selbst, daß er eine Badekur beabsichtige.

Renatus fragte also pflichtschuldigst, wohin er zu gehen beabsichtige.

Man hat mir zu einem Stahlbade gerathen, und ich habe

mich für Pyrmont entschieden. Ich bleibe etwa sechs Wochen dort. Wirst Du bei meiner Rückkehr hier sein?

Ohne alle Frage!

Du denkst also nicht, Dich versetzen zu lassen?

Wie käme ich dazu? fragte der Freiherr, sichtlich von der Frage überrascht.

Ich meinte, daß Deine Vermögensverhältnisse und auch die Rücksicht auf die arme Hildegard es Dir vielleicht wünschenswerth erscheinen ließen, nicht in der Residenz, nicht eben hier zu leben.

Durchaus nicht! entgegnete der Neffe sehr bestimmt. Ich denke vielmehr, mich mit meiner ganzen Familie hier niederzulassen, und bin schon heute darauf ausgegangen, eine Wohnung zu suchen, in der ich uns und meine Stiefmutter und meinen Bruder bequem einrichten kann!

So, so! wiederholte der Graf in dem früheren Tone, und eine Prise nehmend, setzte er hinzu: Auf Wiedersehen also, auf Wiedersehen, mein Lieber!

Renatus gab ihm dieses Lebewohl zurück, und sie trennten sich, ohne sich die Hand zu geben, wie zwei Fremde, wie zwei Feinde.

Zwölftes Capitel.

Welch eine Welt ist das! rief Renatus innerlich aus, als er sich wieder auf der Straße befand. Aber es gilt, sich durchzuschlagen! fügte er hinzu — und sich durchzuschlagen, war er glücklicher Weise ja gewohnt.

Sein Lebensmuth war entschieden im Wachsen. Er war in sich beruhigt über die Haltung, welche er gegen seinen Onkel behauptet hatte, und wenn er es sich recht überlegte, war es für ihn kein Unglück, vielmehr ein Gewinn, daß es zu einem entschiedenen Bruche zwischen ihm und dem Grafen gekommen war.

Der Graf liebte es, sich als einen Beschützer darzustellen; er hatte in den Zeiten der Franzosenherrschaft sich an ein zweideutiges Vermittleramt gewöhnt, er war müßig, sah viele Leute, beobachtete, wie alle diejenigen, die kein gutes Gewissen und in ihren eigenen Lebensverhältnissen mancherlei zu verbergen haben, äußerst scharf; was konnte also für des jungen Freiherrn Familie aus einem Zusammenhange mit diesem Manne Heilsames erwachsen?

Den Schutz und Einfluß des Grafen irgendwie in Anspruch nehmen zu wollen, war sein Neffe weit entfernt; er sah auch nicht ab, daß er jetzt noch in die Lage kommen könne, desselben zu bedürfen. Seine Vermögensverhältnisse ordnete er in der durchgreifendsten Weise selbst, mit dem Kommandeur seines Regimentes hatte er immer auf das beste gestanden, und er hatte gleich bei dem ersten Besuche von demselben erfahren, daß wirklich

eine große Anzahl von Dienstentlassungen und von Abschiedsgesuchen im Werke, also für das Heraufrücken der jüngeren Offiziere die günstigsten Aussichten vorhanden seien. Wozu konnte ihm der Oheim denn auch nützen? Ihn, der Cäcilie nicht freundlich, der Vittoria feindlich gesinnt war, der von der inneren Familiengeschichte des Arten'schen Hauses weit mehr als gut war wußte, nicht in seiner Familie aufnehmen zu dürfen, dünkte den Freiherrn ein wesentlicher Vortheil zu sein. Wendete Hildegard sich von der Schwester ab, schloß die Mutter sich mehr an die ihr bleibende, als an die verheirathete Tochter an, so waren das Dinge, die eben nicht zu ändern waren, und auf einen recht verträglichen Verkehr zwischen Vittoria und jenen beiden Frauen hatte Renatus sich ohnehin nicht Rechnung machen dürfen. Es war also am besten, wie es sich eben gefügt hatte, und er konnte, nachdem der Einzug seines Regimentes vorüber war, gleich an seine wichtigsten Geschäfte, an die Vorkehrungen für seine Verheirathung gehen.

Man hatte die Hochzeit, um nicht in zu später Jahreszeit reisen zu müssen, auf die ersten Tage des Oktober verlegt; Renatus hatte also für seine Besorgungen keinen weiten Spielraum vor sich. Er war froh, als er in einer ihm passenden Gegend eine Wohnung gefunden hatte, welche ihm die nöthigen Bequemlichkeiten für alle Betheiligten neben jenen größeren Räumen darbot, deren man für eine schickliche Geselligkeit bedurfte. Nur für Valerio wollte sich, wenn man ihm, wie seine Mutter es gewünscht hatte, einen Erzieher annahm, kein rechtes Unterkommen in dem Hause finden, und wie jeder, der an neue Verhältnisse herangeht, nach dem alten Sprüchworte oft gezwungen ist, aus der Noth eine Tugend zu machen, ließ Renatus sich von dem ihm nahe befreundeten Adjutanten seines Regiments-Chefs, mit dem er gelegentlich von seinen Planen, von seiner Einrichtung und von seinen kleinen Verlegenheiten

sprach, dahin überreden, daß es für den durch mütterliche Schwäche in jedem Betrachte verwöhnten Knaben fraglos das Angemessenste sein würde, ihn von Hause zu entfernen, und daß Renatus also mit seiner ursprünglichen Idee, ihn einer öffentlichen Erziehungs-Anstalt zu übergeben, das Richtige für ihn getroffen habe. Die Kadettenhäuser waren nach den Kriegen in ihren Einrichtungen wesentlich verbessert worden; Valerio zu einem Studium zu überreden, welches ihn für den bürgerlichen Staatsdienst geschickt machen konnte, hielt Renatus bei der Art des Knaben nicht für angebracht, und da es in einer neuen, jungen Ehe in keinem Falle bequem war, einen solchen frühreifen Burschen zum täglichen Gesellschafter zu haben, machte Renatus seine Stiefmutter und den Knaben mit seiner Absicht bekannt, ihn in eine der militärischen Erziehungs-Anstalten zu bringen, um ihn sein Heil einmal im Heere, dieser Zufluchtsstätte adeliger Mittellosigkeit und jüngerer Brüder, versuchen zu lassen.

Mitten in diesen Vorkehrungen kamen denn allmählich auch die großen Wagen voll Hausrath und voll Möbeln an, welche Renatus, um der neuen Wirthschaft und dem neuen Hause das alte, würdige Gepräge zu geben, von dem Schlosse nach der Stadt kommen ließ. Renatus wollte die großen Spiegel, sofern sie sich in die kleineren Zimmer des städtischen Hauses einfügen ließen, er wollte die schönen Möbel und Geräthschaften, die guten, alten niederländischen Landschaften, die italienischen Statuetten und vor Allem die Bilder seiner Eltern und Großeltern nicht entbehren; er wollte die alten werthen Erinnerungen mit sich in die neue Lebenslage hinübernehmen. Er hing an diesen Gegenständen, er hatte zudem auch in dem Palaste der Herzogin erfahren, wie wohlthuend das Althergebrachte in der Ausstattung eines Hauses wirke, und mochte der neu erworbene Reichthum der emporgekommenen bürgerlichen Gesellschaft ihr auch jede Art von Luxus zugänglich machen, gegen die Würdigkeit einer solchen

überkommenen Einrichtung erschien alles kalt, was der Tapezierer und die Magazine an Neuigkeiten liefern konnten.

Mit wachsendem Behagen sah er aus den leeren Räumen, die er gemiethet hatte, allmählich die schöne Wohnung entstehen, in welcher es ihm mit der Geliebten wohl werden sollte, und es fügte sich eigen, daß er eben an dem Tage, an welchem er die letzten Schränke in die Zimmer seiner zukünftigen Frau stellen ließ, einen Brief Cäciliens erhielt, in welchem sie ihm erzählte, daß sie gestern, wo man zu einer größeren Gesellschaft in die Nachbarschaft gefahren sei, zum ersten Male den Schmuck habe anlegen wollen, den er ihr gesendet. Er sei jedoch für alle ihre Kleidungsstücke viel zu prächtig gewesen, und sie habe sich also das Vergnügen vorläufig versagen müssen.

Daran hatte der Bräutigam allerdings nicht gedacht; indeß nun er darauf, wenn auch sicher absichtslos, hingewiesen wurde, mußte dem Mangel nothwendig abgeholfen werden. Renatus hatte sich es ohnedies von der Gräfin erbeten, für Cäcilie die ganze Ausstattung besorgen zu dürfen, damit der älteren Schwester nichts von dem, was ihr bestimmt gewesen sei, entzogen werde. Die verhältnißmäßige Dürftigkeit Cäciliens rührte den Liebenden deßhalb nur noch mehr, und da die leeren Schiebladen und Schränke nach einem Inhalte förmlich zu verlangen schienen, machte er sich ein Fest daraus, sie in einer Weise anzufüllen, welche der Geliebten nichts zu wünschen übrig lassen und der jungen Frau von Arten die Möglichkeit gewähren sollte, ihrem Stande gemäß in den Kreisen aufzutreten, in denen zu leben sie fortan bestimmt war.

Während er Kleiderstoffe und Spitzen, Shawls und Mäntel, Federn und Blumen, Fächer und Handschuhe auswählte und mit fast weiblicher Sorgfalt in die Schränke räumte, sah er mit vorgenießender Freude die Geliebte schon damit bekleidet; und weil er eben daran dachte, beschloß er, noch an diesem Tage

sich um den Familienschmuck, den der Freiherr nach Vittoria's Angabe bei dem Ausbruche der Freiheitskriege in der königlichen Hauptbank niedergelegt haben sollte, erkundigen zu gehen. Den Niederlegungsschein hatten die Frauen in Richten nicht auffinden können; es mußte aber in der Bank wohl zu ermitteln sein, wann der Schmuck übergeben worden war, und Renatus machte sich also dorthin auf den Weg.

Die Bankbeamten nahmen die Anfrage des Offiziers, des Mannes mit altem Namen, sehr zuvorkommend auf; man fand auch den Niederlegungstag, wie es sich gebührte, genau verzeichnet, aber der Rücklieferungsschein lag daneben, und er ergab, daß auf des Freiherrn eigene handschriftliche Anordnung der Schmuck nach Jahresfrist dem Hofjuwelier des Königs Behufs einer Umfassung ausgehändigt worden war. Das war kurz vor dem Tode des Freiherrn gewesen, und sorglos, wie Vittoria in allen solchen Dingen sich erwies, schien es nicht unmöglich, wenn schon es auffallend gewesen wäre, daß die Diamanten sich noch in dem Gewahrsam des Juweliers befinden konnten. Indeß diese Erwartung zeigte sich als trügerisch. Der Juwelier hatte die Brillanten im Auftrage des Freiherrn verkauft; die Berechnung darüber war vorhanden, eben so die Quittung des Bankhauses, an welches man den Erlös nach des Freiherrn Bestimmung ausgezahlt hatte. Der reiche Arten'sche Familienschmuck, dieses Erbe, an welchem man von Geschlecht zu Geschlecht gesammelt hatte, war dahin, und Renatus durfte sich nicht einmal mit dem Gedanken trösten, daß es, wie so mancher andere Schmuck, für die Befreiung seines Vaterlandes hingegeben worden war.

Es war ihm lieb, daß sein Dienst ihn an diesem Tage ganz in Anspruch nahm; er mochte an den Schmuck nicht denken, und es blieb ja auch nichts übrig, als sich die Angelegenheit aus dem Sinne zu schlagen. Er freute sich nur, daß er für Cäcilie die Saphire schon gekauft hatte, er würde sonst vielleicht

des Muthes dazu ermangelt haben, und ganz ohne Schmuck durfte seine junge Frau in der Gesellschaft auch nicht auftreten, wenngleich in diesen Zeiten sich gar Viele solcher Zier aus Vaterlandsliebe entäußert hatten.

Mit jedem Tage, den Renatus vorwärts ging, befestigte sich jetzt seine Zuversicht, daß Alles sich nothwendig zum Besten wenden werde, und in der That nahten auch die Verhandlungen über den Verkauf der Güter sich einem günstigen Abschlusse.

Es war noch in der ersten Hälfte des September gewesen, als Paul von der einen Seite und Steinert von der anderen nach der Provinzial-Hauptstadt kommend, in dem einstigen Flies'schen Hause eingetroffen waren, das der Baurath Herbert an sich gebracht hatte, als Herr Flies nach der Residenz gezogen war. Von Hause aus vermögend und durch Eva's väterliches Erbe unterstützt, wie durch ihre Sparsamkeit und Tüchtigkeit gefördert, war Herbert von den Zeitereignissen verhältnißmäßig weniger als die beiden anderen Männer in seinen Umständen bedroht und beeinträchtigt worden. Auch die Feldzüge hatte er nicht mitgemacht. Ein unglücklicher Fall, den er bei Besichtigung eines Baues einst gethan, hatte ihm einen Armbruch und in dessen Folge eine Schwäche des rechten Armes zugezogen, die ihn zwar in seiner Thätigkeit nicht behinderte, es ihm aber doch unmöglich gemacht haben würde, die Waffen zu tragen. Er und seine Eva hatten sich also seit ihrer Verheirathung nicht viel getrennt, und wenn die fünfzigjährige Frau den Titel und das Ansehen ihres Mannes auch sehr wohl zu tragen wußte, so war ihr von der frischen Fröhlichkeit des Landmädchens doch noch genug geblieben, um es Jedem wohl und behaglich werden zu lassen, der unter ihrem Dache weilte.

Jetzt besonders, wo ihr Aeltester, der, wie ihres Bruders Sohn, kaum dem Knabenalter entwachsen, in das Feld gezogen, nun endlich wieder in die Heimath zurückgekehrt war und wo

sie Adam und Tremann zu Gästen hatte, war sie recht in ihrem Elemente. Die schönen Augen blickten hell aus den weißen Spitzen ihrer neuen Haube hervor, die breiten rosa Bindebänder umgaben das rundeste Kinn; und die Grübchen in den freilich etwas zu stark gewordenen Wangen blieben den ganzen Tag sichtbar, weil die glückliche Hausfrau aus dem still zufriedenen Lächeln nicht herauskam. Jeder sollte es ganz nach seinen Bedürfnissen und Wünschen bei ihr haben. Der Bruder mußte seine Leibgerichte auf dem Tische finden, der Sohn sollte es merken, daß es, wie schön es in Frankreich, in Berlin und in all den großen Städten und schönen Gegenden auch gewesen sein mochte, doch im Vaterhause stets am besten sei; und daneben wollte Eva es dem Herrn Tremann auch beweisen, daß man in der Provinz ebenfalls zu leben wisse.

Die beiden Töchter, von denen die ältere auf Eva's ausdrückliches Verlangen den Namen Angelika erhalten hatte und von der man in der Familie immer behauptete, sie sehe der verstorbenen Baronin ähnlich, weil Eva vor der Geburt dieses Kindes immer und immer daran gedacht hatte, daß dieses zweite Kind, wenn es ein Mädchen sei, den Namen der Baronin führen solle, welche einst Eva's und Herbert's Hände in einander gelegt hatte — die beiden Töchter gingen in stiller Geschäftigkeit die Treppe hinauf und hinab. Sie trugen das Sonntagsgeräthe, das feine Krystall und die eingekochten Früchte auf die Tafel, die oben im Saale schon gedeckt war; und unten in der Küche glänzte der Rehrücken, welchen Steinert von Marienfelde mitgebracht hatte, schon in bräunlicher Farbe an dem sich rastlos drehenden Spieße, als in dem Arbeitszimmer des Baurath's die drei Freunde noch berathend bei einander saßen.

Die Gutskarten, die Akten waren freilich schon bei Seite gelegt, die Bedingungen des Kaufkontraktes, die Termine der Uebernahme und der Zahlungen nach des Freiherrn Vorschlägen

verabredet worden; auch die verschiedenen Abkommen unter den drei Männern, welche die Güter gemeinsam kaufen wollten, waren zum Abschluß gelangt. Die Steinbrüche jenseit Rothenfeld, der Torfstich zwischen Rothenfeld und Neudorf sollten ebenso wie die Bewirthschaftung der Güter und die Errichtung der Fabrik auf gemeinsame Kosten unternommen und betrieben werden. Herbert selbst wollte die Leitung der Steinbrüche und die Bearbeitung und Verwerthung des Materials auf sich nehmen. Steinert's künftiger Schwiegersohn, der in einer torfreichen Gegend heimisch und des Torfstiches kundig war, sollte unter Herbert's Beistand zunächst die für solches Beginnen nöthigen Kanalarbeiten machen lassen, durch welche man dem ohnehin zu feuchten Boden von Rothenfeld eine zweckmäßige Ableitung zu verschaffen hoffte; und sobald als thunlich sollten dann vornehmlich Oelpflanzen auf den Gütern angebaut werden, da es eben auf die Gründung einer Oelfabrik in großem Maßstabe abgesehen war, zu deren Vorstand man Steinert's Sohn bestimmte. Tremann lieferte den bei Weitem größten Theil der Kapitalien für dieses Unternehmen und behielt sich, des kaufmännischen Betriebes in allen Fächern Meister, die Oberleitung über dasselbe aus der Ferne vor, während seine Bankgeschäfte in der Hauptstadt ihren ungestörten Fortgang hatten und ihn nach allen Seiten hin in den weitverzweigtesten Verbindungen erhielten.

Endlich war man so weit gediehen, daß Herbert die sämmtlichen Papiere zusammenlegen konnte; die Geschäfte waren abgethan. Steinert füllte sich die kurze Pfeife, an die er sich, wie mancher Andre, im Felde gewöhnt hatte, Paul brannte sich eine der Cigarren an, die er von Jugend auf in Amerika hatte rauchen lernen und deren Gebrauch sich jetzt mehr und mehr auch in Europa zu verbreiten anfing. Nur Herbert rauchte nicht. Er hatte eine Flasche Wein geöffnet, schenkte davon in die bereit stehenden Gläser und sagte: Auf gutes Gelingen und daß es

uns und den Unserigen wohl werde auf dem neuen Besitzthume!

Uns? wiederholte Tremann. Denken Sie denn Sich selbst nach einem der Güter überzusiedeln?

Herbert lächelte. Ich denke zwar nicht daran, sagte er; aber Sie wissen, es heißt im Sprichwort: was die Frau will, das will Gott! Und ich werde, wie es mir scheint, allmählich aus der Stadt und auf das Land geführt werden. Meine Eva ist die Sehnsucht nach Feld und Flur nie recht los geworden. Obschon wir den großen Garten am Hause beibehalten und ich ihr hier auf dem Hofe die schönsten Hühnerställe und einen Taubenschlag gebaut, ihr auch alle Sorten von Gethier hineingesetzt habe, fehlt ihr doch, wie sie behauptet, die freie Natur. Seit nun von dem Ankaufe von Rothenfeld die Rede war, läßt's ihr vollends keine Ruhe mehr, und ich denke, wenn mein Sohn gut einschlägt, wenn er seine Studien beendet hat und sich Vertrauen erwirbt, so mag er hier künftig den Baumeister an meiner Stelle machen. Er soll meine Arbeiten fortführen, meine Kundschaft erben, und er mag uns denn als Altentheil das Rothenfelder Amtshaus ausbauen, wohin meiner Eva Gedanken jetzt doch unablässig wandern werden.

Steinert nickte dem Plane Beifall zu. Daß dies wahr werde, Schwager! sagte er und stieß auf's Neue mit ihm an, während er sich mit der Hand den Rauch von Tremann's Cigarre gegen das Gesicht wehte, um ihren Geruch zu prüfen. Woher beziehst Du das Kraut? fragte er.

Direkt von der Havannah, antwortete Paul. Willst Du davon haben, so stehen Dir tausend Stück zu Diensten.

Steinert meinte, er wolle ihn nicht berauben. Der Andere versicherte, daß er in jedem Monate frische Zufuhr haben könne, da er Freunde in der Havannah habe, die ihn wohl versorgten und mit denen er in fortdauernder Verbindung stehe. Er schreibe ihnen ohnehin in wenigen Tagen, und wenn Steinert's Sohn,

wie es ja im Werke sei, seinen Rückweg über die westindischen Inseln einschlage, so könne der am füglichsten eine gute Ladung für die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft zu besorgen übernehmen.

Der Junge wird sich wundern, sagte Steinert, und es glitt ein selbstzufriedenes Lächeln über sein braunes Gesicht, wenn er erfährt, daß wir die Güter kaufen! Und, daß ich es Euch ehrlich eingestehe, oft ist es mir selbst eine Art von Wunder, wie die Welt sich um uns her gewandelt hat. Ich habe noch den Großvater des jetzigen Freiherrn gekannt. Der saß noch im Vollen und wie ein Fürst in seinem Schlosse. Wenn der jetzt aufstehen müßte! oder wenn mein Vater aufstehen könnte!

Ja, nahm Herbert, als jener mit einem nachdenklichen Kopfschütteln seine Rede plötzlich abbrach, ja, nahm Herbert das Wort, das Hofhalten verstanden sie vortrefflich. Noch als ich nach Richten kam, hatte Alles dort einen schönen und würdigen Anstrich. Man betrachtete es gern, und doch hatte man schon damals das Gefühl, daß die Axt geschliffen sei, den Baum zu fällen. Was man sah, waren schöne Dekorationen, vor denen und hinter denen zwei ganz verschiedene Stücke spielten, und eben darin lag etwas, was die Phantasie beschäftigte und verwirrte und dem man sich nur schwer entzog. Es war gut für mich, daß der Kirchenbau mich zu Euch nach Rothenfeld hinüberbrachte und in gesunde Luft. Mehr Liebe als an diesen Kirchenbau habe ich sicherlich an keine meiner Aufgaben je gewendet.

Die Erinnerung an seinen Jugendtraum stieg wie ein leuchtendes Gewölk vor seinem inneren Auge auf; indeß es zog schnell vorüber, und eben Herbert war es, der gleich darauf die Frage aufwarf, was man denn jetzt mit der Kirche beginnen werde.

Steinert meinte, das sei selbstverständlich. Die protestantische

Kirche in Neudorf sei immer ein jämmerlicher Bau gewesen, aus Feldsteinen roh und elend zusammengefügt, der hölzerne Thurm seit lange dem Einsturze nahe. Innen hätten die Russen die Kirche arg verwüstet; sie sei danach, wie die Umstände der Gutsverwaltung es mit sich brachten, kaum auf das Nothdürftigste hergestellt worden. Nichts an der ganzen Kirche und an dem Pfarrhause sei niet- und nagelfest. Man müsse also die protestantische Pfarre, was auch ohnehin bei der Lage der Dörfer immer das Zweckmäßigere gewesen sein würde, von Neudorf nach Rothenfeld zu verlegen suchen. Die nöthigen Schritte bei der Regierung müsse Herbert, und wenn es etwa bis vor das Kultus-Ministerium und den König käme, Tremann zu thun übernehmen. Die Gemeinde würde sie sicherlich unterstützen, denn ihr, die sich eng und ärmlich habe helfen müssen, sei die prächtige und leere katholische Kirche stets ein Dorn im Auge gewesen, und es sei, da in der ganzen Gegend jetzt keine zehn Katholiken mehr zu finden wären, auch nicht die geringste Nothwendigkeit zur Erhaltung eines besonderen Gotteshauses für dieselben mehr vorhanden. Nur wegen der Arten'schen Familiengruft habe es noch Schwierigkeiten.

In wie fern? fragte Paul, der diesen Erörterungen bis dahin schweigend gefolgt war.

Der Freiherr verlangt als eine der Verkaufsbedingungen, daß der Zugang zu der Gruft von der Seite der Kirche vermauert werde, und er will, daß ihm und seinen Nachkommen für ewige Zeiten der Besitz dieser Gruft mit dem sie umgebenden, von dem eisernen Gitter eingehegten Garten, den die Gutsherrschaft als Onus unterhalten soll, zugesichert werde.

Paul schlug ungeduldig mit der flachen Hand auf den Tisch. Sie sind unverbesserlich, aber ganz und gar unverbesserlich! rief er aus. Sie haben die Geschichte der letzten dreißig Jahre vor sich und sie können sich das verdammte Wort „ewig" nicht

abgewöhnen; als ob sie nicht gerade daran zu Grunde gingen, daß sie sich in den nothwendigen Wechsel der Zeiten und der Dinge nicht fügen wollen! Dieser junge Arten sieht es jetzt mit eigenen Augen, was es mit den Dingen ist, die man für ewig gegründet zu haben glaubt. Sein Vater baute, einer Stimmung zu genügen, eine Kirche, die für ewige Zeiten dem katholischen Kultus und den religiösen Bedürfnissen seines Geschlechtes gewidmet sein sollte. Noch kein Menschenalter ist seitdem verflossen, und die Kirche wird unser, und wir berathen heute hier in kalter, verständiger Ueberlegung, was wir mit dem Prachtbaue machen sollen, in welchem die Aufregung eines Tages sich ein ewiges Denkmal zu setzen meinte. Noch weiß es jedes Kind im Dorfe, daß es die Herren von Arten gewesen sind, welche die Kirche auferbauten, denn bis heute ist ein Arten Besitzer derselben gewesen. Wer aber wird nach zwanzig, nach dreißig Jahren daran denken, davon wissen? Ludwig der Sechszehnte und Marie Antoinette sind guillotinirt, die Welt ist umgestaltet, ein Advokatensohn Kaiser und Beherrscher der Herrschenden, seine Brüder sind Könige geworden, und Alle sind sie niedergeworfen worden, als ihre Zeit vorüber gewesen ist — und dieser junge Edelmann will ein ewiges Erbbegräbniß für die Gebeine seiner Väter, für die Freiherren von Arten errichtet haben. Es ist abgeschmackt! — Er stand ärgerlich auf.

Du meinst also, daß man diese Bedingung nicht eingehen soll? fragte Steinert.

Warum nicht? Wenn der junge Arten die Unterhaltung der Gruft und des Gartens übernehmen will! Richten liegt dazu nahe genug, und die paar Ruthen Land können wir entbehren.

Es ist übrigens keine schwere Last, wendete Herbert ein, dem begreiflicher Weise an der Erhaltung alles dessen gelegen war, was zur Zierde der Kirche gereichte und mit ihrem Baue

organisch zusammenhing; es ist keine schwere Last, welche wir oder die Gemeinde mit der Erhaltung dieses Blumengärtchens auf uns nehmen würden.

Wir haben aber kein Recht, durchaus kein Recht, denen, die nach uns kommen werden, eine Pflicht, wie leicht sie uns auch bedünken mag, aufzuerlegen, da sie ihnen doch weniger leicht erscheinen könnte. Soll der Garten gepflegt werden, so mag's geschehen, so lange wir die Herren der Güter sind, und ich für meine Person habe keinen Grund, mich dem zu widersetzen. Aber was können unsere Kinder, oder was werden diejenigen, die vielleicht nach diesen die Güter erwerben, mit den Ewigkeitsgelüsten des Barons Renatus zu schaffen haben? Wir haben kein Recht, willkürlich übernommene Gefälligkeiten als Verpflichtungen auf Dritte zu vererben. Mag der Freiherr ...

Du denkst als Kaufmann schon an den Verkauf der Güter, ehe wir sie noch erworben haben, fiel Steinert ihm in das Wort, der wie ein rechter Landmann fest an seiner Scholle hing; da freilich kann von Dauer oder gar von Ewigkeit auch nicht die Rede sein, da ist nichts ewig!

Paul lachte. Adam der Siebenundsiebzigste! rief er, schnell wieder heiter geworden, den Freund an eine frühere Neckerei erinnernd. Aber beruhige Dich, mein alter Freund, es gibt ein Ewiges, es gibt unumstößliche, ewige Wahrheiten; nur daß gerade diejenigen, die für ihre Namen und für ihre Geschlechter und Gebeine so gern auf die Ewigkeit vertrauen, von diesen ewigen, unumstößlichen Gesetzen und Wahrheiten meist nicht gern sprechen hören und eben daran untergehen.

Was meinst Du damit? fragte Steinert, der trotz seines gesunden Verstandes immer nur langsam dachte und langsam faßte.

Es ist sicherlich eine ewige Wahrheit, daß zweimal zwei vier macht und daß ich drei von zwei nicht abziehen kann! gab Paul ihm mit der früheren Lebhaftigkeit zur Antwort. Ich habe

diese unumstößliche und ewige Wahrheit schon hier in diesem Zimmer einsehen lernen, als es noch dem alten Flies zum Laden diente und die Neger und die Palmen und die Elephanten auf seinen Uhren und Tafelaufsätzen mir eine kindische Sehnsucht nach den fernen Gegenden und Welttheilen einflößten, in denen ich die Neger und die Palmen und die Elephanten heimisch wußte. Aber was haben diese alten adeligen Geschlechter, die gleich den Herren von Arten arbeitslos den Tag am Tage leben und dafür die Möglichkeit einer ewigen Dauer erwarten, von jener ewig unumstößlichen Grundwahrheit begriffen? — Nichts!

Sie sind sehr streng, liebster Tremann! bemerkte Herbert, der um der Baronin Angelika willen eine gewisse Vorliebe für ihren Sohn bewahrt hatte, welche Steinert aus anderen Empfindungen und Erinnerungen gleichfalls mit ihm theilte.

Soll ich nachsichtig gegen das Unvernünftige sein? entgegnete Paul.

Du siehst nun aber doch, daß der junge Freiherr unserm vernünftigen Rathe zu folgen beginnt! gab Steinert ihm zu bedenken.

Weil das Wasser ihm bis an die Kehle steigt! sagte Paul. Er darf nicht stehen bleiben, er muß sich bewegen, er muß schwimmen oder untergehen. Wohl ihm, wenn er sich oben zu erhalten weiß!

Es entstand eine Unterbrechung in dem Gespräche. Nach einer kleinen Weile meinte Steinert: Ein guter Wirth ist der junge Arten freilich auch noch nicht!

Sieh, fuhr Paul auf, das ist's, was mich so empört! Es ist so einfältig, zwei Thaler für dasjenige auszugeben, was man für einen erlangen kann; es ist sinnlos, sich der Mittel für ein künftiges freies Wollen zu berauben. Es ist so dumm, so unverantwortlich dumm, ein Verschwender zu sein. Jeder Schulbube hat einem solchen gegenüber, mag er sein, was er immer

wolle, das unbestreitbare Recht, ihm sein „Drei von zwei kann ich nicht abziehen“ in das Gesicht zu schleudern. Leichtsinnige Verschwendung ist nicht einmal ein Laster. Sie ist nur eine Dummheit, die aber den Charakter mit Nothwendigkeit verdirbt und die den Menschen, wenn er nicht von ihr abläßt, früher oder später ehrlos machen muß. Sie ist mir verächtlich!

Es widersprach ihm Niemand von den Andern. Sie waren beide auch Männer, welche die Arbeit kannten und an ihr den Erwerb hatten schätzen lernen, Männer, welche es wußten, was die innere Freiheit, die bürgerliche Unabhängigkeit werth sei; die ihren Stolz darein setzten, sie, wenn es sein mußte, auch mit schweren Entbehrungen zu erkaufen, und sie hatten sammt und sonders Freude an der Arbeit selbst, wie an ihrem Berufe. Steinert vor Allen war von dem seinigen so eingenommen, daß er unbedenklich annahm, ein Jeder müsse danach trachten, früher oder später aus den Städten auf das Land, in die freie Natur hinaus zu kommen, um wenigstens am Abende seiner Tage, wie er es nannte, mit dem Herrgott gemeinsam für des Lebens Nothdurft zu arbeiten, und um mit der Erde wie mit dem Himmel ordentliche Bekanntschaft gemacht zu haben, ehe man von ihr scheiden muß. Er kam also, wie sie nun länger bei einander saßen, mit großer Zufriedenheit auf den Gedanken seines Schwagers, sich vielleicht später in Rothenfeld anzusiedeln, zurück und fragte Tremann, ob ihn nicht auch bisweilen das Verlangen nach freier Natur überkomme, ob er nicht auch die Neigung hege, einmal Grundbesitz zu erwerben, wie ....

Wie meine Altvordern? fiel ihm Paul in die Rede, der vor diesen beiden Freunden einen solchen Scherz zu wagen kein Bedenken trug. Aber schon im nächsten Augenblicke sagte er: Es ist gewiß etwas Schönes und Erfreuliches darum, wenn wir ein Stück Erde unser eigen nennen können, und ich habe mich auch beeilt, sobald es für mich thunlich war, mir Haus

und Hof für mich und die Meinigen zu erwerben, denn eigenes Haus ist doppelte Heimath. Aber es ist zuletzt doch nicht der Boden, sondern es ist vor Allem unser Zusammenhang, unser Zusammenwirken mit den anderen Menschen, durch die wir uns den rechten Mittelpunkt für das eigene Dasein erschaffen. Wenn ich mir also auch nicht, wie Du, mein alter Freund, etwas auf das direkte Zusammenarbeiten mit einem höheren Wesen, das ich mir nun einmal nicht zu denken vermag, zu Gute thun kann, so erwächst mir doch aus meinem Berufe eine andere und vielleicht nicht geringere Genugthuung.

Gewiß! bekräftigte Herbert. Schon als ich Sie vorhin so beiläufig Ihrer Verbindungen in der Havannah erwähnen hörte, als handle es sich dabei um den Verkehr mit irgend einer Nachbarschaft, trat es mir wieder einmal entgegen, wie farbenreich das Leben eines Kaufmannes sein müsse.

Das Beiwort, welches Sie brauchen, verräth den Sinn des Künstlers, meinte Paul. Indeß es ist doch noch etwas Anderes, was mich von meinem Berufe so groß denken und ihn immer aufs Neue lieben macht. — Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann: Der Handel ist für die Menschheit so nothwendig wie die Luft, die wir athmen, und wie diese ist er eine große, bewegende Kraft. Wie ein geübter Steuermann auf offenem Meere steht der Kaufmann in der Handelswelt fest auf seinem Platze. Die stille Mondnacht, die sanft hingleitende Woge dürfen seine Wachsamkeit nicht einschläfern, der Aufruhr der Elemente und das Toben des Sturmes seinen Sinn nicht verwirren; denn nicht allein sein eigenes Wohl und Wehe, das Wohl und Wehe Anderer ist seiner Hand anvertraut. Mitten im tobenden Kampfe, mitten im wilden Kriege muß er des Friedens und der Ruhe, in der Ruhe an die Möglichkeit des Kampfes denken. Er muß das Bedürfniß des Augenblicks erkennen, das Bedürfniß der Zukunft voraussehen. Um die eigene

Sicherheit, den eigenen Wohlstand zu begründen, muß er jeden vorhandenen Mangel zu errathen wissen und ihm abzuhelfen trachten. Wo ein Ueberfluß sich zeigt, wo eine Noth sich fühlbar macht, tritt er ein. Nord und Süd, Ost und West treffen in seinem Geiste zusammen, erhalten ihre Ausgleichung und ihre Vermittlung durch seinen unternehmenden Sinn, und wie er bei den großen geschichtlichen Ereignissen ihre Ausführung ermöglichen hilft, so begegnet er dem alltäglichen Anspruche in der entlegensten Hütte. Was der grübelnde Forscher entdeckt, was der tiefsinnige Denker ergründet, der Kaufmann versucht, es für die Allgemeinheit durch seine Thätigkeit nutzbar zu machen. Alles Vorhandene muß ihm dienen, weil auch er sich allem Vorhandenen dienstbar macht; und der Handel wird es auch jetzt wieder sein, der Kaufmann wird es sein, welcher jenen gewaltigen Erfindungen, welcher der Benutzung der Dampfkraft, wie sie in England und Amerika schon jetzt im Gange ist und wie wir sie in unserer Neudorfer Fabrik bald selbst anwenden werden, jene Ausbreitung über den ganzen Erdball sichert, durch welche sich Zustände und Verhältnisse entwickeln können, die wir noch kaum vorauszusehen vermögen, obschon sie vielleicht eine ganz neue Zeit für die Menschheit heraufzuführen geeignet sind.

Er brach nachsinnend ab; aber die beiden Anderen, von Paul's Begeisterung für seinen Beruf mit ihm fortgerissen, erwarteten schweigend, ob er nicht weiter sprechen würde. Es war selten, daß er sich in solcher Weise gehen ließ, denn er war durch seine große Thätigkeit gewohnt, sich in der Unterhaltung meist nur auf das Thatsächliche zu beschränken, und es überraschte ihn selbst, als er so warm geworden war.

Es muß wahrhaftig hier in diesem Zimmer liegen! rief er wohlgemuth, als Herbert seine schöne Wärme pries. Als Knabe schwärmte ich hier für eine Zukunft, die mir in nebelhaft wechselnden, aber stets sehr phantastischen Bildern vor den Augen

schwebte; nun, am erreichten Ziele, im Mannesalter schwärme ich für meinen Beruf und sehe in neuen Nebelbildern eine neue Zeit für die ganze Menschheit erstehen. Steinert begnügt sich doch wenigstens, mit einem Schöpfer gemeinsame Sache zu machen; ich möchte schaffen aus eigener Gewalt, und wer ein Kaufmann in großem Sinne sein will, muß in der That ein Stück Allwissenheit für sich zu erringen trachten, denn wir sitzen vor allen Anderen, wie es der Dichter singt, auch mit an dem sausenden Webstuhl der Zeit und wirken, wenn auch nicht der Gottheit, so doch der Menschheit lebendiges Kleid.

Dreizehntes Capitel.

Am ersten Oktober sollte die Uebergabe der beiden Artenschen Güter an ihre neuen Besitzer vor sich gehen und gleichzeitig auch die Verpachtung von Richten an den bisherigen Amtmann ihren Anfang nehmen. Das veranlaßte den jungen Freiherrn, von seiner künftigen Schwiegermutter die Festsetzung des Hochzeitstages in die dritte Woche des Septembers zu begehren, und die Gräfin widersprach diesem Wunsche nicht.

Sie fand es natürlich, daß Renatus noch in der Kirche getraut zu werden wünschte, so lange sie sein eigen war, und ihr selbst war daran gelegen, so bald als möglich mit Hildegard zusammenzutreffen, die, aus dem Bade zurückgekehrt, nicht füglich länger bei ihrer Freundin in dem Stifte verweilen konnte.

Weil man es unter den obwaltenden Umständen in keiner Rücksicht angemessen fand, eine große Feierlichkeit bei der Hochzeit zu veranstalten, hatte man keine besonderen Vorkehrungen für dieselbe zu treffen. Renatus hatte seinen ältesten Oheim, den Majoratsherrn Grafen Felix Berka, aufgefordert, Zeuge seiner Vermählung zu sein; indeß derselbe hatte geschrieben, daß ein Unwohlsein ihn daran hindere. In früheren Jahren würde Renatus gegen eine solche Angabe keinen Zweifel gehegt haben; jetzt fragte er sich, ob sein Oheim wirklich krank sei oder ob er nur eine Krankheit vorschütze, um einem Begegnen mit dem Neffen und einem Besuche in Richten auszuweichen, und leider irrte er sich in dieser Voraussetzung nicht.

Der Graf war immer ein guter Haushalter gewesen, und Erfahrung hatte ihn klug und noch vorsichtiger gemacht. Die Arten'sche Lebensweise hatte seinem Sinne nie zugesagt; er hatte die zweite, späte Heirath seines Schwagers, des Freiherrn Franz, eben so mißbilligt wie die frühzeitige Verlobung von Renatus, dessen jetzige Handlungsweise er vollends hart beurtheilte; und eben weil er gern auf seiner Hut war, weil er sich gern berühmte, ein tüchtiger Landwirth zu sein und wie ein solcher auch seinem einfachen Bauernverstande zu folgen, hielt er es für gerathen, die Hand von einem Wagen loszulassen, der von einer Höhe in das Hinunterrollen gekommen war.

Renatus hatte Tag und Stunde seiner Ankunft festgesetzt, Cäcilie und Valerio waren ihm bis zu dem bekannten letzten Anhaltspunkte entgegengeritten, und da der warme Mittag des sonnigen Herbsttages es ihm möglich gemacht hatte, das Verdeck seines Wagens zurückschlagen zu lassen, sah und erkannte er die Geliebte schon von Weitem. Er war glücklich, als er die schlanke und doch so volle Gestalt vom Pferde hob, glücklich, als er sie nach den Tagen eines schmerzlichen Entbehrens wieder in seine Arme schloß, als er sie neben sich im Wagen hatte und ihr von den mannigfachen Mühen und kleinen Plagen erzählen konnte, welche er für ihr künftiges Wohlbefinden in der gemeinsamen Heimath getragen hatte.

Indeß diese Zufriedenheit verminderte sich, als man auf die Arten'schen Güter kam; denn unwillkürlich drängte es sich dem jungen Freiherrn in den Sinn, daß dies gleichsam Cäciliens Brautfahrt sei und wie ganz anders sein Vater einst seine Mutter in Richten eingeführt habe. In mancher guten Stunde seiner Kindheit hatte die Mutter ihm mit gerührter Erinnerung davon erzählt, wie die Schulzen und Schulmeister der Dörfer, geführt von dem Neudorfer greisen Pfarrer und von der ganzen Schaar der Kinder gefolgt, sie unter der Ehrenpforte begrüßt, die man

an der Grenze der Güter zu ihrem Empfange aufgerichtet hatte. Wer aber von den Bauern und Instleuten machte heute in Neudorf und Rothenfeld Vorbereitungen für die am nächsten Morgen bevorstehende Hochzeit des jungen Freiherrn? Sie wußten, daß die Uebergabe der Güter in wenig Tagen vor der Thür stand, und wenn sie von dem jungen Herrn auf ihre Weise auch viel hielten, so war es ihnen doch willkommen, den jetzigen Amtmann los zu werden und es künftig wieder mit einem von den Steinert's zu thun zu haben, die auf den Gütern heimisch waren und es wußten, was möglich sei und was einmal nicht möglich sei.

Cäcilie konnte nicht begreifen, was ihren Bräutigam so ernsthaft stimme, was die weiche, wehmüthige Zärtlichkeit bedeute, mit der er sie umarmte und behandelte, und er liebte sie so sehr, daß er ihr's nicht sagte. Aber diese Liebe ward ihm selbst zum Troste und zur Beruhigung, denn in ihr, in seiner Reinheit, in seinem ungetheilten Empfinden konnte er seiner künftigen Gattin bieten, was sein Vater seiner Mutter nicht hatte gewähren können, und er gelobte es sich fest, daß Cäcilie glücklicher, als seine Mutter es gewesen, daß seine Ehe eine schöne und würdige werden solle. Sein Wille, seine Vorsätze waren die allerbesten.

Er hatte an dem Tage noch eine Menge alter Familienpapiere zu ordnen, die er mit sich nach der Stadt zu nehmen wünschte, und Cäcilie, vor der er kein Geheimniß hatte, leistete ihm dabei freundlich ihren Beistand. Dieses erste gemeinsame Arbeiten half ihm über das Unbehagen fort, das ihn bei dem Eintritte in die altbekannten Räume zuerst befallen hatte, denn eben aus dem Arbeitszimmer seines Vaters und aus den eigentlichen Wohnzimmern hatte er die Möbel und Kronleuchter, die Bilder und die Zierathen in seine künftige Wohnung hinüber genommen, und die leeren Gemächer starrten ihn mit kalter,

vorwurfsvoller Oede an. Er war froh, als er seine Arbeit beendet, als er die nothwendigen Besprechungen mit dem Amtmanne gehabt hatte, und als er gegen den Abend hin sein müdes Haupt in Vittoria's Zimmer an den Busen seiner Cäcilie lehnen, und an ihrer Schulter ruhen lassen konnte.

Die Gräfin sah er wenig. Sie war den ganzen Nachmittag in ihrer Wohnung geblieben, sie schrieb an Hildegard; die Neuvermählten sollten am anderen Tage die Briefe bis zur Hauptstadt mit sich nehmen.

Die Trauung war gleich auf den nächsten Mittag festgesetzt, denn Renatus hatte nur einen möglichst kurzen Urlaub fordern mögen. Der Morgen brach mit leichtem Nebel an, aber die strahlende Freude seiner Braut ersetzte für den Bräutigam das Licht der Sonne, das nicht recht zum Vorschein kam. Cäcilie ließ hier in Richten nichts zurück, wonach ihr Herz sich sehnen konnte, und ihre höchsten Wünsche sollten heute in Erfüllung gehen. Sie wurde wider all ihr Hoffen und Erwarten dem Manne verbunden, den sie von frühester Jugend an geliebt hatte, und sie kehrte mit der Aussicht auf die erwünschtesten Verhältnisse in die Stadt zurück, nach der ihre heimliche Sehnsucht nie erloschen war. Freilich sah sie den Schatten, der sich oft über des Geliebten klare Stirne senkte, aber sie beunruhigte sich darüber nicht. Es dünkte sie ganz natürlich, daß er, der andere Rückerinnerungen hatte, sich dieser eben heute nicht erwehren konnte. Sie glaubte, es sei der Gedanke an Hildegard, der ihn bewege, und sie mißgönnte das der Schwester nicht.

Sie sprach das dem Bräutigam auch aus. Er nannte sie ein schönes Herz, er küßte sie, er verhieß ihr, daß sie dieses Tages stets mit Freude denken solle, aber seine Wehmuth wollte doch nicht schwinden.

Ihn zu erheitern, schlug sie ihm vor, als Brautleute noch einen letzten Spaziergang zu machen. Er zeigte sich bereit

dazu. Arm in Arm gingen sie aus dem Parke in das Freie hinaus.

Der Sommer war sehr günstig gewesen. Große und lang andauernde Wärme hatte mit reichlichem Regen abgewechselt und das Wachsthum der Bäume wie das Reifen der Frucht ungewöhnlich gefördert. Alles war in diesem Jahre, wie der Amtmann es dem jungen Freiherrn im Frühlinge richtig vorausgesagt hatte, mächtig vorwärts gekommen, Alles früh geerntet worden; aber weil die Wärme noch im Herbste fortdauerte und überall noch neues Leben erschuf und das Vorhandene erhielt, merkte man es nicht sonderlich, daß die Felder schon kahl waren und das Laub an den Bäumen sich je nach seiner Weise roth und gelb gefärbt hatte. Wo es zur Erde fiel, wuchs noch überall frisches, neues Gras empor und verdeckte den Niederfall, so daß die welken Blätter nur wie Blumen aus dem Grün hervorsahen und das Abgestorbene selbst nur dazu beitrug, das Lebendige zu verschönen. Ueber den grünen Kronen der Eichen und Linden leuchteten die Wipfel schon herbstlich gelb, und feuerroth umgaben die Blätter des wilden Weines, mit seinen langstengligen violetten Trauben, den von unzähligen Silberfäden übersponnenen Schlehdorn, der auf den Rainen zwischen den einzelnen Feldern wuchs und grünte.

Der Tag hellte sich selbst gegen den Mittag nicht vollkommen auf, aber die Luft war mild. Der feine Nebel, der über der ganzen Gegend liegen blieb, hatte noch nichts Herbstliches an sich. Nur wie ein vorübergehender Gast zog er durch die Gegend, man fühlte, daß er noch nicht schwer und dicht genug sei, sich dauernd in ihr festzusetzen. Er zog gewiß in wenig Stunden fort.

Ach, auch Renatus zog in wenig Stunden fort, und wenn er wiederkehrte — war dies alles nicht mehr sein!

Wie ihr Weg sich wendete, kam der Duft der letzten Heu-

mahd zu ihnen herüber, traf der Geruch des abwelkenden Kartoffelkrautes hier und da den Sinn. Auf den frisch geackerten Feldern streiften Dohlenschwärme hüpfend umher, die Nahrung zu suchen, welche Pflug und Egge für sie aus der Tiefe hervorgeholt hatten, und schwangen sich dann rauschend in die Luft, im schnellen Fluge einen andern Acker zu besuchen. Hier sprang ein Hase mit gespitztem Ohr in weiten Sätzen durch ein Kohlfeld in das Weite, dort schoß aus einem Kartoffelfelde, dicht vor den Augen der Frauen, welche die Ernte in Säcke einsammelten, ein Volk Rebhühner, den Hahn an der Spitze, knatternd empor. Die Gänse auf dem nahen Stoppelfelde reckten darüber verwundert die Hälse in die Höhe, und bellend folgte ihnen der Hund des Verwalters, der die Aufsicht über die Ernte führte.

Welch prächtige Jagden hatte man zu des verstorbenen Freiherrn Zeiten auf diesen Feldern gehabt! Welch lustige Jagden noch in den Jahren, als Renatus mit seinem Regimente vor dem russischen Kriege nach Richten gekommen war!

Er mußte sich heute der rückblickenden Gedanken zu entschlagen suchen, sie thaten ihm nicht wohl; an den Genuß der Stunde mußte er sich zu halten suchen, und sie sahen ja auch so schön aus, diese rothblühenden Tabacksfelder, sie waren ihm schon in seiner Kindheit mit den fremdländischen Blättern und Blüthen eine Augenlust gewesen.

Die Vögel sangen noch in den Zweigen, aber sie lockten nicht mehr. Es war Alles erreicht, Alles gesättigt. Es lag die sanfteste Ruhe über der Gegend, jene Ruhe, die es errathen läßt, daß die Stunde des Schlummers nicht mehr fern ist und daß er sich bald herniedersenken werde. Die schwermüthige Empfindung des Freiherrn wurde immer mächtiger. Er hatte stets ein lebhaftes Gefühl für die Schönheit der Natur gehabt, und sie war ihm nirgends lieblicher, nirgends anmuthender erschienen,

als auf dem Boden, den er sein eigen genannt hatte bis auf diesen Tag. Jetzt erst gewahrte er, wie viel Antheil er in diesem letzten Sommer mittelbar an den wechselnden Beschäftigungen auf den Gütern genommen hatte, wie viel Freude das Wachsen und Gedeihen dessen, was sein gewesen, ihm, fast ohne daß er sich dessen bewußt gewesen war, bereitet hatte. Er mußte seiner Braut den Vorschlag zur Heimkehr machen, wenn er sie nicht erkennen lassen wollte, was in ihm vorging — und es war ja ihr Hochzeitstag.

Um zwei Uhr fuhr man nach der Kirche. Vorauf der Edelmann, mit welchem Renatus bei Steinert gewesen war, und ein anderer seiner näheren Bekannten aus der Nachbarschaft. Sie waren die Trauzeugen des freiherrlichen Paares. Dann die Gräfin und Vittoria mit ihrem Sohne: das Brautpaar machte den Schluß.

Sonst hatten die Landleute sich von der katholischen Kirche fern gehalten, heute war sie voll von Menschen. Sie waren aus allen drei Dörfern herbeigekommen, der Trauung beizuwohnen, den jungen Herrn noch einmal zu sehen; und sie, die trotz ihrer verhältnißmäßigen Armuth sich die lustige Hochzeit nicht leicht versagten, hatten Mitleid mit dem Freiherrn, der nicht mehr ihr Herr war. Es war anders gewesen vor jenen Jahren, als der Vater und vollends als der Großvater des jungen Freiherrn geheirathet hatten. Es lebten noch alte Leute, die von ihren Eltern davon erzählen hören, wie dazumal die Wagen vorgefahren waren vor das Schloß, wie das ganze Schloß und der Park erleuchtet gewesen waren und die großen Pechtonnen überall gebrannt hatten.

Etwas von diesen Erinnerungen mochte wohl auch in dem Geiste des Bräutigams wieder lebendig werden. Er war sehr ernst, das war natürlich; aber er war auffallend bleich. Was er dachte? Er konnte es in diesem Augenblicke nicht sagen;

indeß Cäcilie verstand ihn, und es ging ihr tief zu Herzen, als der Geistliche sie für die Ehe einsegnete und sie den festen treuen Druck von des Geliebten Hand empfand.

Auf gute und auf böse Tage, für Leben und Tod sollte dieses unauflösliche Testament sie verbinden, und Renatus wußte was er damit übernahm, und war in sich entschlossen, es zu halten. Seit er zu einem eigenen Urtheile gekommen war, hatte er immer groß von der Ehe gedacht, und seine Liebe für Cäcilie machte ihm zum Glücke, was er ohnehin als seine Pflicht erkannte.

Durch das hohe Portal des schönen Baues fiel hell die Sonne herein, als das Brautpaar, vom Altar kommend, in das Freie trat. Sie war zum ersten Male an diesem Tage zum Durchbruche gekommen.

Das soll uns ein gutes Zeichen sein, sagte Renatus zärtlich, fasse Muth wie ich, wir werden glücklich sein!

Die Worte erschreckten Cäcilie. Sie hatte nie an ihrem Glücke gezweifelt, sie war glücklich und es freute sie Alles: der Sonnenschein und die Glückwünsche der beiden sie begleitenden Freunde, welche sie Frau Baronin nannten, und der Zudrang der Frauen aus den Dörfern, die ihr schönes Hochzeitskleid so nahe als möglich sehen wollten, und das oft wiederholte: Leben Sie wohl, gnädiger Herr! Leben Sie wohl, gnädiger Herr! — bei dem die Alten weinten und das dem Freiherrn fast das Herz zerriß.

Während man noch unter dem Portale stand und der Wagen vorfuhr, fielen die Augen der jungen Frau auf das Gärtchen, welches die Gruft umgab. Die weißen Rosen, welche der verstorbene Kaplan dort nach dem Kriege neu gepflanzt hatte und zu deren Füßen er begraben worden war, blühten, von dem milden Herbste begünstigt, noch in voller Pracht. Auch Renatus hatte seine Blicke dorthin gewendet. Sollte dieser kleine Raum

doch bald das Einzige sein, was ihm von dem Besitze der beiden großen Güter Neudorf und Rothenfeld verblieb; und als errathe seine junge Frau, was in seinem Innern vorging, sprach sie den Wunsch aus, eine von diesen weißen Rosen zum Andenken mit sich zu nehmen.

Valerio eilte, einen Zweig zu brechen, und reichte ihn der Schwägerin, wie er Cäcilie mit Selbstbewußtsein nannte; als sie die Blume aber an ihrer Brust befestigen wollte, hielt Renatus sie davon zurück. Die weiße Rose hatte in dem Artenschen Geschlechte, wie Mamsell Marianne ihm als Knaben erzählt, immer eine traurige Bedeutung für die Frauen gehabt; er wollte nicht, daß seine Frau sich heute, eben heute mit den weißen Rosen schmücken sollte, die vor der Familiengruft erwachsen waren, und ihr die Rose abnehmend, steckte er sie in das Knopfloch seines Rockes. Selbst den Schatten einer übeln Vorbedeutung wollte er von dem Weibe abwenden, das er liebte und das sich und seine Wohlfahrt ihm für die Zukunft anvertraute.

Das Mittagbrod war, weil die eigentlichen Empfangszimmer jetzt der gehörigen Einrichtung entbehrten, in dem Ahnensaale hergerichtet worden. Man hatte ihn mit Laub und Blumen freundlich aufgeschmückt, aber er war zu groß, viel zu groß für die kleine Tafel, für die geringe Anzahl von Personen, und Renatus wie seine beiden Freunde empfanden dieses Mißverhältniß lebhaft. Die Trinksprüche, welche sie auszubringen für Pflicht erachteten, die Erinnerung an die Ahnenreihe, die man eben in diesem Raume bei solchem Anlasse wachzurufen kaum unterlassen konnte, hatten etwas Peinliches für alle Theile, und die schlecht verhehlte Traurigkeit, die bei jedem Anlasse hervorbrechenden Thränen der Gräfin, waren auch nicht dazu angethan, dem jungen Freiherrn die Seele zu befreien. Er wußte, wem vor Allen diese Thränen flossen. Das Einzige, was ihm das

Herz erhob, war Cäciliens ungetrübte Freude, war die Hingegebenheit, mit welcher sie in seine Arme sank.

Er war froh, als er am andern Tage sein Schloß verlassen hatte, als die Grenzsteine der Arten'schen Güter hinter ihm lagen und er mit seinem jungen Weibe einem eigenen, neuen Leben entgegenging. Das öde gewordene Schloß hatte allen heimathlichen Reiz für ihn verloren, es war ihm nur noch eine traurige Mahnung an bessere Tage gewesen, und er hatte die Stunde, es zu verlassen, kaum erwarten können.

Die jungen Eheleute legten den Weg nach der Residenz so schnell zurück, als die damaligen Verhältnisse es gestatten wollten. Cäciliens tüchtige Gesundheit hatte eine solche Anstrengung nicht zu scheuen, und Renatus war nicht mehr sein eigener Herr. Der Dienst nöthigte ihn, Zeit und Stunde einzuhalten.

Voll der hellsten Erwartungen langte die junge Frau in der Hauptstadt an, und ihres Gatten Liebe hatte all ihr Hoffen zu übertreffen gewußt. Gegen das weite, in jedem Sinne unwirthlich gewordene Schloß nahm sich das wohnliche Stadthaus um so freundlicher aus, und selbst den Freiherrn wollte es bedünken, als genieße er die Gegenstände, welche er aus Richten hieher verpflanzt hatte, hier mehr als dort, weil man sie näher beisammen hatte. Cäcilie aber, die sich erst jetzt als die Besitzerin dieser Einrichtung zu denken anfing, die nebenher ihrem Gatten für die vorsorgliche Großmuth zu danken hatte, mit welcher er allem ihrem Bedürfen begegnet war, kannte in ihrer Freude keine Grenze, und das Bewußtsein, hier von jetzt an unumschränkte Herrin zu sein, Alles nach eigenem Gefallen und Ermessen ordnen und bestimmen zu können, gab ihr schnell ein gewisses Selbstgefühl, das ihr sehr wohl anstand.

Wohin Renatus mit seiner jungen Gattin in den ersten Tagen kam, auf den Spaziergängen, bei den Fahrten im Parke, im Theater und in dem zufälligen Zusammentreffen mit seinen

näheren Bekannten, sah er es mit Genugthuung, wie die Blicke der Männer ihr wohlgefällig folgten, wie die unverhohlene Aeußerung ihres Vergnügens ihr schnell die Neigung aller derjenigen Personen gewann, welche sich an der Natürlichkeit und Ursprünglichkeit eines Andern zu erfreuen vermögen; aber es entging ihm daneben nicht, daß die Frauen ihr die gleiche Gunst nicht angedeihen ließen. Ihr selber fiel es auf, wie geflissentlich man sich danach erkundigte, ob ihre Mutter auch nach der Hauptstadt kommen werde, ob sie der Trauung beigewohnt habe, oder ob dieselbe bei ihrer leidenden Tochter im Stifte gewesen sei. Und ehe Cäcilie noch auf solche Fragen Antwort ertheilen konnte, war man in der Regel in eine so übertriebene Lobpreisung der abwesenden Schwester verfallen, daß sie zu einer Kränkung für Cäcilie wurde.

Es ist unerträglich! rief Renatus ungeduldig aus, als er seine Frau einer ihrer Anverwandten zugeführt hatte, welche Ober-Hofmeisterin und von dem Könige wohl gelitten war. Diese Heiligsprechung Deiner Schwester soll mir und Dir ein Vorwurf sein, und wir danken sie ohne Frage eben so wohl Hildegarden selbst als Deiner Mutter und meinem Oheim Gerhard! Wir werden nöthig haben, auf unserer Hut zu sein!

Cäcilie, welche die Welt nicht kannte, wollte davon nichts hören. Sie war in dem Besitze ihres Gatten so wohlbefriedigt, daß sie der Schwester, welche solch ein Glück entbehrte, jede Anerkennung, daß sie ihr alles, was dieselbe nur irgend erfreuen konnte, von ganzem Herzen wünschte, und ein förderliches Ereigniß kam dazu, Cäciliens unbedingtes Vertrauen in ihre Zukunft zu erhöhen und zu festigen.

In den Regimentern, welche eben jetzt erst aus Frankreich zurückgekehrt waren, fand die erwartete Entlassung der älteren Offiziere Statt, und da auch einige jüngere Offiziere nach dem beendeten Feldzuge den Abschied forderten, erhielt Renatus kurz

nach seiner Hochzeit und wenige Tage, nachdem die Uebergabe seiner Güter an ihre neuen Eigenthümer erfolgt war, seine Ernennung zum Major.

Er hatte darauf mit einer gewissen Sicherheit rechnen können, dennoch überraschte ihn das Zutreffen dieser Voraussicht angenehm. Er gewann damit eine neue, selbsterworbene Bedeutung in dem Augenblicke, in welchem er auf den größeren Theil seiner ererbten Güter hatte verzichten müssen, und der Besitz des neuen Grades würde ihn noch mehr befriedigt haben, wäre durch die Erlangung desselben nicht seinem Selbstgefühle eine Beschränkung auferlegt worden, die er vielleicht in keinem andern Zeitpunkte als eine solche angesehen haben würde, gegen die er aber eben jetzt empfindlich war.

Er war sehr jung Offizier geworden, hatte im Felde die fortschreitenden Grade und frühzeitig die Schwadron erhalten; aber er war der Gesellschaft gegenüber und überall, wo er sich nicht im militärischen Dienste befunden hatte, der Freiherr von Arten geblieben. Niemand hatte ihn Lieutenant oder Rittmeister genannt, seine persönliche Bedeutung als ein Edelmann aus altem Hause hatte über seinem Amte gestanden. Er hatte auch seinen Dienst immer nur als eine freiwillig übernommene Leistung angesehen, von der er sich entbinden konnte, sobald es ihm beliebte, sich auf seine Güter zurückzuziehen und dort in der vollen Unabhängigkeit des grundbesitzenden Edelmannes seine Tage zu verleben. Das Gehalt, welches er als Offizier bezogen, war ihm stets unwesentlich erschienen neben den standesmäßigen Bedürfnissen eines Freiherrn von Arten-Richten, und er hatte sich und Anderen oft den Ausspruch seines Vaters wiederholt: daß ein Edelmann immer dem Könige ein Opfer bringe, wenn er, fern von seinen Gütern im Heere dienend, auf alle die Annehmlichkeiten verzichte, deren er in seinem Schlosse und auf seinem Grund und Boden sicher sei, während er in der Stadt

zu einem Geldaufwande genöthigt werde, welcher in gar keinem Verhältnisse zu seinem Solde stehe.

Jetzt aber war das alles anders geworden. Renatus konnte zwar noch an jedem Tage den Abschied nehmen, um als ein Landedelmann auf seinem Grunde und Boden zu leben; aber die Ausdehnung dieses Grundes und Bodens war nicht mehr die alte, er war kaum noch zum dritten Theile sein eigen, und selbst über dieses Drittheil seines einstigen Besitzes hatte er nicht mehr die Möglichkeit einer völlig freien Verfügung. Nur im Schlosse und im Parke konnte er noch nach seinem Belieben schalten, und auch das Schloß war jetzt nicht mehr die alte wohnliche und prächtige Heimath, nach welcher seine Gedanken, wo er sich auch befunden hatte, immer gern gewandert waren. Die Eindrücke, welche er in seiner letzten Anwesenheit in Richten empfangen hatte, waren ihm sehr quälend gewesen. Die bloße Vorstellung, durch Neudorf und durch Rothenfeld als ein Fremder hinfahren zu sollen, widerstrebte ihm. Er mochte auch mit dem Amtmanne nichts zu thun haben, der für sechs Jahre jetzt in Richten Herr war, er würde sich in seinem Parke wie ein Gefangener erschienen sein, da er außerhalb desselben nicht mehr unumschränkt gebot, mit Einem Worte, er mochte nicht mehr gern an Richten denken, es hatte aufgehört, die Heimath für ihn zu sein, und sein Majorsgehalt war jetzt nicht mehr ein unwesentlicher Theil in seinen Einkünften, er war auf dasselbe mit seinen Bedürfnissen zum Theile angewiesen. Die Pferde, der Diener, welche der Staat jedem Offizier hält, waren ihm jetzt eine Erleichterung, die er nicht wohl entbehren konnte. Er mußte darauf sehen, sich auszuzeichnen, wenn er vorwärts kommen, wenn er seine gesellschaftliche Stellung behaupten wollte, und vorwärts kommen hieß jetzt für den Freiherrn im militärischen Dienste Stufe um Stufe ersteigen. Er war mit seiner Zukunft an den Dienst gekettet. Er lebte, wo der Dienst es

forderte, er ging, wohin man ihn schickte, er that, was man ihm gebot, er trug das Kleid, welches der Geschmack des Königs ihm vorzuschreiben für gut befand, er durfte an des Königs Rock nach freier Wahl nichts ändern, und er mußte ihn hinwiederum ändern und ihn anlegen, wie des Königs Willkür es bestimmte. Er schnitt sein Haar, wie es befohlen war, und Zeit und Stunde waren nicht mehr sein. Er war in keinem Sinne mehr sein eigener Herr, kein freier Mann mehr, nicht mehr der wahre Freiherr von Arten-Richten. Er war der Major von Arten, er war ein Diener — wenn auch eines Königs Diener geworden, und es lebte genug von dem alten freiherrlichen Stolze seines Hauses in ihm, ihn seine Abhängigkeit in einzelnen Augenblicken bitter und schwer empfinden zu lassen.

Er konnte es Anfangs nicht verschmerzen, daß man ihn nicht mehr als Baron, nicht mehr als Freiherr von Arten ansprach, daß man ihn nicht mit seinem Namen, sondern mit seinem Titel anredete, um ihm eine Ehre zu erweisen; er hätte wie sein Vater und dessen Väter alle nur er selber, nur Herr auf seinem Schlosse sein mögen — aber es war zu spät. Er hatte keine Wahl mehr, er mußte vorwärts!

Vorwärts ging er also, und die umgestaltende Ueberlegung, die Trösterin aller derjenigen, welche einer Beschönigung für ihre Verhältnisse bedürfen, kam auch ihm zu Hülfe, indem sie ihn antrieb, seinen besonderen Fall in dem Lichte einer allgemeinen Nothwendigkeit zu betrachten.

Er sagte sich, daß seit Jahrhunderten der Adel in allen europäischen Staaten sich um die Throne geschaart, und in den Dienst der Fürsten begeben habe, mit denen er auf diese Weise ein wenn auch nicht ausgesprochenes Schutz- und Trutzbündniß eingegangen sei. Die Fürsten und der Adel standen jetzt fast immer und fast überall für einander ein, waren, wie Renatus dessen eben erst in Frankreich Zeuge gewesen war, auf einander

angewiesen und standen und fielen mit einander. Renatus folgte also gleichsam einem Naturgesetze, wenn er sich der Minderheit so fest als möglich anschloß, in welcher er geboren worden war, jener Minderheit, die sich das Herrschen als ihr angestammtes Recht zuschrieb und sich nur erhalten konnte durch Einigkeit in sich und Einigkeit wider alles, was sich ihr widersetzte.

Er war, als er sich noch im vollen Besitze aller seiner Güter geglaubt hatte, nur mit Widerstreben in das Heer getreten, und die Zeitverhältnisse hatten ihm in demselben zu bleiben geboten, obschon sein Sinn von Natur dem Kriege eben so wenig als der strengen Disciplin geneigt gewesen war. Jetzt aber waren das Heer, der Dienst ihm eine Zuflucht und ein Anhalt, jetzt bedurfte er des königlichen Schutzes, der Gnade seines Herrn. Er wünschte, für sich und die Seinigen die persönliche Gunst des Königs zu erwerben. Er hatte es in Frankreich kennen gelernt, welche Vortheile es gewähren kann, sich in dem Kreise der Gnadensonne zu bewegen, und wie er bei dem Beginne seiner Ehe voll der besten Vorsätze für dieselbe gewesen war, so war er bei der Uebernahme seines neuen Amtes auch entschlossen, mit Selbstverläugnung ein unbedingt ergebener Diener seines Herrn und Königs zu sein.

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Unser Leben würde sehr leicht sein, wenn wir uns an dem Tage, an welchem wir es aus Ueberzeugung oder aus Nothwendigkeit umgestalten wollen, nicht eben auf demselben Boden befänden und auf ihm weiter gehen müßten, aus welchem unsere ganze Vergangenheit erwachsen ist; es würde gar leicht sein, wenn unser neues Gewand bei dem Fluge, mit dem wir uns emporzuschwingen denken, nicht hier an den dürren Aesten eines alten Baumstammes hängen bliebe, den vielleicht einer unserer Altvorderen gepflanzt und den rechtzeitig aus unserem Wege fortzuräumen wir verabsäumt haben; wenn nicht dort Gestrüpp und Ranken, in deren Bereich wir uns umhergetrieben, unsere freie Bewegung hinderten; wenn wir es allein mit uns und mit der Zukunft, statt mit der Gesammtheit, der wir angehören, und mit ihrer und unserer ganzen Vergangenheit zu thun hätten. Das sollte der Major von Arten an sich selbst erfahren.

Allerdings fand er es in keiner Weise schwer, sich in seinem Regimente so zu stellen, wie er es beabsichtigte. Man hatte ihn immer gern gehabt; er besaß nichts von jener herausfordernden Selbständigkeit, welche einen Mann unbequem für seine Vorgesetzten oder drückend für seine Untergebenen macht, und in einer Zeit, in welcher in der Armee der militärische Geist und das Gamaschenwesen, im Gegensatze zu dem bürgerlichen Geiste und dem auf den Universitäten noch nicht unterdrückten Frei-

heitssinne, mit großer Geflissenheit begünstigt wurden, konnten der Diensteifer und die peinliche Genauigkeit, mit welchen der Major von Arten auch die kleinlichsten Dienstvorschriften zur Ausführung zu bringen strebte, nicht unbeachtet bleiben. Dazu wollte es das Glück, daß einer der königlichen Prinzen Inhaber des Regiments war, daß Renatus also seine Thätigkeit unter dessen Augen entwickeln konnte und daß der Prinz selber ihn dem Könige mit einem anerkennenden Worte vorzustellen sich geneigt erwies.

Es war schon im Beginne der kalten Jahreszeit, als man zu Ehren eines von seinen Reisen nach Rußland zurückkehrenden Großfürsten noch eine der großen Paraden abhielt, welche sonst in diesen Monaten nicht mehr Statt zu finden pflegten. Die Straßen, welche nach den Linden führten, waren für den Verkehr gesperrt, und die Fremden, welche in ihren eigenen Wagen, denn von der Zeit der Eisenbahnen war man noch weit entfernt, während dieser Stunden in der Hauptstadt eintrafen, hatten Noth, nach den Unter den Linden gelegenen Gasthöfen zu gelangen. Sie mußten ihre Fuhrwerke jenseit der abgesperrten Straßen unter Aufsicht ihrer Leute stehen lassen und ihren Weg nach den gewählten Häusern zu Fuß zu finden suchen.

So langte denn während jener großen Parade, als die allgemeine Aufmerksamkeit der Menge sich auf den König und den russischen Gast gewendet hatte, welche, von ihrem prächtigen Gefolge begleitet, langsam an den regungslos da stehenden Reihen der Regimenter vorüberritten, in dem berühmtesten Gasthofe jener Tage auch eine Fremde ohne ihren Wagen an. Der Diener, welcher sie begleitete, forderte zwei herrschaftliche Zimmer und zwei Stuben für die Dienerschaft, nebst einem Unterkommen für den Reisewagen, mit dem die Kammerfrau jenseit des gezogenen Cordons zurückgeblieben war.

Die Fremde war in einen langen und weiten Reisemantel

eingehüllt, ein tiefgehender Hut, ein dichter Schleier verbargen ihr Gesicht; aber ihre hohe Gestalt und ihre gebieterische Haltung kennzeichneten sich trotzdem. Sie hörte der flüchtigen Verhandlung, welche ihr Diener mit dem Besitzer des Hauses pflog, schweigend zu und folgte dann dem Wirthe, der, mit sicherem Blicke eine vornehme Frau in seinem neuen Gaste erkennend, ihr mit Dienstbeflissenheit voranschritt, um ihr die von ihr gewünschten Räume anzuweisen.

Aber kaum in ihrem Zimmer angelangt, warf sie, noch ehe ihr Diener oder der Wirth ihr dabei Hülfe leisten konnten, Hut und Mantel von sich, und sich zu dem Wirthe wendend, fragte sie, Französisch sprechend, ob er ein Verzeichniß der Fremden besitze, welche sich in diesem Augenblicke in der Stadt befänden.

Betroffen von der Jugend der Fremden wie von ihrer Schönheit, die trotz ihrer Bläße und den Leidensspuren in ihrem Antlitze noch etwas Ueberwältigendes hatten, bejahte der Wirth die Frage, und alle seine andern Anerbietungen von sich weisend, befahl sie ihrem Diener, mit dem Wirthe hinab zu gehen, und ihr das betreffende Blatt herbei zu schaffen.

Unruhig schritt sie während dessen in dem saalartigen, großen Gemache auf und nieder. Sie trat an das Fenster und blickte hinaus; aber weder die fremde Stadt, noch das kriegerische Gepränge, das sich vor ihren Augen entwickelte, selbst nicht der Schall der Musik vermochten ihre Aufmerksamkeit auch nur für Sekunden zu fesseln. Gleichgültig, als hätte sie in eine Oede oder in die Dunkelheit hineingeschaut, wendete sie sich in das Zimmer zurück, und nur nach ihrer Uhr sah sie zu verschiedenen Malen, als vergesse sie von einer Minute zu der andern, was sie gesehen habe, und als hange doch Alles für sie daran, genau zu wissen, wie weit die Stunde vorgeschritten sei.

Mit einer Ungeduld, welche sich in jeder ihrer Bewegungen verrieth, trat sie ihrem Diener entgegen. Sie nahm ihm das

Zeitungsblatt aus der Hand, und es mit raschem Auge durchfliegend, blieb ihr Blick endlich auf einer Stelle des Verzeichnisses haften. Sie las sie zwei, drei Mal, als wolle sie sich ihrer Sache sicher machen, als wolle sie die Namen nicht vergessen, und das Blatt auf den Tisch niederlegend, befahl sie dem Diener, während sie die Notiz in ihr Taschenbuch verzeichnete, ihr den Mantel zu reichen.

Zögernd blieb der Alte stehen. Sie wollen wieder fort, Mylady? fragte er mit sichtlicher Besorgniß. Vier Tage und vier Nächte sind Sie in keinem Bette gewesen! Sie halten es nicht aus, Sie haben wahrlich Ruhe nöthig, Mylady!

Hast Du die Phrase auch gelernt? rief sie, und ein eisiges Lächeln glitt über ihr stolzes, schönes Antlitz. Sei ohne Furcht, Du sollst schlafen diese Nacht; jetzt aber komm!

Sie hatte ihren Mantel selbst über ihre Schultern geworfen, und der Thüre zuschreitend, gebot sie dem Alten, einen Lohndiener anzunehmen, der sie nach dem Gasthofe führen könne, dessen Namen sie dem Diener angab.

Der Alte aber trat ihr in den Weg. Mylady, sagte er, nur das nicht, nur das thun Sie nicht! Ich habe die selige Frau Gräfin noch auf meinem Arme getragen und das Wappenschild über der Thüre befestigt, als wir sie verloren haben. Was Sie von mir verlangt haben, ich habe es gethan, Mylady, und ich habe mich nicht unterfangen, zu fragen, was Sie beabsichtigten, denn das war nicht meines Amtes. Aber heute, heute beschwöre ich Sie: gehen Sie den Weg nicht, den Sie jetzt eben gehen wollen — gehen Sie ihn nicht! Es ist Ihr Untergang, Mylady!

Sie blieb stehen; das gab dem Alten Muth. Lassen Sie mich gehen, schreiben Sie, Mylady! Ich will eilen, schneller, als Sie jetzt durch die abgesperrten Straßen und durch die Menschenmenge dringen können ....

Ich kann nicht — kann nicht schreiben! rief die Herrin ungeduldig.

So will ich ihm sagen, daß Sie hier sind, will ihn holen....

Du? — ihn? Sie lachte. Du — ihn — wenn meine flehenden Bitten, meine verzweifelnden Thränen ihn nicht halten konnten?

Aber was hoffen Sie, was wünschen, was wollen Sie denn jetzt, Mylady?

Sie gab ihm keine Antwort, und mit festem Schritte an ihm vorübergehend, verließ sie das Gemach. Der Alte folgte ihr mit einem schweren Seufzer nach.

Durch Seitenstraßen, auf weiten Umwegen führte der Lohndiener sie nach dem Gasthofe, dessen Namen man ihm aufgegeben hatte. Es war gegen den Mittag hin, die Kellner in dem Hause mit Vorbereitungen für die Mahlzeit beschäftigt. Das Kommen der Fremden ward nur von dem Hauswart bemerkt. Sie selber erkundigte sich, ob derjenige, den sie suchte, zu Hause sei. Der Hauswart verneinte es, wußte aber, daß er zur Mahlzeit wiederkehren werde.

Oeffnen Sie mir sein Zimmer, ich werde ihn erwarten! befahl die Dame in einem Tone, welcher es deutlich verrieth, sie sei gewohnt, daß man ihr gehorche. Trotzdem zögerte der Hauswart, ihr Folge zu leisten, und erst die Weisung des ihm bekannten Lohndieners bestimmte ihn, dem Verlangen der Fremden zu willfahren.

Fest entschlossen, wie ihr ganzes Wesen sich kund gab, betrat sie das Gemach. Sie schien ruhiger zu werden, als sie sich in demselben befand. Sie legte den Mantel und den Hut von sich und setzte sich nieder. Sie hatte das noch nicht gethan, seit sie ihren Wagen verlassen hatte. Ihr Diener und der Führer entfernten sich auf ihren Wink.

Wie sie vorhin rastlos auf und nieder gegangen war, blieb

sie jetzt regungslos auf dem erwählten Platze sitzen. So oft ein Fußtritt auf der Treppe hörbar wurde, so oft man sich von außen im Vorübergehen dem Zimmer näherte, schreckte sie zusammen, schien sie sich erheben zu wollen; indeß sie überwand sich, und die Hand auf die Lehne des Sessels gepreßt, die Lippen fest geschlossen, hielt sie ihr Auge mit höchster Spannung auf die Thüre gerichtet, während ihre Wangen noch bläßer wurden und ihr Busen sich unter ihrer wachsenden Aufregung angstvoll hob und senkte. Denn abermals kam es die Treppe hinauf, wieder schritt es den Gang entlang, wieder näherte sich Jemand mit raschem Schritte dieser Thüre, und diesen Schritt, den kannte sie.

Mit beiden Händen fuhr sie sich nach dem Kopfe, nach dem Herzen, als sich draußen eine Hand auf den Drücker legte. Jetzt öffnete die Thüre sich, jetzt trat er ein!

Und wie sie sich erhob, wie sie hoch aufgerichtet vor ihm stehen blieb, da wich auch aus seinen Wangen ihm das Blut, und wider seinen Willen erschreckend über die Verheerung, welche die kurze Spanne Zeit in dieses Weibes hoher Schönheit angerichtet hatte, rief er, die Hände wie zur Abwehr gegen sie erhoben: Eleonore — Sie hier?

Indeß sein Anblick, der Ton seiner Stimme schienen sie zu beruhigen; gleichviel, was er auch sagte, sie sah, sie hörte ihn doch! Sie ließ sich auf den Sessel niederfallen, ihre Arme sanken schlaff herab, und mit einer Weichheit, welche gegen ihre bisherige Gewaltsamkeit noch auffallender erschien, sagte sie, während ihr Auge auf ihm ruhte: Und wo soll ich denn sonst sein?

Die furchtbare Wahrheit ihres Tones machte ihn fassungslos. Wie er auch gewohnt war, sich zu beherrschen und seine Worte zu erwägen, dieses Mal wußte er nicht, was er damit that, als er noch einmal die Frage aufwarf: Wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie, Eleonore?

Was ich will? — Dich sehen! gab sie ihm zur Antwort, und als habe sie jetzt alles erreicht, was sie wünsche und begehre, stützte sie das Haupt auf ihre Hand und blieb schweigend sitzen.

Unentschlossen, was er thun solle, ging der Abbé in dem engen Raume auf und nieder. Draußen rief der harte, lang anhaltende Ton einer Glocke die Gäste des Hauses zur Tafel; auf den Treppen, auf den Gängen wurde es lebhaft; laute, lachende Stimmen erklangen und verhallten und wurden durch neues Sprechen und durch fröhliches Lachen ersetzt. Innen war es todtenstill.

Endlich schien der Abbé seiner wieder Meister geworden zu sein. Er trat an die Erschöpfte heran, nahm sie bei der Hand und sagte: Sie sind krank, Eleonore! Und dies ist nicht der Ort, an dem wir einander wiedersehen, einander Rede stehen können. Ermannen Sie Sich! ein Wagen soll sofort zu Ihren Diensten sein. Lassen Sie mich Sie nach Ihrer Wohnung hingeleiten, dort ....

Sie hob ihre mächtigen Augen zu ihm empor, und langsam mit dem Haupte nickend, rief sie: Ja, ich bin krank, sehr krank! Wie soll ich auch leben ohne meine Seele, die Du mir entwendet hast? Wie soll ich leben, wenn Du Dich mir entziehst, der Du mir alles zu ersetzen angelobtest, was ich um Dich verloren und verlassen habe? Wollte ich nicht leben, um Dich zu sehen, ich wäre lange, lange schon gestorben!

Die Thränen, welche sie bis dahin mühsam zurückgehalten hatte, brachen jetzt hervor; sie verhüllte ihr Antlitz. Der Abbé, da er sich von ihr nicht beobachtet sah, schloß, vom Schmerze überwältigt, seine Augen. Dann fuhr er sich mit der Hand flüchtig über die bleich gewordene Stirne, und sich zu ihr niedersetzend, bat er, indem er ihre Rechte in die seinige nahm, daß sie ihn hören möge.

Sie schüttelte verneinend das Haupt. Ich habe Dich nur

zu oft gehört, sagte sie, was kannst Du mir noch sagen, das ich zu glauben vermöchte? Ich habe Dich gehört, als Du mir vorgehalten, Eleonore Haughton sei nicht dazu geschaffen, das Loos des gewöhnlichen Weibes zu theilen! Wer war es, als Du, der mir den Stolz im stolzen Herzen nährte, daß ich nur Einen, nur Einen als meines Gleichen ansah, mit dem mich hinwegzusetzen und mit dem hinwegzuschreiten über das Wollen und Wünschen aller Andern mir als ein verlockendes Ziel erschien? Losgetrennt von der Welt, wie Du es bist, trennteſt Du auch mich von ihr los! Festgewurzelt in Deinem Glauben, zerstörteſt Du mir den meinen! Und als ich, verschmäht von dem Manne, auf dessen Liebe Du mich verwiesen hatteſt, obschon Du wußteſt, daß ich ein Verbrechen begehen würde in dem Augenblicke, da ich sie mir zu eigen machte; als ich, ausgestoßen von der Gesellschaft, in welcher ich bis dahin heimisch gewesen war, zurückgewiesen von den Edeln des Landes, deren Pair ich bin, als ich mich da gedemüthigt und verzweifelnd in die Einsamkeit meines Schlosses zurückzog — wer hieß Dich damals meinem Hülferufe folgen? Wer hieß Dich ....

Ihre Stimme war lauter geworden, je länger sie sprach; der Abbé versuchte vergebens, sie zu beruhigen, beschwor sie vergebens, zu bedenken, daß man sie in den Nebenzimmern hören könne. Sie beachtete seine Worte, seine Vorstellungen nicht.

Laß mich! rief sie. Mag die ganze Welt es wissen, daß ich elend bin, weil ich mich elend und verlassen fühle! — Oder hast Du ihn vergessen, den Tag, fragte sie, und noch jetzt glitt ein seliges Lächeln über ihre Züge, hast Du den schönen Tag vergessen, an dem Du mir gestanden hast, daß Du nie geliebt und daß Du mich liebteſt? Hast Du vergessen, daß ich Dich auf meinen Knieen angefleht, hinzunehmen alles, was ich bin und habe, mein zu werden als mein Gatte und mein Herr, und daß ich sie gefühlt auf meinem Haupte, Deine heißen

Thränen, daß ich sie noch fühle, Deine heißen Küsse, unter denen ich zu vergehen wünschte? Hast Du es vergessen, wie Du mich mit heiligem Eide schwören lassen, daß ich nie einem Manne angehören würde, weil Du geschworen, keines Weibes Mann zu sein? Hast Du das alles, alles ganz vergessen, Mann?

Der Abbé war aufgestanden und hatte sich von ihr entfernt. Er preßte seine Hände gegen seine brennende Stirn, auch sein Herz schlug ihm gegen die Brust, daß es ihm den Athem versetzte; aber des Mitleids mit sich selbst von Jugend auf entwöhnt, hatte er es auch für Eleonore nicht.

Wir müssen zu Ende kommen, sagte er, sich mit Gewalt beherrschend, wenn wir nicht Beide, Beide untergehen sollen! — Er hielt inne, und mit jener grausamen Offenheit, die sich nicht scheut, Alles zu bekennen, weil sie nichts mehr zu verlieren hat und fürchtet, sprach er: Es ist wahr, wie Du es sagtest, Alles wahr! — Ich habe mit dem bestimmten Zwecke, Dich der Mutterkirche wiederzugeben, mein Auge über Dir gehabt, seit ich Dich kannte! Ich habe Dir früh gestanden, daß ich zu Großem Dich berufen glaubte, ich habe danach gestrebt, Dein Vertrauen zu gewinnen, Deine Seele zu beherrschen! Aber wann hat je die Stunde geschlagen, in welcher ich es Dich vergessen machen gewollt, daß ich für mich von Dir nichts zu begehren hatte? Du wußtest, wer und was ich war! Du sahst das Kleid, das mich von der großen Menge trennte, Du wußtest, daß ich ein Diener unserer Kirche bin! Habe ich sie je vor Dir verborgen, die Dornenkrone der Entsagung, die wir tragen als das Siegeszeichen unserer Selbstüberwindung? War ich es, der von Liebe zu Dir gesprochen hat? War ich es, der die heißen Wünsche Deines Herzens angefacht? Ich hielt Dich für ein Höheres geschaffen! Du solltest sie kennen lernen in ihrer Nichtigkeit, die Gunst der Mächtigen, die trügerischen Freundschaften der Welt, die urtheilslose Gesellschaft Deiner Standes-

genossen, um zu ermessen, was es heißt, in fester Gliederung einer unwandelbaren Einheit anzugehören, die, ein geheimnißvolles Wesen, der Menschen Schicksale mit kluger Herrschaft lenkt! Ja, ich liebte Dich — ich liebe Dich noch, das fühle ich an dem Verlangen, das ich hege, Dich einzureihen in den Kreis der Herrschenden! Aber — Du bist kleiner, als ich Dich geglaubt! Du hast sie nicht verstanden, jene Liebe, die ich für Dich hege! Nicht mein Wille, Deine Sinne haben Dich bestrickt, daß ich kaum wußte, wie ich Dich und mich erretten sollte aus dem Sturme, den Du über uns heraufbeschworen! Mit aller Gewalt mußte ich Dich und mich hinflüchten zu den Füßen des Gottes, der für uns gestorben ist, um es zu vergessen, daß ich ein Mann bin, ein Mensch, und Du ein schönes Weib! Ich mußte Dich meiden, um Deiner selbst willen! Denn rein solltest Du niederknieen, ein reines Weib, zu den Füßen der unbefleckten Jungfrau, der Du Dich angelobt in jener Stunde, da ich Dich aufgenommen in den Schooß der Kirche, die jetzt über Dich und mich ihre schützenden Fittige ausgebreitet hat und zu deren Werkzeug Gott Dich sicher auserkoren hat! Ich habe für Dich gethan, was ich gemußt, was mein Glaube mir geboten! Ich kann nichts weiter für Dich thun — ich gehöre nicht mir selber an!

Hoch und erbarmungslos stand er ihr gegenüber, aber er wagte seine Blicke nicht auf sie zu richten. Er wendete sich von ihr ab. Sie glaubte, daß er sich entfernen wolle, und aufspringend aus der tiefen Versunkenheit, mit welcher sie ihn angehört hatte, warf sie sich ihm zu Füßen, und mit ihren Armen seine Kniee umklammernd, rief sie: Ich sterbe, wenn Du von mir gehst!

Er zuckte zusammen vor dem Jammerlaute, aber er erhob sie mit fester Hand, und mit einer Ruhe, die ihn älter erscheinen machte, als er war, versetzte er: Jeder von uns muß in sich

den Tod erleiden, um ein neues Leben zu beginnen, und das wirst auch Du. Glaubst Du, ich habe sie nie gefühlt, diese Schmerzen der Entsagung? Glaubst Du, ich habe sie nie gekannt, die Angst vor der eigenen Ohnmacht und die Zweifel an des Höchsten Kraft verleihender Hülfe? Glaubst Du, ich habe nicht gesorgt um Dich, nicht zu Gott gefleht für Dich? Wähnst Du, daß meine Seele nicht bei Dir ist, wenn Dein Auge mich nicht sieht? — Er hatte ihre Hände in die seinen genommen, jetzt hob er sie in die Höhe, und den Blick zum Himmel gewendet, bewegte er seine Lippen in lautlosem Gebet. Die Gräfin stand ihm wie gebrochen gegenüber. Als er geendet hatte, legte er seine Hände segnend auf ihr Haupt, und machtlos und schweigend sank sie vor ihm nieder, seine Kniee noch einmal in Thränen zu umfassen.

Er ließ sie einen Augenblick gewähren, dann führte er sie nach dem Sessel und ging hinaus. Sie war betäubt vor Schmerz. Draußen fand der Abbé den Diener der Gräfin. Er befahl ihm, einen Wagen herbeizuschaffen; der Alte hatte schon dafür gesorgt.

In das Zimmer zurückgekehrt, trug der Abbé selbst dafür Sorge, die Gräfin einzuhüllen. Sie ließ es willenlos geschehen. Kommen Sie, Gräfin, sagte er, hier ist Ihres Bleibens nicht! — Er nahm ihren Arm in den seinen, und mit dem weltmännischen Anstande, dessen Niemand mehr Meister war, als er, führte er sie die Treppe hinab und nach ihrem Wagen. Sie mochte erwartet haben, daß er sie begleiten werde, denn erst, als er sie hineingehoben hatte und; ihr die Hand noch einmal reichend, von der Thüre desselben zurücktreten wollte, erwachte sie aus ihrer Versunkenheit, und sich emporrichtend, rief sie: Wann, wann sehe ich Sie wieder?

Nicht eher, bis Sie es verlernten, für Sich selbst zu wünschen und zu hoffen, nicht eher, bis Sie den Schleier ge-

nommen haben, der Sie abtrennt von dem irdischen Verlangen! Auf Wiedersehen also in dem ewigen Rom! sagte er fest und feierlich; und dem Kutscher das Zeichen gebend, daß er fahren solle, ging der Abbé mit ruhigem Schritte und hochgehobenen Hauptes in sein Gemach zurück. Eine Stunde später hatte er die Stadt verlassen und seinen Weg gen Süden fortgesetzt.

Zweites Capitel.

Renatus hatte, als die Parade beendet war, sein Pferd dem Reitknechte übergeben, um noch einige Besuche und Gänge abzumachen. Er befand sich bereits wieder auf dem Heimwege, als er vor dem Gasthofe, in welchem die Gräfin abgestiegen war, einen Miethswagen halten sah, mit dem es etwas Besonderes auf sich haben mußte, denn der Wirth und die Kellner umgaben ihn mit unverkennbarem Erschrecken. Es kamen die Wirthin und ein anderes Frauenzimmer aus dem Hause herbei, man rief nach einem Sessel, nach einem Arzte, und mit jener Neugier, welche man in einem müßigen Augenblicke empfindet, trat Renatus, der zur Zeit seiner Rückkehr aus Frankreich selbst in dem Hause gewohnt hatte, an den Besitzer desselben heran und fragte, was es gäbe.

Ach, versetzte dieser, eine junge, vornehme Dame, die vor zwei Stunden bei uns angekommen ist, hat gleich danach zu Fuße das Haus verlassen und wird uns nun ohnmächtig oder vielleicht gar todt in diesem Wagen nach Hause gebracht. Ihr Diener ist hinauf gegangen, ihre Kammerfrau zu holen, und wir versuchen eben, wie wir sie am besten von der Stelle bringen.

Er wendete sich dabei wieder zu seinen Leuten, und von der Seltsamkeit des Vorfalles angezogen, trat Renatus an die andere Seite des Wagens heran, um hinein zu sehen. Kaum aber hatte er die Gestalt erblickt, die ganz zusammengesunken und bleich wie eine Todte mit geschlossenen Augen dalag, als

er die Thüre des Wagens aufriß und mit dem Ausrufe: Eleonore, um Gottes willen, wie kommen Sie hieher? Was ist geschehen, Eleonore? in den Wagen sprang und sie in seinen Armen in die Höhe hob.

Die Umstehenden traten vor Verwunderung zurück; nur der Wirth sah es, wie die Fremde vor des Freiherrn lautem Anrufe matt und langsam die Augen aufschlug und, als habe sie ihn erkannt, ihr Haupt auf seine Schulter legte.

Niemand wußte, was er von dem Vorgange denken solle; aber als nun vollends die Leute der Gräfin herbeigekommen waren, als der Diener und die Kammerfrau den Freiherrn bei seinem Namen nannten, als die Letztere Gott dafür dankte, daß er den Baron hieher geführt habe, da schien dem Wirthe plötzlich die Einsicht in die obwaltenden Verhältnisse zu kommen, und den Kellnern ein Zeichen gebend, daß sie sich entfernen sollten, leistete er in Person, mit den Leuten Eleonorens, dem Freiherrn den Beistand, dessen er bedurfte, um die ihrer selbst nicht Mächtige in das Haus und in ihre Gemächer zu tragen.

Die Kranke war entkleidet, war zu Bette gebracht, ein Arzt herbeigeschafft; aber von ihr selber konnte man keine Art von Auskunft über ihr Befinden erhalten. Sie vermochte ihre wandernden Gedanken nicht zusammen zu halten, obschon sie Renatus wiedererkannt hatte und nach ihm verlangte, wenn sie in einzelnen Augenblicken ihrer Sinne Herr war.

Er und der alte Diener hatten den Arzt, so weit als nöthig, mit den obwaltenden Verhältnissen bekannt gemacht, und wie derselbe sich auch weigerte, in diesem ersten Augenblicke ein festes Urtheil auszusprechen, ließ er es doch errathen, daß man es hier mit mehr als einem vorübergehenden Leiden, daß man es allem Anscheine nach mit einer ernsten und schweren Krankheit zu thun haben werde. Er wollte sich, nachdem er seine Verordnungen gemacht hatte, entfernen, und Renatus schickte sich

an, ihn zu begleiten; aber Eleonore bemerkte es, als der Freiherr seine Hand aus ihrer in Fieberhitze glühenden Rechten zog, und ihn festhaltend, rief sie angstvoll: Sie dürfen nicht fort! Sie nicht! Nein, Sie nicht!

Es lag etwas völlig Irres in ihrem Blicke und in ihrem Tone, das ihn entsetzte. Er hatte ein unbegrenztes Mitleid mit dem schönen, einst so selbstgewissen Mädchen, das er so hülflos vor sich sah; aber auch seine eigene Lage macht ihm Sorge. Daß es für ihn, nach den vereinzelten Gerüchten, welche über seine Beziehungen zu der Gräfin in Umlauf gekommen waren, nicht möglich sei, ihren Krankenpfleger zu machen, darüber wäre er mit sich ganz im Klaren gewesen, auch ohne die Anwandlung von Eifersucht, mit welcher seine junge Frau die Gräfin Haughton stets betrachtet hatte.

Er hätte viel darum gegeben, wäre er nicht so unvorbereitet, so plötzlich in dieses Abenteuer hineingezogen worden, hätten die Leute in dem Gasthofe es nicht gesehen, wie er die Gräfin, wie sie ihn wiedererkannt, wäre der Arzt nicht Zeuge gewesen, wie Eleonore ihn nicht lassen wollen, wie sie sein Bleiben gefordert hatte, als habe sie ein Recht darauf. Er konnte es sich nicht verbergen, daß er jedem in die Verhältnisse nicht Eingeweihten als der Mann erscheinen mußte, dem Eleonore gefolgt war, der an ihrer Krankheit Schuld trug, und er hatte eben erst die langjährige Verlobung mit Hildegard aufgelöst, hatte sich eben erst verheirathet, eben erst seine Frau in die Gesellschaft eingeführt, deren Verhalten gegen seine junge Gattin ihm ohnehin nicht wohlwollend erschienen war.

Die Kranke sich und ihrem Schicksale zu überlassen, daran dachte er nicht; aber er sann darüber nach, wem er sie übergeben, wen er in die Lebens- und Herzensverhältnisse der Unglücklichen, so weit er selber sie zu beurtheilen im Stande war, einweihen dürfe, ohne sie dadurch gegen Eleonore einzunehmen,

und er konnte Niemanden finden. Die Gräfin Rhoden war nicht in der Stadt, Cäcilie, wie sehr er sie auch liebte und ihr vertraute, war Eleonoren nicht gewachsen. Sie konnte er unmöglich zur Pflegerin Eleonorens machen, von ihr konnte er für diese keinen Anhalt hoffen; er mochte auch den Schatten dieses düsteren Geschickes nicht auf die ersten, schönen Tage seiner Ehe fallen lassen, er mochte die harmlose Fröhlichkeit seines jungen Weibes nicht stören und nicht missen.

Wie er nun so, zwischen einer berechtigten Selbstsucht und seinem Mitgefühl getheilt, vor- und rückwärts blickte, drängte sich ihm unwillkürlich der Gedanke in die Seele, daß seiner Familie von der Annäherung an die verstorbene Herzogin von Duras nichts als Unheil gekommen sei. Er grollte dem Tage, an welchem die Herzogin zuerst sein Vaterhaus betreten hatte, er verwünschte es, sie in Paris aufgesucht zu haben. Er begriff kaum, wie er überhaupt auf den Gedanken verfallen war. Hatte er doch sein Leben lang niemals vergessen können, wie heiter die Herzogin stets gewesen, als seine Mutter in dem Flies'schen Hause schon zum Tode krank darnieder gelegen hatte; wie sie an nichts gedacht, als an sich und ihr Behagen, während die treue Seba Tag und Nacht am Lager seiner Mutter gesessen und wie ein freundlicher Schutzgeist an demselben Wache gehalten hatte.

Wie Jemand, der im Dunkeln, seines Weges ungewiß, angstvoll umhergetastet hat, plötzlich stehen bleibt und sich zurecht zu finden trachtet, wenn ihn aus der Ferne ein Lichtschein die rechte Straße ahnen läßt, so hielt Renatus plötzlich inne: denn jetzt wußte er, wo er Hülfe finden könnte. Eine Frau wie Seba that Eleonoren Noth, eine Frau wie Seba fehlte an diesem Krankenbette. Seba hatte die volle Einsicht in das Menschenleben, welche duldsam und barmherzig macht. Sie hatte die Schmerzen seiner Mutter in ihrem Busen treu bewahrt;

seine Mutter hatte ihres starken Verstandes, ihres großen Herzens in den Tagebüchern oft erwähnt, die in den Besitz ihres Sohnes übergegangen waren und die ihn bestimmt hatten, Seba aufzusuchen, als er vor neun Jahren zuerst nach der Hauptstadt gekommen war. Aber was lag alles zwischen dem heutigen Tage und jener fernen Zeit! —

Freilich hatte er nur mit tiefstem Bedauern, nur mit innerstem Widerstreben die Mittheilungen seines Oheims über dessen Liebeshandel mit Seba angehört und geglaubt; indeß er hatte sie doch geglaubt! Er hatte sie auf das Wort eines Mannes hin geglaubt, dessen Charakterlosigkeit er kannte, dessen frevelhaften Leichtsinn in Bezug auf Frauen, ja, dessen niedrige Sinnlichkeit ihm immer ein Gegenstand der Abneigung und des Mißtrauens gewesen waren. Er hatte Seba, von der er nichts als Gutes wußte und erfahren hatte, ohne eine Anfrage an sie, ohne sie zu hören verurtheilt. Seine Schwiegermutter, die sie schätzte, seine damalige Verlobte, die an Seba hing, hatte er von ihr entfernt, sich selber in schnöder Weise von ihr losgesagt, und das alles, weil ein Mann mit den leichten und sichern Umgangsformen der vornehmen Gesellschaft sich schamlos berühmt hatte, die Gunst dieser Frau besessen zu haben, als sie noch ein halbes Kind gewesen war. Als ob es eine Heldenthat oder eine große Kunst gewesen wäre, das Vertrauen der Unschuld zu gewinnen und zu mißbrauchen! Und Seba hatte vielleicht einst eben so elend, eben so verzweifelnd, mit sich und mit dem Leben gerungen, wie jetzt die unglückselige Eleonore, die in ihren Phantasieen bald die heilige Jungfrau zu ihrem Beistande anrief, bald mit flehendem Verlangen den Namen des Mannes aussprach, den sie liebte und von dem sie, wie sie immer wiederholte, ihre Seele wiederhaben wollte.

Alle diese Gedanken und Erinnerungen zogen in rascher Folge durch sein aufgeregtes Hirn, während er an dem Lager

der Kranken saß. Der Zeiger der Uhr, welche auf dem Spiegeltische zwischen den beiden Vasen voll künstlicher Blumen stand, rückte mit melancholischer Sicherheit von Minute zu Minute vorwärts, und jede Minute steigerte mit der Unruhe und der Angst des Freiherrn ein nicht abzuweisendes, lastendes Schuldbewußtsein in seinem Innern. Er, der meist immer mit sich wohl zufrieden gewesen war, der sich stets mit selbstischer Leichtigkeit zurechtzusetzen gewußt, wenn er sich in irgend welchem inneren Zwiespalt befunden hatte, konnte heute dies Schuldbewußtsein nicht überwinden, und es bezog sich nicht auf eine bestimmte Person oder auf eine bestimmte Handlung, es war eine allgemeine Unzufriedenheit mit sich selbst, die sich seiner bemächtigte.

Er fühlte sich schuldig gegen Seba, er war weniger als jemals darüber beruhigt, daß er den Grafen Gerhard einst so nahe an sich herangelassen hatte. Er warf sich seine frühe Verlobung mit Hildegard vor, er tadelte sich, daß er Eleonoren von derselben nicht gleich unterrichtet, daß er dem Abbé, ohne ihn genau genug zu kennen, sein Vertrauen gewährt hatte; und er bereute das alles hauptsächlich, weil er, der danach getrachtet hatte, sich in dem ihm angeborenen Kreise unter seines Gleichen recht festzusetzen und auszubreiten, jetzt, da er einer Leidenden die Hand bieten, sie aufrichten und tragen wollte, sich es eingestehen mußte, daß es ein trügerischer Boden sei, auf dem er sich bewege, und daß er Niemanden, aber Niemanden in seiner ganzen nächsten Umgebung und Verwandtschaft habe, von dem er in einem außergewöhnlichen Falle auf einen außergewöhnlichen Beistand rechnen dürfe.

An wen von allen seinen Standesgenossen sollte er sich wenden, um Hülfe zu fordern für eine junge Gräfin Haughton, die, von der Liebe für einen katholischen Geistlichen über alle Schranken der gesellschaftlichen Zucht und Sitte fortgerissen,

ihren Glauben gegen ihre Ueberzeugung abgeschworen hatte, und nun in halbem Irrsinne ihren Bekehrer mit ihrer Leidenschaft verfolgte?

Es war in Eleonorens Lage und Verhalten Alles dazu angethan, jene Frauen abzustoßen, welche in die Bewahrung ihres guten Rufes, in die strenge Unterordnung unter die hergebrachte Sitte, und in das Beharren innerhalb der ihnen durch ihren Stand und ihre Geburt angewiesenen Schranken ihre Ehre setzten. Renatus hatte von frühester Jugend an aus voller Ueberzeugung die engen und unwandelbaren Formen und Gesetze der sogenannten guten Gesellschaft als ein Heilsames und Nothwendiges anerkannt. Er hatte es von den Frauen seines Standes als ein Unerläßliches gefordert, daß sie selbst den geringsten übeln Schein zu meiden suchen sollten, und er würde noch in dieser Stunde jedem, auch dem leisesten Zweifel an einer zu ihm und seinem Hause gehörenden Frau, als Edelmann, auf edelmännische Weise zu begegnen für seine Pflicht erachtet haben.

Hier aber lag nun Eleonore, dem härtesten Urtheile gerechten Anlaß bietend, unglücklich und verlassen, und doch nicht schuldig.

Immer und immer wieder kam Renatus auf die eine Frage zurück: Wen soll ich rufen, ihr beizustehen und mir zu helfen?

Einen Priester seiner Kirche? Der Arzt hatte dies eben so entschieden verboten, als die Zulassung eines protestantischen oder englischen Geistlichen, auf welchen die Dienerschaft der Kranken ihre Hoffnung gerichtet hatte. — Eine der älteren Frauen seiner Bekanntschaft? Man war gegen ihn selber nicht ohne Voreingenommenheit, wie konnte er hoffen, für Eleonore ein gerechtes, ein nachsichtiges Urtheil zu gewinnen? Wie konnte er erwarten, von denen, welche sich für makellos, für eine besondere und bevorzugte Menschenklasse betrachteten, das Erbarmen mit

den Irrthümern und Fehlern eines Mädchens zu erlangen, das sich eben durch dieselben von dem Herkommen ihres Hauses und ihres Standes so auffallend entfernte!

Und er selber? Nun, er hatte es ja auch für Pflicht erachtet, selbst den Schein des Unrechtes von sich fern zu halten, weil die Welt berechtigt sei, nach dem Scheine zu urtheilen — und der Schein war ganz entschieden gegen ihn. Heute, jetzt verstand er es, weßhalb der Heiland, an den er glaubte, nicht die Pharisäer und Schriftgelehrten zu seinen Schülern und Aposteln auserkoren hatte, weßhalb er sich mit seiner Lehre von der Liebe und von der Vergebung zu den Armen hingewendet, die der Liebe und der Vergebung sich selber bedürftig gefühlt hatten; heute verstand er zum ersten Male, was Christus hingezogen zu der Sünderin.

Nur Seba konnte ihm helfen, und was es ihn auch kostete, ihr zu nahen, gegen die er sich versündigt hatte, er mußte ihren Beistand fordern.

Vorsichtig, um Eleonore nicht zu erwecken, die in Schlaf versunken war, zog er seine Hand aus der ihrigen, und ihren Leuten die nothwendigen Weisungen zurücklassend, machte er sich zu Seba auf den Weg.

Es war zwei Uhr vorüber, als er an Tremann's Thüre den öffnenden Hauswart fragte, ob Fräulein Flies zu Hause sei. Die Herrschaft speise, gab man ihm zur Antwort, und Herr Tremann habe streng befohlen, daß man während der Mahlzeit Niemanden melden dürfe. Der Freiherr schützte dringende Geschäfte vor; der Hauswart blieb bei seiner Weigerung, bis die Unruhe, welche Renatus nicht verbergen konnte, jenen anderen Sinnes machte. Er zog eine Schelle, welche in das Innere des Hauses ging; der Diener kam heraus, und auf die Erklärung, daß der Herr Major das Fräulein zu sprechen wünsche und sich nicht abweisen lasse, forderte der Diener des

Freiherrn Karte, nöthigte ihn, in das Vorzimmer einzutreten, und entfernte sich dann, den Bescheid für ihn zu holen.

Wie sie das gelernt haben! sagte Renatus unwillkürlich und mit Erstaunen; als ob die Gewöhnung an Bequemlichkeit und an jene häuslichen Einrichtungen, welche vor unwillkommenen Störungen und Ansprüchen bewahren, das Vorrecht einer besonderen Menschenklasse wäre. Wie sie das gelernt haben! Der alte Flies sprang noch behende von seinem Tische auf, wenn man im Laden schellte — und nun gar für Unsereinen!

Es blieb ihm jedoch zu diesen Betrachtungen nur kurze Zeit, denn der Diener brachte ihm die Antwort, daß die Herrschaft ihn zu empfangen bereit sei, und ging vorauf, ihn nach Seba's Zimmer zu geleiten.

Er fand sie seiner bereits wartend; aber sie war nicht allein. Paul war bei ihr; denn nach den Erfahrungen, welche Graf Gerhard ihn bei Anlaß von Seba's Briefen hatte machen lassen, und nach der Weise, in der Renatus sich von dem Flies'schen Hause zurückgezogen, meinte Paul seine Freundin vor jeder Begegnung mit diesen beiden Männern, so viel an ihm war, behüten, oder ihr bei einer solchen doch mindestens zur Seite stehen zu müssen. Es lag daher auch wenig Ermuthigendes in seinem Tone, als er den Freiherrn fragte, welchem Zufalle man die Ehre seines Besuches zu verdanken habe.

Auf Paul zu treffen, wo er darauf gerechnet hatte, Seba allein zu finden, war dem Freiherrn nicht willkommen; aber er überwand sich, weil die Nothwendigkeit ihn dazu zwang, und ohne auf eine Entschuldigung zu sinnen, sagte er mit der Sicherheit derjenigen, welche es gewohnt sind, für sich um ihrer Stellung und ihrer Persönlichkeit willen schließlich doch immer eine gute Aufnahme zu finden: Sie haben ein Recht, diese Frage in solchem Tone an mich zu richten, und ich würde, ehe ich es gewagt hätte, Fräulein Flies nach einer so langen Versäumniß

aufzusuchen, mich sicherlich vor ihr zu rechtfertigen getrachtet haben, wäre der Anlaß, der mich heute, der mich eben jetzt nöthigte und trieb, mich an Fräulein Flies zu wenden, nicht ein plötzlich eingetretener, und hätte ich Zeit, an etwas Anderes zu denken, als an die Hülfe, die ich von ihr für eine Unglückliche zu fordern gekommen bin!

Seba hatte ihn genöthigt, sich niederzusetzen, und den Faden seiner Mittheilungen wieder aufnehmend, sagte er: Sie werden Sich, ich weiß es, wundern, daß ich mich eben an Sie wende...

Nein, Herr Major, fiel Seba ihm mit ihrer sanften Würde in die Rede, o nein! Sie sind nicht der Erste meiner Freunde, der mich versäumte und mir wiederkam, der mich in seinem Glücke vergaß und sich an mich erinnerte, wenn er mich brauchte. Ich habe dies, fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das sie noch immer sehr schön erscheinen ließ, ich habe dies aber immer als mein besonderes Adelsdiplom betrachtet, und Ihr heutiger Besuch, Ihr Anspruch an mich sind mir eine Bestätigung desselben. Seien Sie also willkommen — sie hielt ihm ihre Hand hin — in der That willkommen, Herr Major! Und nun, was wünschen Sie von mir?

Renatus küßte ihr die Hand, die sie ihm dargeboten hatte; aber das Roth der Scham trat ihm auf die Stirne, denn Paul war Zeuge der freundlich vornehmen Verzeihung, mit der sie ihren einstigen Freund behandelte, der Gnade, welche Seba ihm angedeihen ließ. Indeß Renatus mußte dies zu vergessen, sich darüber fortzusetzen suchen, und Seba und Paul erleichterten, nachdem die Erstere sich die ihrer würdige, aber unerläßliche Genugthuung bereitet hatte, ihm dies beide durch ihre Fragen und durch die Art, in welcher sie seiner Mittheilung ihr Ohr liehen.

So schnell, so gedrängt und so schonend, als es nur möglich war, suchte Renatus sie von den Verhältnissen der Gräfin, von

dem, was er selber mit ihr erlebt hatte, in Kenntniß zu setzen. Er hatte dabei seiner Verheirathung, er hatte Cäcilien's wie Vittoria's zu gedenken, und von dem Eifer seiner Mittheilungen fortgerissen, sagte er: Sie werden meine Stiefmutter, Sie werden meine Frau ja kennen lernen. Keiner von beiden, ich darf das zuversichtlich sagen, würde der gute Wille fehlen, der Gräfin beizustehen, aber der gute Wille ersetzt die Kraft, die Einsicht, die Erfahrung nicht. Sie sind meiner theuren Mutter einst ein solcher Trost gewesen — nehmen Sie Sich der Gräfin Haughton an.

Seba antwortete ihm nicht gleich, als er geendet hatte; das beunruhigte ihn.

Sie zögern? fragte er. Sie wollen oder Sie können ihr nicht beistehen?

Ich sinne nur darüber nach, entgegnete ihm Seba mit jener Einfachheit, deren nur die höchste Bildung und die höchste Güte fähig machen, ich sinne nur darüber nach, wie ich es anfange, gleich jetzt mit Ihnen zu Ihrer Kranken hinzufahren. Sie sagen mir, daß Sie nach Hause müssen, um Frau von Arten nicht zu beunruhigen, und ich habe für den Nachmittag eine andere Verabredung getroffen.

Das ist leicht zu ändern, bedeutete ihr Paul, der gewohnt, das Steuer zu führen, es unwillkürlich und überall, bei kleinen wie bei großen Anlässen ergriff; und die Schelle ziehend, befahl er dem Diener, daß man anspannen, schnell anspannen, und ihm aus dem Comptoir einen Boten senden solle. Dann schlug er dem Freiherrn vor, die Baronin durch ein paar Zeilen über sein Ausbleiben zu beruhigen; er selber übernahm es, Seba von ihrer genommenen Abrede zu befreien, und während diese sich entfernte, um sich anzukleiden und Davide von ihrem Ausgehen zu benachrichtigen, blieben Paul und Renatus in Seba's Wohnzimmer zurück.

Die zwei Worte an die Baronin von Arten waren schnell

geschrieben, der Bote damit fortgeschickt, und Renatus ward es nun mit einer peinlichen Empfindung inne, daß er sich mit Paul allein befand. Indeß auch jetzt wieder kam der Letztere ihm zu Hülfe.

Wie nannten Sie den Namen der jungen Gräfin? fragte er, um eine Unterhaltung einzuleiten. Ich mochte Sie vorhin in Ihrer Mittheilung nicht unterbrechen und habe ihn nicht verstanden.

Gräfin Eleonore Haughton! antwortete der Freiherr.

Paul besann sich. Den Namen habe ich schon gehört, meinte er; und plötzlich sich erinnernd, sagte er: Irre ich nicht, so ist die Gräfin bei unserm Hause accreditirt und uns in dem Creditive warm empfohlen; aber ich vermuthete in jener uns zugewiesenen Dame natürlich keine junge Frau, noch weniger ein junges Mädchen, und darum fiel mir der Name nicht gleich am Anfange auf.

Renatus erwiederte darauf nichts; das Gespräch drohte in's Stocken zu gerathen, und doch mochte er sich nicht immer wieder von Tremann vorwärts helfen lassen, mochte er nicht eben diesem Manne gegenüber den Anschein auf sich laden, als fehlten ihm die Leichtigkeit und Sicherheit, welche sein Vater in so hohem Grade besessen hatte, oder als fühle er sich in der Gesellschaft Paul's nicht frei. Er suchte nach einer neuen Anknüpfung; die lange Parade am Morgen, die erschütternde Begegnung mit der Gräfin, das Wiedersehen von Seba, kurz, alles, was er in den wenigen Stunden durchgemacht und durchempfunden, hatte ihn jedoch ermüdet, und zu der unerfreulichen Ahnung, daß er durch Eleonorens Ankunft in den Bereich neuer Verwicklungen getreten sei, gesellte sich noch der Gedanke, wie Paul sich jetzt nicht nur im Besitze dieses Hauses, sondern zum Theil auch bereits in dem Besitze der Arten'schen Güter befinde. Das befing Renatus vollends. Er konnte, wie er sich auch mühte, keine jener all-

gemeinen, gleichgültigen Bemerkungen machen, mit denen man sonst einem Fremden gegenüber einige Minuten gemeinsamen Wartens auszufüllen pflegt. Aber diese Unbeholfenheit wurde ihm immer drückender, ja, sie steigerte sich allmählich bis zum Verdrusse über sich selbst, bis zu einer Angst; und als müsse er sich von derselben um jeden Preis befreien, als müsse er es durchaus erklären, was ihn beschäftige, sagte er plötzlich mit einer durch die Umstände in keiner Weise gerechtfertigten Lebhaftigkeit: Sie sehen, ich habe Ihren Rath befolgt; Rothenfeld und Neudorf sind verkauft!

Paul neigte kaum merklich das Haupt. Und Sie sind im Militär geblieben, fügte er hinzu, und haben die Frucht dieses Entschlusses, wie ich mit Vergnügen hörte, schnell genug geerntet. Man hat Ihnen zu gratuliren; Sie sind früh Major geworden!

Er hatte die Absicht gehabt, Renatus mit dieser Wendung von den ihm unerfreulichen Erinnerungen auf ein anderes Gebiet zu lenken, auf welchem ihm Gutes widerfahren und erwachsen war. Ueber diesen war jedoch mit der ersten Stunde, in welcher er sich zu dem Verbleiben in der militärischen Laufbahn entschlossen hatte, die rastlose Unzufriedenheit des Ehrgeizes gekommen, die sich nicht an dem Erreichten zu erfreuen vermag, wenn Anderen das Gleiche zu Theil geworden ist, und Tremann's Anerkennung von sich weisend, entgegnete Renatus: Ich bin nicht wesentlich früher als Sie im Heere vorwärts gekommen; Sie waren ja auch zu Ende des ersten Feldzuges bereits Major!

Während des Krieges war die Gelegenheit mir günstig, bemerkte Paul; das Avancement in der Landwehr machte sich bei den ungeheuren Verlusten, die wir erlitten hatten, schnell.

Und wieder hatte trotz der beiderseitigen guten Absicht das Gespräch nach diesen wenigen Worten noch einmal sein Ende erreicht. Es war, als läge eine unausfüllbare Kluft zwischen

ihnen, die zu überschreiten keiner von beiden die Brücke fand. Renatus meinte, es sei in seinen Verhältnissen geboten, seine Würde mit Zurückhaltung zu behaupten, und Paul fand keinen Grund in sich, dem Freiherrn eine besondere Zuvorkommenheit zu beweisen. Indeß die Unfreiheit, welche auf dem Anderen lag, fing Paul, dessen ganze Natur auf Freiheit gestellt war, zu belästigen an. Das Mitleid, welches er mit Renatus hegte, konnte ihn nicht verhindern, dieses Beisammensein beschwerlich zu finden. Unwillkürlich zog er die Uhr hervor, um zu ermessen, ob Seba noch nicht kommen, der Wagen noch nicht fertig sein könne. Das entging Renatus nicht, und als wolle er wenigstens in diesem Falle seine gesellschaftliche Ueberlegenheit behaupten, sagte er, sich gewaltsam überwindend, um eine neue Unterhaltung anzuknüpfen: Sie sprachen, als ich Sie bei meiner Rückkehr hier aufzusuchen veranlaßt war, von Einbußen und Verlusten, welche Ihr Haus während Ihrer Feldzüge erlitten hätte. Derlei stellt sich wahrscheinlich auch in Ihrer Lage so leicht nicht wieder her. Wie ist es Ihnen ergangen, was haben Sie gethan, seit ich Sie damals sah?

Paul's schönes Antlitz hellte sich auf. Es war ihm eine Erleichterung, daß Renatus sich von seiner Befangenheit loszumachen trachtete, und da er, wie alle tüchtigen Menschen, trotz der Enttäuschungen, denen Niemand mehr als eben solche unterworfen sind, doch immer wieder zum Glauben an den Menschen und zum Hoffen auf das Gute in der Natur desselben geneigt war, sprach er freundlich, wenn auch über die Art der Frage unwillkürlich lächelnd: Für Unsereinen, der mit seinem Thun und Lassen auf sich selbst gewiesen ist, läßt sich eine solche Frage nicht rundweg, nicht mit Einem Worte abthun. Indeß ich darf wohl sagen: ich habe nicht gefeiert! — Dann, als besorge er, den Freiherrn mit solch kurzem Bescheide wieder in das frühere Unbehagen zurückzuwerfen, fügte er hinzu: Es sind nicht allein

die großen Unternehmungen, es sind eben so wohl die kleinen täglichen Erfolge, welche uns vorwärts bringen; und das Wachsen, das Gedeihen vollzieht sich überall in der Regel geräuschloser und weniger sichtbar, als das Zerstören und das Zugrundegehen. Es liegt für den Dritten, für den Zuschauer daher vielleicht kein besonderes Interesse darin, uns auf unserm Wege zu begleiten, unserm immer gleichen und doch in sich sehr wechselreichen Arbeiten zuzusehen, selbst wenn es, wie dies meist der Fall ist, mit den allgemeinen Nothwendigkeiten eng genug verbunden ist. Wir haben keinen Rang, keine äußeren Anerkennungen, als diejenigen, welche das Urtheil unserer Standesgenossen und Mitbürger uns zu Theil werden läßt; denn jene Titel und Orden, welche der König einem Gewerbtreibenden gelegentlich verleiht, zählen nicht vor den Tüchtigen und Verständigen unter uns. Wir schaffen uns unsern Namen, unsere Stellung in der kaufmännischen wie in der bürgerlichen Welt aus eigener Machtvollkommenheit. Unsere tägliche Arbeit wird erst merkbar, wenn sie ihre Ernte getragen hat, obgleich wir uns derselben stets bewußt sind und unserer Freude an unsern mit tausendfachen Sorgen schwer errungenen Erfolgen nicht entbehren. Und da es uns an Sorgen und Hoffnungen dabei durchaus nicht mangelt, so brauchen wir nach Erregungen und Zerstreuungen nicht zu suchen, uns Lust und Pein nicht erst zu schaffen. Das hat auch sein Gutes, besonders für denjenigen, der in der freien Arbeit an und für sich schon seine wahre Befriedigung genießt!

Er brach ab, weil er besorgte, mit der Schilderung seiner Zustände wider seinen Willen ein Gegenbild zu denen des Freiherrn geboten zu haben; und in der That lag in des Kaufmanns stolzer Selbstgenügsamkeit ein Vertrauen zu dem Leben und in die Zukunft verborgen, um welches der Freiherr ihn beneidete. Er konnte sich jedoch nicht überwinden, ihm dies aus-

zusprechen, und ohne eine Bemerkung auf Paul's Auseinandersetzungen hinzuzufügen, sagte er: Und Sie sind auch verheirathet? Sie haben Kinder?

Ja, ich habe einen Knaben und Aussicht auf ein zweites Kind. Dazu genieße ich das Glück, Fräulein Flies, die mir und meiner Frau eine Mutter gewesen, und die ja leider unvermählt geblieben ist, in meinem Hause eine Heimath bieten zu können; und wir befinden uns in einer Lage, in welcher wir uns in vollster Freiheit nach eigenem Bedürfen regen und bewegen können. — Er hielt abermals inne und sagte danach: Das ist freilich nichts Besonderes, das haben hundert Andere auch, das ist viel und wenig, wie man es betrachtet. Mir genügt es! Ich könnte also Ihre erste Frage wohl mit dem schlichten Worte beantworten: es geht uns Allen in jedem Sinne wohl!

Nicht so, Seba? fragte er, sich mit seinem hellen Blicke und seiner volltönenden, männlichen Stimme, deren bloßer Klang erfrischend wirkte, an die Freundin wendend, welche, für die Ausfahrt angekleidet, eben in das Zimmer trat.

Gewiß! entgegnete sie; aber weßhalb soll ich das besonders erst versichern?

O, rief Renatus, und eine weiche, schmerzliche Empfindung, wie er sie diesen Menschen gegenüber, wie er sie in solcher Weise überhaupt noch nie gefühlt hatte, bewegte ihn und drohte, ihn zu überwältigen, o, bereuen Sie diese Versicherung nicht! Es ist ein Segen und es ist sehr selten, Glückliche zu sehen!

Seine Erschütterung überraschte die beiden Anderen, und ein Blick des Einverständnisses zwischen ihnen bezeugte, was sie dachten. Indeß die Meldung des Dieners, daß der Wagen vorgefahren sei, trat eben jetzt dazwischen.

Renatus, sich schnell ermannend, bot Seba seinen Arm;

Paul begleitete sie. Als sie eingestiegen war, wendete Renatus sich zu Jenem und sagte, indem er, was er sonst nie gethan hatte, ihm die Hand reichte und schüttelte: Leben Sie wohl, und erhalte der Himmel Ihnen Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit! Leben Sie wohl!

Auf Wiedersehen! entgegnete Paul, ihm den Händedruck vergeltend. Und in das Haus zurückkehrend, dachte er: Wenn er ein Einsehen hätte — wie gern wollte man ihm helfen!

Drittes Capitel.

Die Zeit und das Leben waren damals noch nicht so bewegt, daß ein Ereigniß wie die Ankunft und Erkrankung einer vornehmen Fremden mit den diese Erkrankung begleitenden auffallenden Nebenumständen in der Residenz unbeobachtet und unbesprochen hätte bleiben können. Der und jener Vorüberkommende hatte gesehen, wie man die Kranke aus dem Wagen gehoben, wie ein Major in voller Uniform dabei behülflich gewesen war; und die augenblicklichen Mitbewohner des Gasthofes hatten sich bei den Kellnern erkundigt, was es mit der Kranken für eine Bewandtniß habe. Die Fragen waren, wie das in solchen Fällen stets geschieht, über die ersten Antworten hinausgegangen, die nächsten Antwortenden hatten mit Vermuthungen zu ergänzen gestrebt, was sie an Wissen entbehrten, und schon an einem der folgenden Tage brachte die verbreitetste Zeitung der Stadt unter ihren allgemeinen Berichten die Kunde: daß eine vornehme Engländerin, die Gräfin E. H....ton, deren Abenteuer am französischen Hofe wie in der vornehmen Welt ihres Vaterlandes viel von sich reden machen, in der Hauptstadt angekommen sei, wohin ein Herzensverhältniß sie gezogen habe. Wider ihr Erwarten habe sie aber den Mann, welchem sie gefolgt sei, einen höheren preußischen Offizier, bereits anderweitig verheirathet gefunden und sei aus Verzweiflung darüber wahnsinnig geworden. Der Name des sie behandelnden Arztes schloß diesen Bericht.

Die bürgerliche Gesellschaft las über denselben hinweg, wie

man im Allgemeinen über derlei achtlos fortgeht; aber in den Kreisen, in denen Renatus lebte, und in denen man gewohnt war, sich um die Vorgänge an den verschiedenen Höfen zu bekümmern, fiel die Nachricht auf.

Man erinnerte sich, daß vor ungefähr drei Viertel Jahren eine junge Engländerin vom französischen Hofe verwiesen worden war. Man entsann sich, daß es die berühmte Schönheit, die Gräfin Haughton-Lauzun gewesen sei, die Nämliche, welche nach den Berichten der englischen Zeitungen in London am Hofe zu der üblichen Vorstellung nicht zugelassen worden, und später zum Katholicismus übergetreten war. Eine der Hofdamen, welche mit der gräflich Rhoden'schen Familie verwandt war, hatte damals von ihrem bei der preußischen Gesandtschaft in Paris beschäftigten Bruder die briefliche Mittheilung erhalten, daß der Freiherr von Arten in die Abenteuer der Gräfin Haughton verwickelt, daß er einer ihrer Liebhaber gewesen sei; und die in der Zeitung angegebenen Buchstaben paßten auf die Gräfin.

Das machte die Neugier rege. Man ließ sich die Fremdenblätter holen; unter den „Eingetroffenen" fand sich, zu allgemeiner Genugthuung, der Name der Gräfin Haughton, und als die Schwester eben jenes Gesandtschafts-Sekretärs zufällig bei ihrer Spazierfahrt die Linden entlang fuhr, sah sie, daß man vor und neben dem betreffenden Gasthofe die Straße, um das Rollen der Wagen abzudämpfen, weit hinaus mit Stroh beschüttet hatte.

Abends erzählte die Hofdame der Ober-Hofmeisterin in dem Zimmer ihrer Herrin von dem romantischen Ereigniß, und so leise sie auch sprachen, hatte die Prinzessin doch ein Wort davon gehört. Sie verlangte, zu wissen, wovon die Rede sei. Die Ober-Hofmeisterin, froh, einen Gegenstand der Unterhaltung für die unbeschäftigte Prinzessin zu haben, erzählte, was sie wußte.

Die Prinzessin sagte, sie habe der Sache schon früher erwähnen hören, als sie im Auftrage des Königs das Fräulein-Stift zum heiligen Grabe besucht, und dort zu ihrem Erstaunen die Gräfin Hildegard von Rhoden gefunden habe, die nach ihrem Wissen mit dem Freiherrn von Arten seit vielen Jahren versprochen gewesen sei. Sie wunderte sich, wie Hildegard's Mutter, nach der Weise, in welcher der Freiherr sich gegen Hildegard benommen hatte, und nach den Gerüchten über ihn, die ihr doch kaum verborgen geblieben sein konnten, den Muth besessen habe, ihm die zweite Tochter anzuvertrauen.

Die Hofdame, welche mit Hildegard in gleichem Alter und eine Freundin von ihr war, wagte die bescheidene Bemerkung, Hildegard habe sich für die Schwester aufgeopfert, als sie deren Leidenschaft für ihren Verlobten wahrgenommen habe. Die Prinzessin, ein Vorbild der ehelichen Treue und der Mutterliebe, schüttelte mißbilligend das schöne Haupt.

Wie traurig ist es, daß selbst ursprünglich edle Naturen, denn ich habe früher nur Günstiges von dem Baron von Arten gehört, sich zu solchen Verirrungen hinreißen lassen können, die ihre Strafe in sich selber tragen. Die Zeit bleibt sicherlich nicht aus, in welcher die Gräfin Hildegard ihr Schicksal als das glücklichere zu preisen haben wird! Wenn Sie ihr schreiben, so sagen Sie ihr, daß ich ihrer denke und daß ich sie zu sehen hoffe, wenn sie wiederkehrt.

Mit diesem Ausspruche der Prinzessin war für die Personen, welche zu ihrem Hofstaate gehörten, die Weise vorgezeichnet, in welcher man die Angelegenheiten der Arten'schen und der Rhoden'schen Familie aufzufassen hatte; und da man einmal auf dem Wege war, sich mit ihnen zu beschäftigen und sie zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen, gab es in den nächsten Tagen kaum einen Theetisch, kaum ein Plauderstündchen, in welchem sie nicht den Stoff für weit zurückreichende Erinnerun-

gen, für eben so weit gehende Vermuthungen und Voraussichten geboten hätten.

Von der Rhoden'schen Familie hatte man wenig zu sagen. Das Leben, die Ehe der Gräfin waren einfach und tadellos gewesen; um so reicheren Stoff aber boten die Ueberlieferungen aus dem Arten'schen Hause für die sagenbildende Kraft der Menschen dar. Die Eigenartigkeit des Fräuleins Esther, die Schönheit der früh gestorbenen Amanda von Arten, die sich in einer heimlichen Leidenschaft zu einem Manne niederen Standes verzehrt haben sollte; der Tod der Baronin Angelika, welcher ein Liebeshandel das Herz gebrochen, den ihr Gatte mit der Herzogin von Duras unterhalten hatte, waren Dem und Jenem aus persönlichen Anschauungen und Erinnerungen bekannt, und man war nicht abgeneigt, eine Art von sittlicher Gerechtigkeit darin zu finden, wenn die Nichte der Herzogin an einer unglücklichen Liebe für den Sohn der Baronin zu Grunde ging, ohne daß man diesen deßhalb nachsichtiger beurtheilt hätte. Selbst die Entschuldigungen, welche man ihm angedeihen ließ, dienten nicht zu seinem Segen.

Man beklagte ihn, daß er von einem Vater erzogen worden war, der, obschon er ein vollkommener Cavalier gewesen sei, doch sich selbst nicht zu zügeln verstanden und noch an der Schwelle des Greisenalters eine junge Nonne aus vornehmem Hause aus dem Kloster entführt hatte. Man wußte darüber freilich nichts Genaues, aber man hatte von einem päpstlichen Dispens sprechen hören, den zu erwirken der Freiherr Franz lange Jahre in Italien gelebt hatte und der mit einem namhaften Theile des Arten'schen Vermögens erkauft worden war. Die junge Frau sollte den greisen Gatten leidenschaftlich geliebt und das Gelübde gethan haben, fortan die Witwentrauer nicht mehr abzulegen. Man war gespannt, zu sehen, ob sie diesen Vorsatz auch in der Residenz, auch in dem Hause ihres Stief-

sohnes zur Ausführung bringen werde, in dem sie, wie man berichtete, gerade in diesen Tagen erwartet wurde. Und da nun Jeder, in dessen Beisein von diesen Gerüchten die Rede war, sich die Lücken und Unwahrscheinlichkeiten in denselben auf seine Weise und mit seiner verbindenden Kraft zu ergänzen strebte, so erwuchs um den Kern von Wahrheit, der diesen Behauptungen überall zum Grunde lag, eine Dunstschicht von Einbildungen, die sich in dem Bewußtsein der Leute um so fester setzten, je weniger die Personen, um welche diese Märchen sich bewegten, eine Ahnung von ihrem Vorhandensein besaßen und in der Lage waren, sich gegen diese Erfindungen zu erheben und zu vertheidigen.

Was Renatus anbetrifft, so hatte er eben in diesen Tagen vollauf mit der Wirklichkeit zu thun. Cäcilie war doch noch tiefer, als er es befürchtet hatte, durch die Ankunft der Gräfin erschüttert worden, und wenn es ihm auch gelungen war, sie bald völlig über den Vorfall zu beruhigen und sie die Sache in ihrem rechten Lichte erkennen zu machen, so fügte es sich doch nicht glücklich, daß gerade jetzt auch Vittoria mit ihrem Sohne von der einen Seite anlangte, während von der anderen die Gräfin Rhoden mit Hildegard in der Hauptstadt eintraf.

Vittoria, die in allen praktischen Angelegenheiten unbehülflich wie ein Kind geblieben war, wollte in ihren Zimmern eingerichtet sein und mißfiel sich in ihnen, während sie über die ihr bevorstehende Trennung von Valerio sich untröstlich zeigte. Alles in ihrem jetzigen Dasein war ihr fremd und dünkte ihr quälend. Sie hatte niemals in einer Stadt gelebt. Die beiden von Renatus mit Vorsorge für ihren besonderen Gebrauch ausgewählten Zimmer dünkten sie eng und niedrig, denn sie verglich sie unwillkürlich mit den großen, hohen Sälen ihres Klosters und den stattlichen Räumen des Arten'schen Schlosses. Die ihr fremde Heizungsweise belästigte sie, die Häuserreihen,

die ihr den Horizont verengten, machten sie traurig, sie verlangte mit einer krankhaften Ungeduld nach Luft, nach Licht; und wollte man sie nicht in Thränen ausbrechen sehen und in schwermüthigem Brüten sich selber überlassen, so blieb nichts übrig, als auf ihre Zerstreuung zu denken, wie denn, nach des jungen Freiherrn Ansicht, Cäcilie ebenfalls Zerstreuung nöthig hatte.

Weder das Alleinsein mit Vittoria, in welchem, wie natürlich, Eleonore Haughton den einzigen Gegenstand der Unterhaltung machte, noch die Begegnungen mit der Mutter und der Schwester, bei denen derselbe Gegenstand und noch andere, eben so unerfreuliche Erörterungen zur Sprache kommen mußten, konnten dem aufgeregten Gemüthe der jungen Frau zu einer Besänftigung gereichen, und Renatus selber fühlte das Bedürfniß, sich, wenn auch nur für einzelne Stunden, von den peinlichen Eindrücken, von den Sorgen abzuziehen, die auf ihm lasteten.

Er hatte gehofft, Hildegard werde sich wenigstens für die erste Zeit von seinem Hause fern halten, und er hatte dies nicht erst besonders gefordert, weil es ihm das Natürliche gedäucht hatte. Aber er kannte weder die Neigung gewisser Frauen, sich und Anderen das Leben möglichst schwer zu machen, noch die furchtbare Berechnung, welcher eben solche Frauen fähig sind. Er hatte es nicht vorausgesehen, daß Hildegard, um die von ihr übernommene Rolle großmüthiger Entsagung aufrecht zu erhalten, sich und dem jungen Ehepaare die Marter eines unnützen Zusammenkommens auferlegen würde; er hatte noch weniger erwartet, daß die Mutter ein solches Verhalten als nöthig bezeichnen und also es begünstigen werde.

Renatus saß, von der Parade kommend, mit Cäcilien beisammen, als die beiden Frauen, von deren Ankunft in der Stadt man noch nicht unterrichtet worden war, sich zum ersten Male in dem neuen Haushalte melden ließen. Mit einer Be-

fangenheit, mit einer Bestürzung, welche in diesen Verhältnissen sehr erklärlich waren, erhoben die jungen Eheleute sich, den Eintretenden entgegen zu gehen. Cäcilie warf sich der Schwester in die Arme und barg, in Thränen ausbrechend, ihr Gesicht an Hildegards Brust, während Renatus, nachdem Cäcilie sich aufgerichtet hatte, die Hand seiner Schwägerin ergriff und sie an seine Lippen führte.

Sei willkommen in unserm Hause und gönne mir es, Dir als ein Bruder zu vergüten, was ich Dir gethan! Das war alles, was er sagte, aber obschon er sehr blaß geworden, war seine Stimme doch vollkommen fest und ruhig.

Hildegard hatte ebenfalls die Farbe gewechselt; indeß das Lächeln, mit dem sie in das Zimmer gekommen war, wich weder vor Cäciliens Thränen, noch vor ihres Schwagers Worten von ihren Lippen; und sich zu der Mutter wendend, sprach sie: Hatte ich nicht Recht, daß wir, ohne sie darauf vorzubereiten, hieher gegangen sind? Ihr solltet es gleich sehen, daß ich nicht um meinetwillen komme, Ihr solltet nicht darüber in Zweifel sein, wie ich für Euch gesonnen bin, und daß die Rücksicht auf Eure gesellschaftliche Stellung mir wichtiger ist, als mein eigenes Empfinden. Wer darf Euch tadeln, wenn ich für Euch bin? Aber wie geht es Euch? Es scheint, die Stadtluft thut Euch nicht recht wohl. Nicht wahr, liebe Mutter? Cäcilie sieht nicht gut aus und Renatus auch nicht!

Sie machte es mit diesem Nachsatze für den Freiherrn zu einer Unmöglichkeit, ihr auf ihre ersten Erklärungen zu antworten, und weil Cäcilie sich von der Herablassung der Schwester, von ihrem verzeihenden Erbarmen eben so gepeinigt fühlte, als der Freiherr ihr Betragen beleidigend fand, beeilte die junge Frau sich, der Unterredung ein Ende zu machen, indem sie die Mutter und die Schwester aufforderte, sich in ihrem Hause umzusehen.

Die Wohnung des Freiherrn war sehr ansehnlich und immer noch reich ausgestattet. Sie mußte für prächtig gelten, wenn man sie mit den Möglichkeiten der Gräfin Rhoden verglich, und die Mutter hielt ihr Wohlgefallen an den Einrichtungen, welche Renatus getroffen hatte und in denen sie ihre Tochter wiedersah, auch nicht zurück, so daß Cäciliens unschuldige Besitzesfreude sich an der Theilnahme der Mutter steigerte, und ihr Gatte sich für seine Mühe wohl belohnt fand.

Nur Hildegard ging langsam hinter den Anderen her und musterte die einzelnen Gegenstände mit dem Augenglase in der Hand. Ach, die Lehnsessel aus dem lieben Bilder-Cabinette! rief sie. Ach, also auch die antiken Statuetten aus der Mutter Wohnzimmer habt ihr von Richten fortgenommen! sprach sie. Wie nur die guten, alten Familienbilder sich hier in der Stadt behagen mögen? scherzte sie; und jedes ihrer Worte, jede ihrer Bemerkungen war ein Nadelstich für den Freiherrn.

Es that ihm wehe, wenn sie erwähnte, wie öde die Zimmer jetzt in seinem Schlosse sein müßten, es verdroß ihn, wenn sie die neuen Anschaffungen mit einer auffälligen Verwunderung bemerkte, und das Blut stieg ihm zu Kopfe, als sie zum zweiten Male gegen ihre Mutter den Ausspruch that, daß Cäcilie und Renatus wirklich ganz artig, aber ganz artig eingerichtet wären. Schon trat ein Wort des ausbrechenden Zornes ihm auf die Lippe, aber er unterdrückte es wieder. Er hatte jenen edeln Sinn, der eine Buße entschlossen auf sich nimmt, wo er ein Unrecht gegen Andere begangen hat, und seine Mißempfindung gewaltsam überwindend, brach er, um nicht in der Rede stecken zu bleiben, den begonnenen Satz zu der Frage um, ob Hildegards angeborene Kurzsichtigkeit in dem Grade zugenommen habe, daß sie ihr den Gebrauch eines Augenglases jetzt selbst im Zimmer nöthig mache.

Wundert Dich das? entgegnete sie ihm. Ich habe viele

Nächte durchwacht und viele Tage durchweint; das dient den Augen nicht!

Dann, als sie sich überzeugt hatte, daß auch diese Bemerkung ihres Eindrucks auf Renatus, auf den einst geliebten und eben deßhalb jetzt gehaßten Mann nicht verfehlte, reichte sie ihm, als wolle sie ihn zerstreuen und ihm ihre ruhige Stimmung darthun, das Augenglas hin und sagte, plötzlich in den Ton gleichmüthigster Unterhaltung übergehend: Ich habe jetzt sogar weit stärkere Gläser nöthig, und Dein Onkel, der sich meiner in Pyrmont mit der größten Güte angenommen, hat mir dieses schöne Lorgnon geschenkt. Sein und mein Auge tragen ganz gleich weit, und wir sehen auch geistig die Dinge und die Menschen häufig unter gleichen Gesichtspunkten an. Er ist vorgestern zurück gekommen; wir waren eben bei ihm.

Ihr wart bei ihm? fragte Renatus, und heute schon? Ist denn der Onkel krank?

Nicht eigentlich, gab Hildegard zur Antwort; er ist schmerzensfrei und heitern Geistes. Das Bad hat ihm sehr wohlgethan, nur das Gehen wird ihm schwer. Doch hält der Arzt die leichte Lähmung für vorübergehend und ungefährlich.

Die Lähmung? wiederholte der Freiherr, seit wann ist der Onkel denn gelähmt?

Wußtest Du das nicht? fragte Hildegard, statt ihm zu antworten. O, das ist nicht hübsch von Dir! Das Uebel zeigte sich ja gleich nach seinem Anfalle, er suchte nur, es zu verbergen, weil er die Anderen nicht zu beunruhigen wünschte! Aber man sieht es, daß Du Dich um unsern guten Grafen wenig kümmerst, und er nimmt doch so viel Theil an Dir! Das Erste, wovon der Onkel mit uns sprach, war nicht sein Befinden, sondern seine Sorge um Cäcilie und um Dich!

Renatus hob das Haupt empor, und der neuen Schwägerin mit einem scharfen Blicke ins Auge sehend, fragte er be-

stimmt: Was soll das heißen? Was hat der Onkel zu besorgen für mich und meine Frau?

Hildegard seufzte, und die Stimme senkend, sprach sie: Die Unüberlegtheit, mit welcher Eleonore Dir gefolgt ist, die Rücksichtslosigkeit, mit der sie sich in dem ersten Gasthofe der Stadt unter ihrem eigenen Namen einquartierte, beunruhigen ihn um Euretwillen, und ....

Und Du hast hoffentlich, fiel Renatus ihr in die heuchlerische Rede, da Du die Wahrheit kennst, es dem Onkel gleich gesagt, daß Eleonore nicht mir gefolgt ist, daß ich gegenwärtig mit ihr in keinem andern Zusammenhange stehe, als in demjenigen, in welchen ein Zufall mich verstrickte, ein Zufall, den ich nicht einmal beklagen darf, denn Cäcilie ist eben so verständig als meiner Liebe sicher, und die Gräfin Haughton wäre hier sehr verlassen, hätte sich Seba Flies ihrer nicht auf meine Bitte angenommen!

Seba Flies? rief Hildegard mit einem allerdings begreiflichen Erstaunen, Du hast Deine alte Bekanntschaft mit der Flies wieder aufgenommen? Das ist ja etwas völlig Neues! — Und sich von dem Schwager zu der Mutter wendend, sagte sie: Stelle Dir vor, Mama, Renatus hat sich mit der Flies, vor der er mich einst mit Recht gewarnt hat, wieder in Verbindung gesetzt, hat ihr die Gräfin Haughton anempfohlen! — Du hast also wohl auch Cäcilie zu ihr hingeführt? Das ist sonderbar!

Renatus war empört über Hildegard, denn sie reizte und kränkte ihn mit einer Art von Wollust, weil sie von ihm auf die Schonung und Rücksicht rechnen durfte, die er ihr mehr als jedem Andern angedeihen zu lassen durch die Verhältnisse gezwungen war.

Das ist sonderbar, höchst sonderbar! wiederholte sie; aber Du bist freilich oftmals unbegreiflich! fügte sie hinzu.

Ich finde es nicht unbegreiflich, entgegnete Renatus, daß man, so lange man jung und unreif ist, sich von augenblicklichen Eindrücken zu unbesonnenen Handlungen fortreißen läßt, und nicht sonderbar, daß ein Mann, wenn er zur Einsicht in seine Irrthümer gekommen ist, ihren nachtheiligen Folgen, so weit er es vermag, vorzubeugen und seine Ungerechtigkeiten gut zu machen trachtet! Ich habe Cäcilie noch nicht zu Seba führen können, aber ich denke es zu thun, sobald die Gräfin Haughton Seba's Beistand weniger bedürfen wird!

Du bist natürlich Herr, zu thun und zu lassen, was Dich gut dünkt, meinte Hildegard, welche in der Aeußerung des Freiherrn über seine jugendlichen Irrthümer eine für sie kränkende Anspielung auf ihre Vergangenheit gefunden hatte; und Du hast Dir ja auch die Freiheit, nach Deiner wechselnden Erkenntniß zu verfahren, immer und in allen Lebensverhältnissen unbedenklich zuerkannt! Nur wundern wird man sich über diese Sinnesänderung, und der Onkel nicht am wenigsten!

Sie erschrak, als sie diese Worte ausgesprochen hatte, denn Renatus überflog sie mit einem Blicke voll stolzen und triumphirenden Erstaunens, vor dem sie unwillkürlich die Augen niederschlug. Du bist sehr eingeweiht in die Ansichten und in die Geheimnisse des Onkels, sagte er. Gleichviel aber, ob die Beichte, die er Dir offenbar gethan hat, seiner von Dir gerühmten Sinnesänderung vorausgegangen oder ob sie eine Folge der Bekehrung gewesen ist, die Du an ihm gemacht hast, in jedem Falle bist Du um die Mitwissenschaft derartiger Geheimnisse nicht zu beneiden! Ich für meinen Theil finde solche Geständnisse empörend, und ich würde es einem Manne nie verzeihen, der sich unterfinge, sie einer mir in irgend einer Weise angehörenden Frau nach seinem Belieben aufzudrängen! Die Mitwissenschaft um solche Dinge ist keine Ehre für einen Mann, und für eine Frau....

Die Gräfin hinderte ihn durch ihr Dazwischentreten, das vernichtende Wort auszusprechen, das auf seinen Lippen schwebte.

Sie hatte bisher anscheinend nur auf Cäciliens Mittheilungen hingehört, doch war ihr nichts von der Unterredung der beiden Andern und von der immer bitterer werdenden Wendung entgangen, welche sie genommen hatte. Einzig der Wunsch, es zu keinem öffentlichen Zerwürfnisse in ihrer Familie kommen zu lassen, hatte sie bis dahin abgehalten, das unerfreuliche Gespräch zu unterbrechen, und eben das nämliche Verlangen war es jetzt wieder, welches sie bestimmte, sich mit einer plötzlichen Frage um das Ergehen Seba's in das Mittel zu legen.

Renatus antwortete darauf, wie seine gegenwärtige Gereiztheit es ihm eingab. Er sprach, ohne im Grunde viel davon zu wissen, von der ausgezeichneten Verehrung, deren Seba genieße, von den würdigen Verhältnissen, in denen sie sich bewege. Er erwähnte ihrer günstigen Vermögenslage, ihres glücklichen Familienkreises, und er hegte bei jedem seiner Worte die geheime Hoffnung, daß es Hildegard zuwider sein, daß es sie wo möglich noch mehr verletzen werde, als er Verletzungen von ihr erlitten hatte.

Die Mutter nahm alle seine Nachrichten mit Güte auf. Sie äußerte ihre Genugthuung darüber, sich in Seba, mit der sie zu den Zeiten des Tugendbundes viel verkehrt hatte, nicht getäuscht zu haben; sie nannte es sogar einen glücklichen Gedanken, daß Renatus Seba zu der Kranken hingerufen habe, da sie hülfreich sei und sicherlich bereitwillig bei Eleonoren ausharren werde, bis sie selber, sie und Hildegard, die Pflege der Gräfin Haughton übernehmen könnten, wozu sie gleich in den nächsten Tagen, wenn sie nur ihre nöthigsten Einrichtungen getroffen haben würden, gern erbötig wären.

Dieses Anerbieten seiner Schwiegermutter brachte Renatus für den Augenblick um seine Fassung, obschon es, das konnte er nicht läugnen, in vielfachem Betrachte eben so natürlich als

zweckentsprechend war. Wenn die Mutter und die Schwester seiner jungen Frau, wenn die Gräfin Rhoden, deren Charakter über jeden Zweifel erhaben und deren gesellschaftliche Stellung eine so wohl begründete war, sich der Gräfin Haughton annahmen, mußten alle Gerüchte, welche über Eleonore wie über ihre Beziehungen zu dem jungen Freiherrn im Umlaufe waren, davor verstummen, und Eleonore hatte für den Fall ihrer Herstellung an der Gräfin gleich den Anhalt, dessen sie bedurfte. Er hätte daher den Vorschlag seiner Schwiegermutter, als ein glückliches Ereigniß, mit tausend Dank begrüßt, wäre Hildegard in demselben nicht betheiligt gewesen und hätte er nicht auf das unwiderleglichste gefühlt, daß die Feindschaft zwischen dieser und zwischen ihm eine unversöhnliche sei, daß Hildegard ihn und Cäcilie hasse, daß die Mutter, aus einem sehr erklärlichen Mitgefühle für ihre weniger glückliche Tochter, Partei für diese nehme und daß also auch die Hülfsleistung, zu der man sich für die Gräfin Haughton erbot, ohne alle Frage nur dazu benutzt werden würde, einen neuen Heiligenschein für Hildegard daraus zu machen.

Es ist ein unvergeßlicher, es ist oft ein entscheidender Moment für einen Menschen, wenn er sich zum ersten Male eingestehen muß, daß er Feinde, unversöhnliche Feinde habe, wenn er es in sich fühlt, wie er diejenigen zu hassen vermag, an deren Haß gegen ihn er nicht mehr zweifeln kann, und es war ein doppelt schmerzlicher Augenblick für den im Grunde seines Wesens guten und nicht charakterfesten Freiherrn, der bisher nur selten auf Widerstand gestoßen war. Er hatte in seiner frühen Jugend keines fremden Menschen Hülfe nöthig gehabt. Er war überall gern gesehen worden, weil er nichts zu begehren gebraucht, er hatte es also auch nicht gelernt, wie man sich mit seinen berechtigten Ansprüchen denen gegenüber zu behaupten hat, die aus irgend einem Grunde nicht gewillt sind,

jene Ansprüche anzuerkennen und zu befriedigen. Nach der Lehre seiner Kirche hatte er unwillkürlich an dem Glauben festgehalten, daß, wie vor Gott, so auch den Menschen gegenüber, die Reue genug thue für den Irrthum, und die Buße für den Fehl. Er hatte sich über sein Verhalten und über sein Unrecht gegen Hildegard in keiner Weise verblendet, er hatte nur nicht sich allein, nicht sich ausschließlich für den Schuldigen betrachtet, sondern vielmehr erwartet, daß auch Hildegard es allmählich einsehen werde, in wie weit sie selber zu ihren schmerzlichen Erlebnissen die Veranlassung geboten habe, und eben deßhalb hatte er sich der Hoffnung hingegeben, früher oder später zu einer Ausgleichung mit ihr gelangen zu können, über welcher, wie auf einem neuen Unterbau, sich ein schönes und friedliches Familienleben errichten lassen würde. Hildegard's Güte, ihr liebevolles Gemüth, ihre Hingebung für Andere, ihre Entsagungs- und Opferfähigkeit waren seit ihrer Kindheit in der Familie und von Fremden immerdar bewundert worden; sie hatte ihren Verlobten auch beständig und mit einer Vertrauen fordernden Kraft auf diese ihre Tugenden und Eigenschaften hingewiesen, und er hatte also darauf gerechnet, daß sich dieselben auch in diesem besonderen, in seinem besonderen Falle bewähren würden. Nun fand er sich plötzlich in dieser Voraussetzung auf das Unerbittlichste getäuscht.

Eine Viertelstunde des Beisammenseins mit Hildegard hatte es ihm unwiderleglich dargethan, daß er in ihr eine Feindin besitze, daß sie für ihre Feindschaft in dem Grafen Gerhard einen Bundesgenossen gewonnen habe, und daß die Gräfin Rhoden, trotz ihrer Mutterliebe für Cäcilie, sich, wie gesagt, verpflichtet halte, vor allen Dingen auf die Wohlfahrt der noch unverheiratheten, der unversorgten Tochter oder, wie sie es in der Sprache der Gesellschaft bezeichnete, auf das Empfinden und die Beruhigung ihrer armen Hildegard Rücksicht zu nehmen, die

sich nur in Thaten der Entsagung und in Werken der Liebe genug thun konnte.

Er hätte nicht gleich, nicht mit Sicherheit anzugeben vermocht, was er davon befürchtete, wenn die Gräfin Rhoden und Hildegard sich mit Eleonore in Verbindung setzten, er hatte nur die Ueberzeugung, daß er es zu hindern suchen und daß er vor allem Andern darauf denken müsse, sich in seinen Angelegenheiten vor jeder Beeinflussung durch die Familie zu bewahren. Obschon er bei seinem Wiedersehen mit Seba dieser von seiner Frau gesprochen, hatte er damals nicht die bestimmte Absicht gehabt, ein Umgangsverhältniß zwischen seinem und dem Tremann'schen Hause einzugehen; jetzt aber fühlte er sich dazu geneigt, denn er übersah mit jener Klarheit, die uns bei entscheidenden Anlässen oft in ungewöhnlich hohem Grade und plötzlich zu Gebote steht, wie er dadurch eine Scheidewand zwischen sich und seinem Oheim aufrichtete, die nicht leicht zu übersteigen war, und daß er eben dadurch auch Hildegard von sich entfernen werde. Er wollte vor allen Dingen Ruhe und Frieden in seinem Hause haben. Seine Frau sollte nicht, wie einst seine Mutter, von heimlicher Böswilligkeit beunruhigt werden, und weitergehend, als es in diesem Augenblicke nöthig gewesen wäre, lehnte er den Beistand seiner Schwiegermutter wie den seiner Schwägerin entschieden ab. Er sagte, daß Eleonore noch auf lange Zeit hinaus vor jedem sie aufregenden Eindrucke bewahrt bleiben müsse und daß es eine Undankbarkeit gegen Seba's Alles vergessende und vergebende Güte sein würde, wollte man sie wie einen Nothbehelf behandeln, den man beseitige, sobald man seiner nicht ganz unumgänglich bedürfe, eine Undankbarkeit, deren er sich gegen sie zum zweiten Male nicht schuldig machen wolle.

Die Gräfin hörte ihm mit ihrer gewohnten Ruhe zu; wer sie aber näher kannte, den vermochte diese Gelassenheit nicht über ihren Unmuth zu täuschen. Es war ein gutgemeinter Vorschlag,

sagte sie, und Du hast sehr Recht, mein Sohn, ihn abzulehnen, wenn er Deinen Absichten nicht entspricht. Ob Du aber meine Tochter grade jetzt, grade in Deinen gegenwärtigen und besonderen Verhältnissen, zu Seba Flies und in das Haus von Tremann führen sollst, das, meine ich, würde doch erst reiflich zu erwägen sein. Ich bekenne Dir, ich bin nicht dafür.

Und darf ich fragen, was Sie dawider haben? erkundigte sich Renatus, dem ein Etwas in dem Tone seiner Schwiegermutter sehr empfindlich auffiel.

Du hattest sonst, und ich habe dies nur zu begreiflich gefunden, eine Abneigung dagegen, mit diesem Herrn Tremann in Berührung zu kommen! entgegnete sie ihm, ihre Worte nachdrücklich bezeichnend.

Renatus fühlte, daß er erröthete, und das bestimmte ihn, sich gegen die verweisenden Ermahnungen seiner Schwiegermutter aufzulehnen. Es mußte heute, gleich heute, ein für alle Mal entschieden werden, wer der Herr in seinem Hause sein solle, und entschlossen, nöthigenfalls seine ganze Vergangenheit an die Sicherung seiner Zukunft zu setzen, sagte er: Es ist nicht gut, liebe Mutter, daß Sie mich an alle die Fehler und Irrthümer erinnern, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen! Schieben Sie dieselben auf Rechnung meiner sehr einseitigen Erziehung, aber glauben Sie mir, daß ich gesonnen bin, sie abzulegen und, so viel an mir ist, zu vergüten!

Es ist also Dein Vorsatz, Dich — sie hielt inne, als sträube sich ihre Empfindung dagegen, das Wort auszusprechen — dem Sohne Deines Vaters, den Dein Vater nicht anzuerkennen doch sicherlich seine guten Gründe hatte, jetzt brüderlich zu nähern und meiner Tochter in diesem Abkömmlinge einer Dienstmagd den Schwager zuzuführen? — Darauf war ich wirklich nicht gefaßt!

Renatus, der die leicht bewegliche Empfindlichkeit seiner

Mutter geerbt hatte, wurde jetzt eben so bleich, als er vorhin mit Röthe übergossen worden war. Es ist nicht meine Absicht, sagte er, vor der Welt ein brüderliches Verhältniß mit Paul Tremann aufnehmen zu wollen, das eben vor ihr einmal nicht zu Recht besteht! Aber es ist mein Vorsatz, mein fester Vorsatz, einen Mann, von dem ich nur Gutes und Ehrenvolles weiß, einen Mann, dem ich das Höchste schulde, was ein Mensch dem andern schulden kann, und der sich mir, ganz abgesehen davon, soweit ich seiner anderweit bedurfte, dienstgefällig und mit ehrlichem Rathe bewährt hat, künftig nicht mehr, bloß um deßhalb von mir zu weisen, weil er der uneheliche Sohn meines Vaters ist.

Die Gräfin schüttelte mißbilligend das Haupt. Wähle Deine Ausdrücke etwas vorsichtiger, lieber Renatus, sagte sie; meine Töchter sind an solche Unumwundenheiten Gottlob nicht gewöhnt!

So wird Cäcilie sich daran gewöhnen müssen, sie ist eines Soldaten Frau! entgegnete der Freiherr, der, gleichmäßig von seinem Zorne wie von dem Bewußtsein fortgetrieben, daß er viel weiter gegangen war, als er je beabsichtigt hatte, den Anschein einer völligen Geistesfreiheit aufrecht zu erhalten wünschte.

Cäcilie ist nur nicht mit Dir allein in diesem Zimmer! bedeutete ihn die Gräfin, indem sie sich erhob.

Hildegard war schon vorher aufgestanden und an das Fenster getreten, als die Unterredung sich auf Paul gewendet hatte. Sie machte sich an Cäciliens Nähtisch mit der Betrachtung ihrer Stickerei zu thun. Die junge Frau blickte verlegen und bittend bald die Mutter, bald den Gatten an. Sie war beständig dem Weinen nahe, und ihr unverkennbarer Kummer machte Renatus gegen die Gräfin und gegen Hildegard noch unversöhnlicher.

Die Gräfin sah nach der Uhr, Hildegard sagte, sie habe die Mutter bereits daran erinnern wollen, daß es Zeit zum

Gehen sei, weil man mit dem Mittag auf sie warten werde. Cäcilie fragte, ob sie nicht zu Hause äßen, die Mutter verneinte es, sagte jedoch nicht, wohin sie geladen sei, und Cäcilie zog es vor, sich danach nicht zu erkundigen.

Das unbehagliche Gespräch war plötzlich und mit einem entschiedenen Mißtone abgebrochen worden, man redete nur noch von den allergleichgültigsten Dingen, während der Diener den Damen die Mäntel in das Zimmer brachte. Als er sich entfernt hatte, fragte Cäcilie, ob ihre Mutter die Baronin Vittoria nicht begrüßen, ob man nicht noch einen Augenblick zu ihr gehen wolle; aber Hildegard bestand darauf, daß es zu spät sei, daß man sich beeilen müsse.

So gelangte man in das Vorzimmer. Mit einem Male blieb die Gräfin stehen. Du wirst also, sagte sie, sich zu Renatus wendend, voraussichtlich in nicht zu ferner Zeit Cäcilie zu Seba und zu Tremann bringen, der sich ja wohl auch verheirathet hat, und es ist ihre Pflicht, sich Dir, auch wo es ihr schwer fallen wird, durchaus zu fügen! Wolltest Du mich aber, damit ich diesen in der That für Dich sehr auffallenden Schritt doch zu erklären und vor der Gesellschaft zu begründen im Stande bin, vielleicht wissen lassen, welches der große Dienst oder welches die große Aufopferung ist, für die Du Tremann Dich verpflichtet fühlst, so würdest Du mich verbinden, und Cäcilien würde Deine Forderung dann vielleicht auch weniger überraschend dünken!

O! rief Renatus, für den es in diesem Augenblicke der Ueberreizung keine Zurückhaltung mehr gab — o, Cäcilie wird, wenn es sie anders glücklich macht, mein Weib zu sein, gewiß mit Freuden zu dem Manne gehen, dem ich meine Erhaltung, dem ich mein Leben zu verdanken habe!

Dein Leben? fragten die drei Frauen wie aus einem Munde.

Ja, mein Leben! wiederholte der Freiherr, dem es plötzlich

wohler und frei um's Herz ward, als er den ersten Schritt zu der Genugthuung gethan hatte, welche er aus Hochmuth seinem Retter bisher schuldig geblieben war. Ohne Tremann's männliche Entschlossenheit, ohne seinen Muth läge ich begraben unter den Tausenden, die bei Möckern ihren Tod gefunden haben! Und er sah meinem, unserem Vater in dem Augenblicke, in welchem er mir zu Hülfe eilte, so vollkommen gleich, er rief mich so völlig mit meines Vaters Stimme an, daß ich lange wähnte, eine Vision gehabt zu haben, daß ich erst, als ich ihn später, als ich ihn in Ruhe wiedersah, zu der Erkenntniß kam, daß es ein sterblicher Mensch wie ich, daß es Tremann und nicht mein Schutzgeist in der ehrwürdigen Gestalt meines damals eben erst dahingegangenen Vaters gewesen war, der den Todesstreich von meinem Haupte abgewendet hatte! —

Es war gesagt. Nun war es ausgesprochen, und doch hatte Renatus auch jetzt noch nicht die Kraft besessen, sich in voller Wahrheit von dem früheren Märchen loszureißen; er hatte sich einer Unwürdigkeit nicht zeihen mögen.

Es entstand eine Pause. Cäcilie hing sich an ihres Gatten Arm, die Gräfin war unentschlossen, was sie sagen sollte, Hildegard's Mienen verriethen ihren Zweifel an dem Sachverhalte. Die Mittheilung war Allen so spät, so unerwartet gekommen, daß man nicht wußte, wie man sich ihr gegenüber eigentlich zu verhalten habe, und die kühle Weise, mit welcher sie von der Mutter und von Hildegard aufgenommen wurde, lähmte den Aufschwung, zu dem die Seele des Freiherrn sich eben erst erhoben hatte.

Das verändert die Sache freilich! meinte die Gräfin endlich, das sind Gründe, die man gelten lassen muß und die man anzugeben vermag! Hüte Dich aber, daß Deine schöne Dankbarkeit Dich nicht zu weit führt, lieber Sohn! Sei vorsichtig auch in diesem Punkte! Wir sprechen bald einmal davon, recht bald!

Sie umarmte die Tochter, umarmte auch den Sohn, und man trennte sich mit dem herkömmlichen „Auf Wiedersehen!“ —

Die Frauen hatten aber die Schwelle des Hauses noch nicht überschritten, als Hildegard ihren Arm in den der Mutter legte und, sich an sie schmiegend, leise sagte: Mama, sei ruhig, ganz ruhig über Deine Hildegard, Du wirst sie nicht mehr klagen hören, nicht mehr weinen sehen, Gott hat es wohl mit mir gemeint! Das war nicht der Mann, mit dem ich glücklich werden, das war nicht das Haus, in dem ich Frieden finden konnte! Renatus hat doch im Grunde seines Vaters, hat doch den Artenschen Sinn, der sich zu allem demjenigen hingezogen fühlt, was unseren Begriffen von Sitte und von wahrer Würde widerspricht! Ich wäre an seiner Seite zu Grunde gegangen wie die Cousine Angelika an seines Vaters Seite, das sehe ich immer klarer ein! Laß uns hoffen, Mama, daß Cäcilie weniger fein empfindet, und vor allen Dingen, liebe Mutter, laß uns ihr zur Seite stehen und über ihr wachen. Sie wird das, wie ich fürchte, nöthig haben.

Viertes Capitel.

Die mehr oder weniger großen Kreise von Menschen, welche sich als eine durch gewisse Ueberzeugungen, Sitten oder Lebensgewohnheiten zusammengehörende Gesellschaft betrachten, sind in der Regel sehr geneigt, sich von einem ihrer Mitglieder einen bestimmten Anstoß geben und von diesem in irgend eine beliebige Bahn hineinschieben zu lassen, in der sie dann, je nach den Fähigkeiten der Einzelnen, vorwärtsschreiten und die Bewegung, zu der sie getrieben worden sind, wie eine von ihnen selbst ausgegangene eifrig fortzusetzen pflegen. Denn wie die Gemeinschaft, die Masse in gewissem Sinne Gedanken erzeugt und schöpferisch belebend auf den Einzelnen zurückwirft, so empfängt sie noch häufiger ihre Gedanken und Meinungen von einer einzelnen Person, und es sind leider nicht immer die Edelsten und Besten, nicht immer die Unparteiischen, nicht immer die Selbstlosen, welche den Ton angeben und bestimmen. Irgend ein Zufall, irgend eine Schicksalsgunst, irgend ein das billige Mitleid anregender Unglücksfall, vermögen einem bisher mißachteten Charakter nicht nur Verzeihung, sondern eine Anerkennung, eine Geltung und einen Einfluß auf seine Umgebung zu verschaffen, die erlangen zu können er sich vielleicht nie träumen ließ und die geschickt zu nutzen er nichtsdestoweniger sehr wohl versteht, oder doch sehr bald erlernt.

Hildegard Rhoden und ihr Freund Graf Berka waren kaum von ihren beiderseitigen Reisen wieder in die Residenz zurück-

gekehrt, als sie es bemerken konnten, daß sie von ihren Umgangsgenossen mit einer ungewöhnlichen Zuvorkommenheit empfangen und aufgenommen wurden und daß man ihnen eine Stellung, eine Theilnahme und eine Bedeutung einräumte, welche beide in einem solchen Grade nie zuvor besessen hatten. Bei jedem Antrittsbesuche, welchen Hildegard ihren Freundinnen und Bekannten machte, erwähnte man des Wohlwollens, mit welchem die Prinzessin sich nach ihr erkundigt, und der großen Billigung, mit der sie Hildegard's edles Verhalten aufgenommen habe. Man freute sich, Hildegard so gefaßt, so erholt zu sehen, man behandelte sie mit jener Achtsamkeit und Schonung, welche man einer Genesenden entgegenbringt. Man schwieg von Renatus, wie das in diesem Falle auch natürlich war, und wenn man gelegentlich einmal seiner jungen Frau gedachte, so geschah es nur, um die arme Cäcilie zu bedauern, weil das große Opfer, welches ihre Schwester ihr gebracht, weil Hildegard's edle Entsagung für die arme Cäcilie doch im Grunde eine völlig fruchtlose, ja, vielleicht ein Unglück gewesen sei.

Die edle Hildegard und die arme Cäcilie, das waren für diesen Augenblick gleichsam die Stichworte und Erkennungszeichen des gesellschaftlichen Kreises geworden, der sich um die Prinzessin bewegte, und wenn Cäcilie auch nicht die entfernteste Ahnung davon hatte, daß man sich dort darin gefalle, sie als eine unglückliche Gattin, als einen Gegenstand des Mitleids zu betrachten, so fand doch ihre ältere Schwester sich um so schneller darein, die Rolle, welche sie bis dahin nur in der Familie gespielt hatte, fortan auch in der Gesellschaft durchzuführen, da der Zufall ihr dies, wenn auch auf Kosten ihrer Schwester, möglich machte.

Renatus hatte nach der Art, in welcher der erste Besuch seiner Schwägerin in seinem Hause verlaufen war, darauf gerechnet, daß ein solcher sich nicht so bald wiederholen, ja, daß er vielleicht gar nicht wieder erfolgen würde. Er hatte sich aber

in dieser Voraussetzung getäuscht. Die Mutter und die Tochter kamen beide schon an einem der nächsten Tage wieder, um die Baronin Vittoria aufzusuchen. Sie wünschten, wie Hildegard es ausdrücklich bezeichnete, es den lieben Geschwistern darzuthun, daß sie die neulichen kleinen Mißverständnisse so leicht genommen hätten, wie man dies unter nahen Anverwandten thun müsse, und obschon der Freiherr wußte, was er von diesen Versicherungen zu halten habe, bewog ihn seine Rücksicht auf dasjenige, was er als den Familienanstand und die gute Sitte bezeichnete, sein inneres Abmahnen zu besiegen und den Schein eines freundlichen Verhältnisses zwischen seinem und dem Hause seiner Schwiegermutter aufrecht zu erhalten. Das war aber alles, was Hildegard für sich und ihre Absichten bedurfte.

Jeder, der es sehen wollte, konnte sich jetzt also davon überzeugen, daß die Untreue des Freiherrn und Cäciliens, wie man es doch mindestens bezeichnen mußte, sehr unschwesterliches und keineswegs edles Betragen auf Hildegard's großherzige Gesinnung keinen Einfluß geübt hatten. Sie behandelte das junge Paar mit der größten Freundlichkeit, sie war es, die seine Vertheidigung übernahm, wo man Miene machte, es anzugreifen; sie bestimmte den Grafen Gerhard, den Neuvermählten auf alle Fälle mit einem Besuche zuvorzukommen, und wo immer in Cäciliens Abwesenheit von ihr die Rede war, machte die ältere Schwester sich zu ihrer Lobrednerin und Beschützerin.

Sie gab es den Leuten zu bedenken, daß die arme Cäcilie kein leichtes Leben habe. Es sei für eine junge Frau nichts Kleines, gleich in den ersten Tagen ihrer Ehe eine Erfahrung zu machen, wie Eleonorens Ankunft sie der armen Cäcilie auferlegt; es sei auch keine geringe Aufgabe, mit einer Schwiegermutter wie die Baronin Vittoria sich in das rechte Verhältniß zu setzen und die Anwesenheit ihres Sohnes ruhig hinzunehmen.

Fragte man sie, was diese letzte Andeutung besagen wolle,

so brach Hildegard stets plötzlich ab, schien erschrocken über die Aeußerung zu sein, die ihr entfahren war, und ging mit unverkennbarer Geflissenheit zu der Schilderung von Vittoria's phantastischen Lebensgewohnheiten über, bei deren Ausmalung sie gegen ihre sonstige schwermüthige und elegische Weise eine gute Laune und einen Humor zu entwickeln verstand, welche die Hörer unterhielten und sie zum Wiedererzählen des Vernommenen verleiten mußten.

Vittoria hatte noch keine Besuche in der Stadt gemacht, als über sie bereits die widersprechendsten Gerüchte im Umlauf waren. Man unterhielt sich lachend davon, daß sie sich trotz der vierzehn Jahre, seit denen sie im Norden lebe, noch nicht an das Klima habe gewöhnen können, daß sie beim Beginne des Winters, am Tage schlafend und in den Nächten wachend, sich förmlich in ihren Zimmern vergrabe, um von der schlechten Jahreszeit so wenig als möglich gewahr zu werden; daß sie sich nur von Früchten und von Süßigkeiten nähre, daß sie, unter dem Vorgeben, um ihren verstorbenen Gatten immer noch zu trauern, beständig schwarz, und zwar in einem nonnenartigen Gewande einher gehe, während diese schwarze Tracht ihr doch als eine Buße für ihre Flucht aus dem Kloster auferlegt worden sei; und neben diesen aus mißdeuteter Wahrheit und aus absichtlicher Erfindung zusammengesetzten Erzählungen tauchten hier und da bedenklichere Gerüchte auf, welche sich in anderer Weise mit der Baronin Vittoria zu thun machten. Sie bezogen sich auf ihre eheliche Treue, auf ihr früheres und auf ihr gegenwärtiges Verhältniß zu ihrem Stiefsohne, auf ihre Feindschaft gegen Hildegard, auf ihre außerordentliche Freundschaft für ihre Schwiegertochter und endlich auch auf ihren Sohn, der sich jetzt bereits in der großen militärischen Erziehungs-Anstalt befand.

Woher die Gerüchte stammten, welche den Ruf und die

Ehre Vittoria's so empfindlich antasteten und dem Hause des jungen Freiherrn selbst in jedem Betrachte zu nahe traten, das wußte Niemand zu sagen; aber man nahm sie nichts desto weniger als alte, ganz bekannte Thatsachen auf. Hildegard und die Gräfin Rhoden hatten, wie man versicherte, wohl gelegentlich über Vittoria's Eigenheiten einmal gescherzt, indeß von ihnen war ein Wort des ernsten Tadels gegen Cäcilien's Schwiegermutter, so weit man sich erinnerte, nicht ausgegangen. Daß Graf Gerhard, der so streng auf Ehre hielt und in allen Dingen so vorsichtig zu Werke ging, nichts wider die Stiefmutter seines Neffen geäußert haben könne, davon waren alle, die ihn kannten, überzeugt, und doch empfanden Renatus und Cäcilie immer auf's Neue, daß man sie mehr und mehr mit einer peinigenden Neugier beobachtete, daß man sich in einer sonderbaren Weise nach der Baronin Vittoria erkundigte und daß überall und immer die Frage aufgeworfen wurde, ob der Freiherr denn für sich und die Seinigen eine Vorstellung am Hofe nachzusuchen denke.

Die Lage wurde beiden Gatten unbequem. Man that im Grunde durchaus nichts Entschiedenes wider sie, aber sie trafen nirgends auf einen festen Boden, und überall war es, als wachse ein Unkraut unter ihren Schritten auf, das sich ihnen hemmend und hindernd um die Füße legte. Wollten sie es nicht weiter wuchern, sich nicht davon völlig umgarnen lassen, so mußten sie es mit festem Auftreten niederzuhalten suchen. Es war ohnehin Zeit, sich in die große Gesellschaft einzuführen, wenn man überhaupt sich ihr anzuschließen beabsichtigte, und Renatus wünschte, wie schon erwähnt, sowohl für Cäcilie als für Vittoria einen sie zerstreuenden und unterhaltenden Umgang. Als man jedoch daran gehen wollte, die ersten gemeinsamen Besuche abzustatten, fand es sich, daß Vittoria durchaus nicht für das Leben in der Gesellschaft oder gar am Hofe mit ihrer Toilette eingerichtet war.

Dem Uebelstande mußte abgeholfen werden, denn Renatus

hielt sich den alten Grundsatz vor, daß, wer den Zweck wolle, auch die Mittel wollen müsse. Man ging also guten Muthes daran, eine neue und vollständige Ausstattung für Vittoria zu beschaffen, und diese selbst bezeigte wider alles Erwarten des Freiherrn eine große Freude daran. Weil sie niemals eine Stadt bewohnt, niemals das für die meisten Frauen so verführerische Vergnügen genossen hatte, reich versehene Magazine zu besuchen und sich in ihnen in freier Wahl nach ihrem Bedürfniß zu versorgen, reizte und erfreute sie alles, was ihr vor die Augen kam. Allerdings blieb sie ihrem Vorsatze, die Trauerfarbe in ihrer Kleidung niemals abzulegen, treu, aber auch für eine solche Tracht war es möglich, einen großen Geldaufwand zu machen, und Vittoria besaß, wenn er bisher in ihr auch niedergehalten worden war, den Sinn ihres Volkes für das Reiche und das Prächtige, das obenein ihrer besonderen Art von Schönheit sehr entsprechend war.

Sie hatte das Verlangen, in der großen Welt zu leben, zwar seit dem Tode ihres Gatten lebhaft gehegt, aber sie war es doch nicht gewesen, welche die Veranlassung zu der Ausführung dieses ihres Wunsches gegeben hatte, und eben deßhalb sah Renatus es als seine Pflicht an, ihr bei ihren jetzigen Ausgaben keine kleinliche Beschränkung aufzuerlegen. Er würde sich geschämt haben, die Witwe seines Vaters, die Baronin Vittoria, die neben dem Namen seines Hauses den stolzen Namen der Giustiniani trug, nicht ihrem Stande gemäß und nicht nach ihrer Neigung auftreten zu lassen, und er hatte daneben, da der Schönheitssinn seines Vaters auch auf ihn übergegangen war, eine wirkliche Freude daran, Vittoria in einer Weise gekleidet und geschmückt zu sehen, welche die immer noch auffallende Schönheit derselben zur rechten Geltung kommen ließ.

Jetzt erst, da Vittoria in die Gesellschaft gehen sollte, fing auch sie nach dem Schmuck zu fragen an, welchen ihr verstor-

bener Gatte ihr einst als ihr Eigenthum und als das Erbe des Hauses übergeben hatte, und Renatus konnte sich nicht überwinden, ihr oder gar seiner Frau das Geständniß zu machen, wie von dem vielbesprochenen Arten'schen Familienschmucke jetzt nicht mehr ein Stein vorhanden sei. Er meinte der Ehre seines Vaters damit zu nahe zu treten, und, wie er mit sich in seinem Innern deßhalb auch prüfend und überlegend zu Rathe ging, es war nicht persönliche Eitelkeit, auch nicht einmal der Wunsch, seine Frau und seine Stiefmutter in reichem Schmucke erscheinen zu lassen, sondern ganz eigentlich die Rücksicht auf das Andenken seines Vaters, es waren seine Kindesliebe und ein Gefühl für das, was er sich und seinem Hause schuldig sei, die ihn bewogen, sowohl für Vittoria als für Cäcilie heimlich Ankäufe von Schmuck zu machen. Sie kamen natürlich den einstigen Familien-Diamanten, wie die Baronin Angelika sie aus ihres Gatten Hand empfangen hatte, in keiner Weise gleich; indeß Cäcilie hatte die alten Brillanten niemals, Vittoria sie seit langer Zeit nicht mehr gesehen, und Renatus hatte also keine große Mühe, es den beiden Frauen glaublich zu machen, daß der verstorbene Freiherr während der Kriegsjahre einige der Werthstücke verkauft und daß er selbst jetzt den übrig gebliebenen Brillanten, Behufs der Theilung zwischen seiner Frau und seiner Mutter, eine neue Fassung habe geben lassen. Es gewährte ihm dabei eine Freude, zu sehen, wie wenig Vittoria zur Habsucht geneigt war, wie bereitwillig sie die Hälfte des, wie sie glauben mußte, ihr allein zu Recht gehörenden Schmuckes an die Schwiegertochter abtrat; und da nebenher auch Cäcilie ein außerordentliches Vergnügen über den Besitz dieser Diamanten kund gab, so schlug sich Renatus endlich die Sorge wegen dieser neuen und für seine gegenwärtigen Verhältnisse viel zu großen Ausgaben aus dem Sinne. Er tröstete sich damit, daß die Vorsehung, welche ihm so mannigfache, unerwartete Hindernisse

bereitet und Prüfungen jeder Art auferlegt habe, ihm doch endlich auch auf irgend eine unvorherzusehende Weise zu Hülfe kommen, daß sie es ihm möglich machen müsse, die guten und festen Vorsätze, die er schon in früher Jugend für seine einstige Ehe gehegt hatte, zur Ausführung zu bringen, damit er sich jenes schöne und würdige Familienleben aufrichten könne, welches ihm von jeher als das Ziel vorgeschwebt hatte, nach welchem vor Allem der wahre Edelmann zu streben habe. Daß ihm für diesen idealen Bau die beiden Hauptbedingungen: der feste Boden gesicherter Vermögensverhältnisse oder die Fähigkeit der zu jeder Entbehrung bereiten Selbstbeschränkung, fehlten, daran allerdings dachte der Freiherr nicht.

Mit seinem Namen, mit seinen Verbindungen und bei seiner militärischen Stellung fand er für seine Vorstellung bei Hofe keine Schwierigkeit; dennoch war der Empfang, welcher ihm und seiner Familie in den verschiedenen Hofstaaten zu Theil ward, je nach den, in den einzelnen Schlössern herrschenden Gesinnungen und Lebensgewohnheiten, sehr verschieden. Daß er von Seiten der Prinzessin, welche sich zu Hildegard's Beschützerin gemacht und deren Gunst Graf Gerhard sich erworben, auf keine günstige Stimmung für sich rechnen konnte, hatte sich Renatus im voraus gesagt. Aber die Gnade, welcher die Gräfin Rhoden sich von Seiten der Prinzessin von jeher erfreut hatte, machte es trotzdem für Cäcilie und für ihren Gatten zu einer Pflicht der Dankbarkeit, die Vorstellung bei der Prinzessin nachzusuchen, und Renatus, der in dem Regimente diente, dessen Chef eben der Gemahl der Prinzessin nach dem Kriege geworden war, fand sich damit ab, daß er wenigstens doch die Zufriedenheit und Geneigtheit dieses Letzteren besitze und es in seiner Gewalt habe, sie durch die strengste Pünktlichkeit im Dienste in immer höherem Grade zu verdienen.

Diese Pünktlichkeit im Dienste war es auch, welche den

König auf den jungen Major von Arten aufmerksam hatte werden lassen. In der ganzen Garde gab es bei den Cavallerie-Regimentern kaum eine andere Schwadron, deren Exercitien so vollendet, in welcher der Mann und sein Pferd so Eins, in der die Leute eine so in einander gefestete Masse und jeder Knopf und jede Schnalle so der strengsten Dienstvorschrift entsprechend gewesen wären, als in der des Majors von Arten. Aber wenn die Armee und ihre äußere Stattlichkeit auch der Stolz des Königs und die Freude an der regelrechten, seelenlosen Front jetzt nach den Kriegen noch mehr als vor denselben seine eigentliche Liebhaberei geworden war, so bestimmte doch der strenge, bis zur Uebertreibung gehende Ordnungssinn des Königs, aus welchem der ganze militärische Gamaschendienst entsprang, seine Anschauungen und Ansichten auch nach andern Seiten. Er erkannte überall nur mit Widerstreben die Nothwendigkeit oder die Berechtigung zu einer Ausnahme von der festen Regel an. Feste Gesetze für eine möglichst einförmige Menschenmasse, das war es, was ihm als Ideal vorschweben mochte. Er verabscheute jene Selbständigkeit des Einzelnen, welche sich ihre Lebensverhältnisse nach eigenem Bedürfen zu gestalten unternimmt; und wie er selber einst in seiner Ehe dem Volke nach den zügellosen Zeiten seines Vaters ein treffliches Vorbild der guten Sitte geliefert hatte, so verlangte er, daß auch von seiner Umgebung kein böses Beispiel gegeben, daß der Anstand und die Zucht in den Familien mit Gewissenhaftigkeit aufrecht und heilig erhalten und überall dasjenige vermieden werden sollte, was von sich sprechen machen, was Aufsehen oder gar ein Aergerniß erregen konnte.

Es waren also nicht eben besondere Anstrengungen dazu nöthig, den Major von Arten in der guten Meinung des Königs zu beeinträchtigen. Man bedurfte dazu keiner Künste, keiner Verleumdung, keiner Unwahrheit, die Sache machte sich ganz

von selbst. Die Prinzessin, welche nach dem frühen Tode seiner Gemahlin dem Könige nur noch näher getreten war, erwähnte nur einmal zufällig und bedauernd der armen, guten Gräfin Rhoden, die nun nach so langer Entfernung von der Hauptstadt unter so traurigen Verhältnissen wieder in dieselbe zurückgekehrt sei.

Der König, dessen nach Fürstenweise wohlgeschultem Gedächtniß nicht leicht eine Thatsache verloren ging, von der er einmal hatte sprechen hören, und der ebenfalls nach Fürstenweise von den Stadt- und Familienneuigkeiten unter der Hand gut unterrichtet zu sein liebte, meinte sich zu erinnern, daß die Tochter der Gräfin mit dem jetzigen Major von Arten frühzeitig versprochen worden war; und wie dann eine Frage nun die andere gab, erfuhr der König alles, was man über die Familiengeschichte der Freiherren von Arten wußte, vermuthete und fabelte. Das war aber durchweg danach angethan, dem Könige zu mißfallen.

Nicht hübsch, gar nicht hübsch von dem Major, sagte er, ein Mädchen Jahre lang warten und dann sitzen zu lassen! Auch von der Schwester nicht hübsch, gar nicht hübsch!

Er belobte die Prinzessin dafür, daß sie sich Hildegard's angenommen habe. Müssen sehen, dem Mädchen eine Versorgung, einen andern Mann zu schaffen! — Schade um den Major! sonst ein tüchtiger Offizier! fügte er in seiner abgerissenen Redeweise noch hinzu und erkundigte sich dann, was denn aus der Italienerin, aus der ehemaligen Nonne geworden sei, welche der Vater des Majors seiner Zeit aus dem Kloster entführt und aus Italien mitgebracht habe.

Man berichtete dem Könige, daß die Baronin im Hause ihres Stiefsohnes lebe, daß dieser den Sohn aus seines Vaters zweiter Ehe dem Kadettenhause übergeben habe, und wie von selbst schlossen sich die Erzählungen über die dem Major von

Arten sicherlich sehr unerwartete und unbequeme Ankunft und über das Erkranken der zum Katholizismus bekehrten Gräfin Haughton an jene Mittheilungen an. Der König, der in seiner protestantischen Strenggläubigkeit den Religionswechsel an sich, besonders aber den Uebertritt von Protestanten zum Katholizismus ungern sah, schüttelte mißbilligend das Haupt.

Könnte auch was Klügeres ihun, als die Arten'sche Genie-Wirthschaft fortzusetzen! Schickt sich nicht, schickt sich nicht für einen Offizier! wiederholte er noch einmal, indem er sich erhob, und das Urtheil über die Arten'sche Familie war mit diesen Worten für den ganzen Hof nur noch entschiedener als durch die Prinzessin ausgesprochen. Nur Einer ließ sich nicht davon bestimmen, nur auf den ältesten Sohn des Königs, auf den jungen, geistreichen und phantastischen Kronprinzen übte diese ganze Unterhaltung eine gerade entgegengesetzte Wirkung aus.

Er liebte die Künste und die Wissenschaften, er war ein Verehrer der alten italienischen Musik, seine Vorliebe für Italien und für die Gebräuche der katholischen Kirche war schon damals eine entschiedene, und es hatte daher eben nur der Erwähnung bedurft, daß die Baronin Vittoria von Arten eine entflohene Nonne und eine Meisterin im Vortrage der alten italienischen Kirchenmusik sei, um dem Kronprinzen das Verlangen nach ihrer Bekanntschaft einzuflößen. Eine ehemalige Nonne die alten, tiefsinnigen Melodieen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts inmitten der aufgeklärten und zum Theil so nüchternen Gesellschaft singen zu hören, bot für die Phantasie des lebhaften, jungen Prinzen einen reizenden Gegensatz dar, und die Erscheinung der verwittweten Baronin war wie dazu geschaffen, die Gerüchte über ihre Vergangenheit zu bestätigen.

Vittoria selber fühlte sich überrascht, als sie sich zum ersten Male in ihrem Leben in der reichen Tracht erblickte, welche die Etiquette bei den großen Hoffesten den Eingeladenen vorschreibt.

Das schwere Schleppkleid ließ ihre Gestalt größer erscheinen, als sie war, ihre Büste, ihr Nacken zeigten noch die vollendete Schönheit der italienischen Formen, und was die Zeit ihrem mächtigen Antlitze an Frische geraubt hatte, das ersetzte der Ausdruck ihrer Augen, das vermißte man nicht, wenn die Lebhaftigkeit des Gespräches ihre Wangen mit jener feinen Röthe färbte, welche eben auch nur den Südländern eigen ist.

Der Kronprinz, der über das Alter Vittoria's nicht unterrichtet gewesen war, hatte in ihr, wenn auch nicht eine alte, so doch eine wesentlich ältere Frau zu finden erwartet, und er war daher erstaunt, in ihr noch eine wirkliche Schönheit zu erblicken. Ihre stolze, edle Haltung gefiel ihm wohl, der weiche, tiefe Ton und die vollendete Reinheit, mit welchem sie ihre Muttersprache redete, erfreute sein gebildetes und für jeden Wohlklang sehr empfängliches Ohr, und als er dann am dritten Orte Vittoria einmal mit Cäcilie gemeinschaftlich singen zu hören die Gelegenheit gehabt, hatte er seine Freude über diesen seltenen Genuß so offen und warmherzig ausgesprochen, daß man überall, wo man auf die Anwesenheit des Kronprinzen sich Rechnung machen durfte, die Arten'sche Familie einlud, sicher, den Prinzen durch den Gesang der beiden Frauen angenehm zu unterhalten.

Plötzlich und wider sein Erwarten fand Renatus sich also auf diese Weise in eine Parteistellung gebracht, die er nicht gesucht hatte und die er nicht gewählt haben würde, hätte er es in seiner Hand gehabt, sie nach seinen Wünschen zu bestimmen. Er hatte seine Plane auf ein Vorwärtskommen im Militairdienste und auf die Anerkennung und Gunst des Königs gebaut; aber diese letztere ward ihm nicht zu Theil. Es hatte bei der einmaligen Einladung, mit welcher der König ihn beehrte, sein Bewenden; auch an dem Hofe der Prinzessin wurden Renatus und die Seinen nicht in der Weise, wie sie es wünschen mußten, aufgenommen; dafür aber empfingen alle diejenigen sie mit

offenen Armen, welche zu dem näheren Umgangskreise des Kronprinzen gehörten.

Renatus, der sich den vorsichtigen Intriguen seiner Schwägerin und seines Oheims gegenüber in die Nothwendigkeit versetzt sah, sich nach einem Stützpunkte und Anhalte umzuthun, und der, wie alle leicht bestimmbaren Menschen, sehr dazu geeignet war, dasjenige als seine freie Entschließung zu betrachten, was ihm von der Gewalt der Umstände abgezwungen oder aufgenöthigt ward, kam dadurch bald dahin, sich zu überreden, wie es für ihn, wie es für jeden jungen und vorwärts strebenden Mann gerathener sei, sich mit seinen Hoffnungen einem gleichalterigen Fürsten anzuschließen, als deren Erfüllung allein von der augenblicklichen Gunst eines älteren Mannes abhängig zu machen, und die Frauen bestärkten ihn in dieser Ansicht. Sie waren beide in ihrem Innern herzlich froh, die Gräfin Rhoden und mehr noch Hildegard und den Grafen Gerhard so viel als möglich zu vermeiden. Ihnen sagte der jüngere, lebenslustige Theil der Gesellschaft besser zu, als die ernsthaften Unterhaltungen in den Gemächern der Prinzessin, und Renatus, der es in den Tuilerieen und in den Sälen der Herzogin von Duras wohl erlernt hatte, sich in den durch Geist und Anmuth verfeinerten Umgangsformen eines gebildeten Hofes mit Leichtigkeit zu bewegen, fand sich in der Nähe des jungen, immer angeregten, jedem neuen Eindrucke offenen, leicht bewegten und die Andern mit sich fortreißenden Prinzen völlig wie in seinem Elemente.

Es focht ihn schon nach wenig Monaten nicht mehr besonders an, daß sein inneres Zerwürfniß mit seinen und seiner Gattin Anverwandten Niemandem verborgen war. Er suchte die Gesellschaft des Grafen Gerhard und die der Gräfin Rhoden nicht, aber er vermied sie eben so wenig und hinderte auch ihre Anwesenheit in seinem Hause nicht. Es war ihm sogar nicht unwillkommen, wenn sie sich überzeugten, daß ihre heimliche

Feindschaft ihn nicht beeinträchtigt habe, daß er sich, wenn auch nicht in der ihren, so doch inmitten der ihm erwünschtesten Gesellschaft viel begehrt, bewege und daß auch ihm die Gunst eines Mächtigen nicht fehle.

Es freute ihn, wenn Hildegard es hörte, wie man Cäciliens blühende Frische, ihren kindlichen Frohsinn und ihren Gesang bewunderte; es freute ihn, wenn er seinem Oheim und seiner Schwiegermutter sagen konnte, daß der Kronprinz am Abend zum Thee bei ihm erscheinen werde, weil man heute eine alte Messe in seinem Hause singe; und daß die Art der Geselligkeit, in die Renatus, wie er sich sagen durfte, fast ohne all sein Zuthun hineingezogen worden war, ihn zu einem größeren Haushalte und zu mannigfachen Ausgaben veranlaßte, den zu führen und die über sich zu nehmen eigentlich nicht in seinen Absichten gelegen hatte, darüber durfte er sich kein Bedenken und keinen Vorwurf machen. Er that ja nur, was von einem Manne in seiner Stellung und in seinen Verhältnissen gebieterisch gefordert ward; er that nur, was die Erfahrensten ihm auf andern Gebieten zu thun stets gerathen hatten. Er durfte die Mittel nicht schonen, wenn sie dem richtigen Zwecke galten, und wie er Rothenfeld und Neudorf hatte verkaufen müssen, um die Capitalien für den Betrieb der Richtener Wirthschaft flüssig zu machen, so mußte er jetzt kein kleinliches Bedenken dagegen tragen, sich ein paar Tausend Thaler, deren er für sein breiteres Leben durchaus bedürftig war, auf Wechsel zu verschaffen.

Sich einer solchen geringfügigen Summe wegen aus der Gesellschaft zurückzuziehen, auf die errungenen Vortheile zu verzichten, den heimlichen Gegnern das Feld zu räumen, statt ihnen die Stirn zu bieten, das hätte gegen alle Regeln der Kriegskunst arg verstoßen; und vollends sich freiwillig aus der Nähe des Kronprinzen zu verbannen, freiwillig allen den Aussichten zu entsagen, welche die beginnende Gunst desselben für die Zu-

kunft verhieß, das wäre, wie Renatus meinte, eine unverantwortliche Unklugheit gewesen, eine Unklugheit, deren er, ohne ein Unrecht an seiner Familie zu begehen, sich nicht schuldig machen durfte.

Er konnte sich sagen, daß er sich jetzt in völlig geregelten Verhältnissen befinde. Er hatte ein festes Gehalt, ein sicheres, wenn auch nur allmähliches Avancement im Heere vor sich, sein Gut war den Umständen nach in vortheilhafte Pacht gegeben, seine Einnahmen waren keineswegs unbeträchtlich. Nur seine Ausgaben waren allerdings in diesem letzten halben Jahre über alles Voraussehen groß gewesen; aber man hatte nicht in jedem Jahre sich neu einzurichten, nicht in jedem Jahre die völlige Ausstattung für zwei Frauen und für den Bruder zu beschaffen, nicht in jedem Jahre sich in der Gesellschaft festzusetzen, und so lange man sich eine so genaue und strenge Rechnung legte, als er es that, hatte es nach seiner Ansicht ohnehin mit seinen Verhältnissen nicht das mindeste Bedenken; denn nur die achtlose, die sorglose Wirthschaft war seinem Vater so gefährlich, so verderblich geworden. Und es handelte sich ja nur um wenig Monate. Schon im Laufe der nächsten Zeit, wenn die Gesellschaft aus einander ging, und namentlich in den Sommermonaten ließen sich sehr leicht Ersparnisse machen, mittels deren das neue, kleine Anlehen zu bezahlen war. Renatus war deßhalb ganz unbesorgt. Er hätte es für eine ganz unnöthige Grausamkeit gehalten, seine Frau oder seine Stiefmutter mit der Erwähnung dieser Thatsachen in dem unschuldigen und fröhlichen Lebensgenusse, dem sich beide zum ersten Male überlassen durften, irgendwie zu stören. Er hatte sie dazu zu lieb, der Beifall, den sie ernteten, that ihm selbst zu wohl, und er fühlte sich auch Mann genug, sie, ohne daß sie etwas davon ahnten, an solchen kleinen Klippen still vorbei zu führen.

Hätte er über Eleonorens Schicksal nur eben so ruhig sein können!

Fünftes Capitel.

Seba hatte während des Krieges an manchem Krankenbette gewaltet und gewacht; sie hatte dabei manchem Kummer, manchem tiefen Schmerze, mancher Trauer und schwerem Herzeleid begegnen und es mit ihren Kranken tragen lernen; aber eine ähnliche Verzweiflung, wie sie sich in Eleonorens Fieberphantasieen kundgab, war nie vor ihr laut geworden, und nur in den traurigen Erinnerungen an ihre eigene Jugend fand sie die Kraft, deren sie an diesem Krankenbette bedurfte.

Viele, viele Tage vergingen, ohne daß Eleonore zu irgend einem klaren Bewußtsein gelangte. Sie hatte in den letzten Monaten so viel, so Gewaltiges erlebt, so große Erschütterungen durchgemacht, daß alles, was ihr begegnet war und was ihr augenblicklich begegnete, sich bei ihrer Schwäche in ihren Träumen und Fieberphantasieen durch einander wirrte. Bisweilen meinte sie in ihrem Schlosse zu sein und beschwerte sich darüber, daß man ihr Zimmer so verändert habe; dann wieder glaubte sie sich in Rom in einer Klosterzelle, und als sie eines Tages in zufälliger Bewegung mit ihren Händen nach dem Haupte faßte und die Fülle des Haares vermißte, das man ihr auf des Arztes Anordnung während ihrer Krankheit abgeschnitten hatte, rang sich der laute Aufschrei: „Es ist vollbracht!“ aus ihrem Herzen empor, und sich weit über ihr Lager hinausbeugend, umschlang sie Seba's Leib mit ihren Armen, und ihr Antlitz auf den Knieen ihrer Pflegerin verbergend, weinte sie bitterlich.

Mit der leidenschaftlichsten Sehnsucht rief sie nach dem Abbé und verlangte doch, daß man sie vor ihm beschützen solle. Sie beschwor dann Seba, mit ihr aus den engen Mauern dieses Klosters zu entfliehen, heimlich mit ihr fortzugehen aus dem fremden Lande und sie nach ihrer Heimath zu bringen, unter den Schatten ihrer eigenen Bäume, an das Ufer des Flusses, der durch ihre Wiesen floß. Sie nannte sich bald eine mächtige Königin, bald eine Gefangene.

Wer darf mich halten? Wer hat Gewalt über mich, wenn ich frei sein will? rief sie in wilder Heftigkeit und flehte im nächsten Augenblicke, daß man ihr ihre Seele wiedergeben solle, damit sie nicht wie ein Schemen unter den Menschen umherzuirren brauche. Das Fieber war im Abnehmen, aber die Vorstellungen der Kranken blieben verwirrt, und die Besorgniß, daß eine dauernde Störung der Denkkraft zurückbleiben könne, hielt diejenigen, welche an dem Schicksale Eleonorens Antheil nahmen, in angstvoller Spannung.

Paul und Davide sahen es mit Sorge, wie Seba in der Frühe das Haus verließ und erst am Abende spät und ermüdet von der Kranken wiederkehrte; aber sie wußten es, daß es vergebens sein würde, sie von den Liebeswerken abzuhalten, die sie als ihre Lebensaufgabe betrachtete.

Ihr braucht mich nicht, sagte sie mit ihrer sanften Ruhe, wenn ihre Pflegekinder ihr doch bisweilen die Vorstellung zu machen versuchten, daß sie sich ihnen nicht so ganz entziehen, daß sie an sich selber denken, sich schonen solle. Ihr braucht mich nicht, denn Ihr seid glücklich. Ihr kennt Euren Weg und Euer Ziel; dort aber ist ein armes, völlig verirrtes Geschöpf. Wie sollte ich anstehen, ihm die Hand zu bieten, damit es nicht verloren geht? Wer wie ich sein eigenes Leben durch seine Schuld nicht zur reinen Schönheit gestalten, nicht zu einem in sich selbständig vollendeten machen konnte, der muß es für Andere

zu verwerthen und nützlich zu machen suchen; und Ihr wißt es ja, ich finde darin ein großes Glück. Vielleicht trägt die Natur den Sieg davon, vielleicht erhalten wir Eleonore dem Leben, vielleicht kann man sie sich selber wiedergeben. Sie ist so jung, sie ist ohne Liebe aufgewachsen, und sie ist so schön! fügte sie dann stets hinzu und ging voll hoffender Beharrlichkeit immer wieder an das Krankenbett zurück.

Das Jahr war fast zu Ende, ehe Eleonore auch nur zu fragen anfing, wo sie sich befinde oder wer die Fremde sei, die neben ihrer alten englischen Amme an ihrem Lager weile; und noch eine geraume Zeit verging, ehe sie zusammenhängend über sich zu denken, ehe sie ihre Gedanken wieder mitzutheilen im Stande war.

Was der Beobachtung Seba's zuerst auffiel, war, daß Eleonore zwar an jedem Morgen und an jedem Abende mit tiefer Inbrunst betete, daß sie sich aber nie des Kreuzes dabei bediente, welches sie an einer goldenen, zugelötheten Kette an ihrem Halse trug; und die Sonne schien schon wieder frühlingswarm auf die Erde herab, als die Genesende sich eines Tages erkundigte, ob es ihr geträumt habe, daß der Freiherr von Arten bei ihr gewesen sei, als sie erkrankt war.

Man sagte ihr, daß ihre Erinnerung sie nicht täusche. Sie wollte wissen, weßhalb er nicht wiedergekommen sei. Als man ihr das Verbot des Arztes, irgend Jemanden zu ihr zu lassen, vorhielt, erkundigte sie sich, ob Seba vielleicht den Freiherrn kenne.

Er hat mich zu Ihnen geholt, mein Kind, antwortete ihr diese.

Sind Sie mit ihm verwandt? fragte Eleonore.

Nein, aber seine Mutter war meine Freundin, und als ich jung war, wie Sie jetzt, habe ich seine Mutter, die auch viel Kummer hatte, in meinem Vaterhause lange gepflegt.

Eleonore gab sich damit zufrieden. Matt, wie sie es war, gehörten nur wenig Vorstellungen dazu, sie eine geraume Zeit zu beschäftigen, und erst nach langem Schweigen richtete sie sich ein wenig in die Höhe und sprach: Sie sagten, die Mutter des Freiherrn von Arten habe auch viel Kummer gehabt; Sie wissen also, daß ich Kummer habe?

Ihre Worte, Ihre unbewußten Klagen haben es mir verrathen, entgegnete ihr Seba; aber sorgen Sie Sich nicht darum. Was ich vernommen habe, hat mir Mitleid mit Ihnen, hat mir Liebe für Sie eingeflößt, und es ist bei mir wohl aufgehoben.

Sind Sie katholisch? forschte Eleonore weiter.

Nein, ich bin eine Jüdin, antwortete ihr Seba.

Eleonore sah sie ungläubig und wie erschreckend an, und als mache sie sich diesen Blick zum Vorwurfe, ergriff sie plötzlich die Hand ihrer Pflegerin und küßte sie zu wiederholten Malen. Seba hinderte sie nicht daran. Alles, was sie während Eleonorens langer Krankheit von Renatus über die Vergangenheit dieses Mädchens erfahren, alles, was Eleonorens Amme ihr über die Vorgänge in Haughton Castle gesagt, hatte Seba überzeugt, daß Eleonore einer völligen Umgestaltung ihres ganzen Wesens bedürftig sei, wenn sie nicht aus Verzweiflung über sich selber untergehen solle; und wie man ein Kind langsam und allmählich auf die Begriffe hinführt, die man ihm zu geben wünscht, wie man es so leitet und führt, daß es sehen muß, was man es sehen lassen will, so langsam und so vorsichtig leitete Seba die Gedanken ihres neuen Pfleglings auf den Pfad, auf welchem sie Heilung und Rettung für Eleonore finden zu können hoffte.

Weil sie selber sich gewöhnt hatte, das Leben eines Menschen in seinem ganzen Zusammenhange zu betrachten und Ursache und Wirkung einander gegenüber zu stellen, hatte sie die Kunst erlernt, sich es in den meisten Fällen klar zu machen, durch

welche Umstände ein Charakter sich eben so und nicht anders gebildet habe. Noch ehe also ihre Kranke im Stande war, sich über sich selbst auszusprechen, wußte die feinsinnige Pflegerin, was Eleonoren von Jugend auf gemangelt hatte, und sann darüber in stillem Herzen nach, wie sie diesem auf den reichen und prächtigen Höhen des Lebens geborenen und erzogenen Mädchen den Segen zuwenden könne, der in der Hütte des Armen dem Kinde selten fehlt — den Segen der selbstlosen Liebe, die selbstlos lieben lehrt.

Eleonore hatte ihre Mutter nicht gekannt, ihr Vater, der Marquis von Lauzun, war nicht der Mann gewesen, einem Kinde durch seine Hingebung die Mutterliebe zu ersetzen, und Arabella Warwell, zu deren strengen Grundsätzen und zu deren starkem Verstande Eleonoren's Mutter mit Recht ein großes Vertrauen gehegt hatte, war selbst eine Waise und in der Erziehung ihres Pfleglings von dem Gedanken geleitet gewesen, daß sie das verwaiste Mädchen vor allen Dingen dahin gewöhnen und bilden müsse, in sich selbst beruhen und den nachtheiligen Einflüssen widerstehen zu lernen, welche ihm von Seiten der Herzogin schon frühe drohten. Mit bewußter Absicht hatte ihre Erzieherin die junge Gräfin mißtrauisch gegen ihre Tante und gegen die Freunde derselben gemacht. Mit Geflissenheit hatte sie das ohnehin sehr selbstgewisse Mädchen darauf angewiesen, nur seinen eigenen Eingebungen, nur seinem eigenen Verstande zu folgen, und die glänzende Ausnahmestellung, in welcher Eleonore sich befand, die unausgesetzte Bewunderung und Huldigung, welche ihr von den Männern seit ihrem ersten Auftreten in der Gesellschaft dargebracht wurden, hatten die junge Gräfin mehr und mehr dazu verleitet, nichts zu begehren und zu bedürfen, als immer neue Nahrung für ihre eitle Selbstgenügsamkeit, immer neue Befriedigung für ihren ungemessenen Stolz.

Ihre Erzieherin war in Folge einer Herzenstäuschung un-

vermählt geblieben, und wie sie, um sich für den Irrthum ihrer Jugend zu bestrafen, sich eben deßhalb zu einer unerbittlich scharfen Beobachterin gemacht hatte, war auch Eleonore durch sie gewöhnt worden, an die Menschen, und namentlich an die Männer, ideale Maßstäbe anzulegen und schonungslos über sie abzuurtheilen, wo sie diesen Maßstäben nicht entsprachen. Fräulein Warwell hatte gewünscht, Eleonore vor dem Mißgriffe zu bewahren, den sie selber einst begangen, als sie in einem geringen und unbedeutenden Manne die Eigenschaften zu finden geglaubt hatte, die sie in ihrem Gatten sich ersehnte; und alles, was sie für ihre Pflegebefohlene damit erreichte, war die Erweckung des Glaubens gewesen, daß kaum ein Mann es werth sei, von einem edeln, reinen Frauenherzen mit voller Hingebung geliebt zu werden, daß nur selten ein Mann es verstehe, den Werth einer großen weiblichen Seele und das Opfer ihrer Hingebung zu würdigen, und daß es das höchste, ja, das einzige Glück des Weibes sei, den Mann zu finden, den es in Bewunderung lieben, den es über sich stellen könne, während er in jedem Augenblicke wisse, was diese freiwillige Unterordnung des Weibes von ihm fordere und ihm auferlege. Mitten in einer auf den äußern Lebensgenuß, auf Befriedigung ihres weltlichen Ehrgeizes gestellten Gesellschaft hatte Eleonore einsam da gestanden, in hoher Selbstüberschätzung von dem Leben die Gewährung und Erfüllung ihrer idealen und überspannten Ansprüche erwartend, nach Liebe dürstend und doch in keiner Weise darauf vorbereitet, sich an die Liebe liebend hinzugeben.

So hatte der Abbé sie gefunden, und entschlossen, sich ihrer für seine Kirche zu bemächtigen, hatte er das traurige Werk ihrer Erzieherin vollendet, Eleonore ganz abzutrennen von dem Zusammenhange mit ihrer Umgebung, um sie sich desto leichter aneignen zu können. Daß seine Schönheit, seine persönliche Bedeutung Eleonorens Liebe für ihn erweckten, hatte er früh

gesehen, früh zu benutzen gewußt; selbst die Leidenschaft, die in ihm für die Gräfin erwacht war, hatte er seinen Zwecken dienstbar gemacht. Es hatte ihm das wollüstige Entzücken der Herrschsucht und den Genuß gewährt, den man empfindet, wenn man sich seinem Ziele nahe sieht, als er Eleonore, Dank seinen Rathschlägen, vom Hofe verwiesen, von dem Freiherrn, dem sie sich angetragen, verschmäht, völlig vereinsamt gefunden hatte; und erst als sie, aufgegeben auch von der Gesellschaft ihres Heimathlandes, sich hülferufend an ihn gewendet, war er vor ihr erschienen, erst da hatte er das Kreuz mit dem Bilde des Gekreuzigten vor ihr erhoben und es ihr als die Zufluchtsstätte dargeboten, in der er und sie sich begegnen, er und sie sich in einer ewigen und ausschließlichen Liebe zusammenfinden konnten.

Nicht aus Ueberzeugung, nur aus Leidenschaft für den Geliebten war Eleonore zu der katholischen Kirche übergetreten; nicht eine Befriedigung ihres Herzens, nicht eine neue Beseligung hatte sie in dem Anschlusse an den Katholizismus gesucht, sondern nur ihn, den Geliebten, der in diesem Glauben seine Welt zu haben behauptete, ihn, der ihr verheißen hatte, sich nie von ihr zu trennen, wenn sie ihn zu suchen käme, wo er seines Lebens, seines Geistes, seines Wirkens Heimath habe. Und als sie nun zu seiner Kirche sich hingewendet, da hatte er sich ihr entzogen, da hatte er das junge Weib, das man gewiegt hatte mit allen Ansprüchen auf der Erde höchstes Glück und das sich in der Lage wußte, es einem geliebten Manne und sich selbst in jedem Augenblicke bereiten zu können, von sich gestoßen mit der grausamen Lust der Willkür, der einzigen Freiheit, die sein Eid ihm gönnte.

Ich muß Dich fliehen, denn ich liebe Dich! hatte er ihr gesagt. Willst Du mich wiedersehen, willst Du mich nicht verlieren, so mußt Du alles daran setzen, was Du hast und bist, so mußt Du der Welt entsagen, wie ich es gethan habe, und

eines unlöslichen Schwures Schranken müssen aufgerichtet werden zwischen uns, zwischen mir und Dir, denn wir sind Menschen!

Eleonore hatte ihm auch diesen Schwur geleistet! Was hätte ihre Liebe dem Abgotte ihres Herzens versagen können, so lange er an ihrer Seite war, so lange sein Blick, sein Wort sie beherrschten und in ihre Bande schlugen? Aber die Lebenslust in ihr war zu mächtig. Ihre Jugend, ihre Schönheit in der Gefangenschaft eines Klosters verblühen zu lassen, der Heimath, dem Ahnenschlosse ihrer Väter und vor Allem der königlichen Freiheit zu entsagen, deren sie sich theilhaftig gewußt und gefühlt seit ihrer frühesten Kindheit an, das war über ihre Kräfte gegangen. Auf ihren Knieen hatte sie den Abbé beschworen, sie von der Erfüllung des Eides zu entbinden, den er ihr auferlegt; mit inbrünstiger Liebe hatte sie von ihm begehrt, sich begnügen zu lassen mit ihrem Gelöbniß, daß sie niemals einem Andern angehören wolle, und ihr Leiter und Führer zu bleiben in der Welt und in der Freiheit, denen zu entsagen sie sich nicht entschließen konnte. Sie hatte kein Gehör bei ihm gefunden. Voll Mißtrauen in die Zulänglichkeit der eigenen Kraft, mit dem festesten Glauben an die Gewalt von Eleonorens Liebe hatte er sie verlassen — sicher, daß sie ihm folgen werde, wohin er immer gehe, bis er sie hingeführt haben würde zu dem Altare, auf dem sie ihre Zukunft opfern und sich und ihren reichen Besitz der Gemeinschaft einverleiben sollte, der er angehörte, und deren Unerbittlichkeit er sich verfallen wußte, wenn er ihren Erwartungen nicht entsprach, wie er's verheißen, wie man es von ihm erwartet hatte.

Seine Berechnung hatte ihn auch nicht getäuscht. Wie von einer Naturgewalt gezwungen, war Eleonore ihm nach Deutschland nachgeeilt, und noch einmal hatte er sich von ihr entfernt. Noch einmal hatte sie erkennen müssen, daß keine Gnade von

ihm zu hoffen sei, und überwältigt von der Größe ihres inneren Kampfes war sie zusammengebrochen, ihrer selbst nicht länger mächtig.

Es war Herbst gewesen, als die Krankheit sie ergriffen, das Bewußtsein sie verlassen hatte; nun war es Frühling geworden. In einfacher Umgebung, unbewundert, von Niemandem beansprucht, fremd und in der Fremde, hülflos wie ein Kind, so lag sie da, und die warmen Sonnenstrahlen, die auf den Wänden wie die rieselnden Wellen eines lichten Stromes hin und wieder flossen, waren ihres Auges stille Freude. Sie war zufrieden, daß sie dieselben sehen konnte, daß sie noch athmete, daß der Erde dunkler Schooß sie noch nicht umfing.

Eines Morgens, als die Sonne auch wieder freundlich in ihr Zimmer schien, trat in der Frühe Seba bei ihr ein und legte ein paar Veilchen auf ihr Lager. Es sind die ersten unseres Gartens, sagte sie. Meiner Pflegetochter Söhnchen hat sie gepflückt und sendet sie Ihnen mit einem schönen Guten Morgen.

Eleonore nahm die Veilchen in die Hand; ihr Duft, ihre Form, ihr ganzer Anblick schienen ihr wie neu. Sie drückte sie an ihre Lippen und die Thränen traten ihr in die Augen.

Seba fragte, was sie so bewege.

Es rührt mich, antwortete ihr Eleonore, daß hier in der Fremde Blumen für mich wachsen und daß ein fremdes Kind sie für mich pflückt. Lieben Sie die Kinder?

Welche Frage! rief Seba. Wer sollte den Frühling, wer sollte die Hoffnung nicht lieben? In tiefster, eigener Entmuthigung hat die Beschäftigung mit Kindern mich aufgerichtet, und noch heute, wenn ich mich niedergeschlagen fühle, brauche ich nur auf die schöne Zuversicht hinzublicken, mit welcher die Kinder in das Leben schauen, um zu begreifen, daß schon in dem bloßen Wollen, Streben, Hoffen ein Glück verborgen liegt. Und nun vollends der Gedanke, wie leicht man solch ein Kind erfreuen

kann! Diesen holden, genügsamen Geschöpfen gegenüber besitzen wir ja eine wahrhaft göttliche Allmacht!

Eleonore seufzte und kaum hörbar sagte sie: Ich habe nie ein Kind bei mir gehabt, nie mit einem Kinde gespielt, und keinem Kinde je etwas zu Lieb gethan.

Armes Mädchen, sagte Seba, Sie sind eben einsam und ohne Liebe groß geworden; Sie werden viel nachzuholen haben, wenn Sie erst genesen sind!

Eleonore schüttelte traurig das schöne bleiche Haupt, Seba brach von dem Gespräche augenblicklich ab; indeß Eleonore blieb fort und fort mit dem Gedanken an den Knaben, der die Blumen für sie gesendet hatte, beschäftigt. Sie wollte wissen, wie alt er sei, sie wollte, daß Seba ihr beschreibe, wie er aussehe, und als diese von ihrer Uhrkette die Kapsel loslöste, in welcher sie das Miniaturbild ihres Lieblings trug, konnte Eleonore sich an dem blonden Lockenkopfe und an den hellen, braunen Augen des Kindes gar nicht satt sehen. Sie fragte nach des Knaben Mutter, nach seinem Vater, nach Seba's Verwandtschaft mit ihnen, nach ihrem Thun und Treiben, und Seba konnte es bemerken, wie die schlichte Darstellung dieses gesunden und beglückten Familienlebens die junge Gräfin, als etwas ihr völlig Unbekanntes, anzog und bewegte.

Am Abende, da Seba sie, wie immer, verlassen wollte, hielt Eleonore sie zurück. Sie schien etwas auf dem Herzen zu haben und Scheu zu hegen, es zu offenbaren. Endlich, als Seba sich erkundigte, ob sie irgend etwas wünsche, was sie ihr gewähren könne, fragte die Genesende: War meine Krankheit von der Art, daß meine Nähe Andern Nachtheil bringen konnte? Ist eine Ansteckung für diejenigen zu befürchten, die mich jetzt besuchen?

Seba verneinte es auf das bestimmteste. Da richtete sich Eleonore auf, ergriff die Hände ihrer Pflegerin und sagte: Sie

haben so viel für mich gethan; Herr Tremann und seine Frau haben mir so großmüthig durch alle diese langen Monate Ihre Pflege gegönnt, bitten Sie sie — Aber es war, als halte eine unbesiegliche Scheu sie von dem Aussprechen des Wortes zurück. Sie verstummte plötzlich, und erst als Seba ihre frühere Frage wiederholte, sagte Eleonore, während ein flüchtiges Roth ihre eingesunkenen Wangen färbte und ein verschämtes Lächeln ihren schönen Mund umspielte: Wenn es ihm nicht schadet, wenn es ihm gar nicht schadet, und wenn seine Eltern ihn mir einmal senden wollen — bringen Sie mir den Knaben mit!

Man hatte keinen Grund, ihr die Erfüllung dieses Wunsches zu verweigern, und Davide war so stolz auf ihres Knaben Schönheit, daß sie sich ein Fest daraus machte, ihn auch von Andern bewundert zu sehen. Schon am nächsten Tage also führte Seba ihn der Kranken zu. Der Kleine war keines der Kinder, die durch eine fremde Umgebung befangen werden. Wo er nur einen der Seinen bei sich hatte und man ihn gewähren ließ, war er zu Hause oder setzte er sich mit seinen schnellen und bestimmten Fragen doch sehr bald zurecht.

Eleonore, die des Deutschen nur wenig mächtig war, verstand den Knaben kaum, der noch unzusammenhängend sprach, aber sein bloßes Dasein war ihr eine Freude. Sie vergaß sich völlig, wenn sie zusehen konnte, wie er sich tummelte, sie strengte sich an, zu errathen, was er wolle, sie ließ aus ihren Koffern hervorholen, was ihn freuen, ihn einen Augenblick beschäftigen konnte, und wenn es geschah, daß der Knabe sich mit einem Worte, mit einem Verlangen an sie wendete, wenn es ihr gelang, ihn neben sich festzuhalten, so glänzte ein Ausdruck des Vergnügens in ihren Augen, der Seba rührte, weil er bei Eleonoren fast jedes Mal der Vorbote eines Seufzers und jener Schwermuth wurde, die sie bis dahin nicht verlassen hatte.

Kein Tag verging seitdem, ohne daß man ihr den Knaben

brachte; bald konnte auch Davide mit ihm bei Eleonoren verweilen, und man konnte daran denken, die Genesende an einem warmen Mittage in den Tremann'schen Garten fahren zu lassen, damit sie in Ruhe und Stille sich der Luft erfreue. Die verschiedenen Familienmitglieder leisteten ihr dabei abwechselnd Gesellschaft. Man holte ihr, weil sie es wünschte, das Töchterchen herbei, welches Davide ihrem Manne im Laufe des Winters geboren hatte, und obschon Eleonore noch sehr matt war, verlangte sie, daß man ihr den Säugling geben, daß man das schlafende Kind auf ihren Knieen ruhen lassen solle. Sie sagte nicht, was in ihrem Herzen vorging, aber es war für die sie beobachtende Familie kein Räthsel. Man ließ sie still gewähren, sie war Allen bereits werth geworden.

Davide, deren Mutterherz sich zu Eleonoren um der Liebe willen hingezogen fühlte, welche diese ihren Kindern entgegenbrachte, that schon nach wenig Tagen ihrem Gatten und ihrer Pflegemutter den Vorschlag, daß man die Gräfin ganz in ihr Haus übersiedeln möge, wo sie besser als in dem Gasthofe aufgehoben sein würde; indeß wider ihr Erwarten wies Paul vorläufig diesen Vorschlag noch zurück, und zu noch größerem Erstaunen der jungen Frau stimmte Seba ihm in seiner Meinung bei, daß es noch nicht an der Zeit sei, Eleonore von dem traurigen Gefühle ihrer Vereinsamung zu befreien. Sie waren beide der Ansicht, man müsse der Gräfin Zeit zur Einkehr in sich selber lassen. Daß sie es bereue, zum Katholizismus übergetreten zu sein, daß ihr Freiheitssinn vor dem Eide zurückschrecke, mit dem sie sich vor dem Abbé gebunden hatte, und das mit der beglückenden Empfindung des Genesens ihr Widerwille gegen den Eintritt in ein Kloster nur gewachsen sei, davon hatten verschiedene, ganz beiläufige, ganz unwillkürlich gethane Aeußerungen der jungen Gräfin Seba überzeugt. Es gab sich fast bei jedem Anlaß kund, wie schwer Eleonore es fühle, den alten Anhalt

ihres Daseins verloren und keinen neuen, ihr genügenden dafür gefunden zu haben.

Als Seba ihr angeboten, Miß Warwell herbeizurufen, hatte die Genesende dies abgelehnt. Ich habe mich freiwillig von ihr geschieden, sagte sie, und ihre in jedem Betrachte unduldsame Strenge kann und wird mir nicht verzeihen, was ich gethan habe. Sie ist abhängig von ihren vorgefaßten Meinungen, abhängig von Ueberzeugungen, die sie auf Treu und Glauben angenommen hat, abhängig auch vor allen Dingen von der Ansicht und dem Urtheile ihrer Umgebung. Ich habe mich losgesagt von ihr, mich abgeschworen von ihrer Kirche, ihre Gesellschaft hat mich ausgestoßen: ich bin für sie nicht mehr vorhanden! Und mit einer Bitterkeit, welche sich oftmals in Eleonorens Worten zeigte, setzte sie hinzu: Ich wollte ja frei sein! Nun bin ich frei, frei wie der Vogel in der Luft! Wen kümmert es, wohin er zieht und wo er endet?

Bisweilen fragte sie, ob Briefe für sie angekommen wären. Aber sie schien zufrieden, wenn man es ihr verneinte. Merkte sie dann, daß dies ihren neuen Freunden auffiel, so äußerte sie, gleichsam sich entschuldigend, sie habe Ruhe nöthig, sie müsse sich erst wieder daran gewöhnen, daß sie weiter leben solle. Und als Paul, dessen männliche Bestimmtheit von dem ersten Augenblicke an einen guten Eindruck auf sie machte, sie nach einer solchen Aeußerung einmal fragend ansah, sprach sie: Ich habe zu sterben geglaubt und war damit zufrieden; denn was soll ich noch im Leben und in einer Welt, der nicht mehr anzugehören ich geschworen habe? Und doch liebe ich noch diese Welt, doch freut mich noch die Luft und das Licht, doch entzückt mich das Lächeln Ihrer Kinder, und ich könnte weinen über die Güte, die Sie Alle mir beweisen; vor Schmerz und vor Freude weinen, wenn ich es hier sehe, wie glücklich man auf Erden sein kann!

Als ihre Kräfte gewachsen waren, verlangte sie nach Renatus. Sie wollte ihm danken für all das Gute, welches ihr durch seine Vermittlung während der langen Leidenszeit zu Theil geworden war; aber das Wiedersehen that weder der jungen Gräfin, noch ihrem Freunde wohl. Sie konnten sich nicht in einander finden.

Ist das die strahlende Eleonore? Ist dieses Mädchen mit den sanften, hülfesuchenden Augen das königliche Wesen, dem meine Huldigung sich kaum zu nahen wagte? fragte Renatus sich in seinem Innern, und es war ihm, als habe er die Gräfin in einer ihr feindlichen Verzauberung vor sich, da ihr die stolze Umgebung fehlte, in der er sie bisher zu sehen gewohnt gewesen war.

Er hatte Mitleid mit ihr, aber er schämte sich fast der anbetenden Empfindung, mit der er einst zu ihr emporgeblickt, und sie hinwiederum hatte ihre gegenwärtige Lage nie schwerer als in des Freiherrn Gegenwart gefühlt. Sein Bedauern that ihr wehe.

Sie hätte den Freiherrn bitten mögen, sie zu meiden, hätte sie nicht gefürchtet, den Schein der Undankbarkeit oder den der Feigheit auf sich zu laden. Sie ließ es also geschehen, daß Renatus, um sich und Eleonore vor den Mißdeutungen der gegen sie erregten übelwollenden Neugier zu bewahren, auch seine Frau und seine Stiefmutter zu ihr brachte. Aber auch an dem Beisammensein mit diesen beiden Frauen fand Eleonore kein Gefallen. Sie konnte die Stunde nicht vergessen, in welcher sie sich dem Freiherrn zur Gattin angetragen hatte. Sie nannte es in ihrem Herzen eine durchaus berechtigte That, daß er sie zurückgewiesen hatte; dennoch vermochte sie die Mißempfindung gegen die Frau, um derentwillen sie, wie sie glauben mußte, verschmäht worden war, in sich nicht zu besiegen. Die Zuvorkommenheit, mit welcher Cäcilie ihr begegnete, kam ihr erkünstelt

vor und war es auch zum Theil, und die Erzählungen aus der Gesellschaft, durch welche sie und Vittoria die junge Gräfin zu unterhalten strebten, hatten keinen Reiz für diese letztere. Eleonore dachte nicht daran, an diesem Hofe zu erscheinen. Die Namen der Personen, auf deren Gunst oder Ungunst die Gattin und die Stiefmutter des Majors von Arten Gewicht zu legen hatten, waren für Eleonore Haughton ohne jegliche Bedeutung, und schon nach wenigen Besuchen bei der Kranken brauchte Renatus es seiner jungen Gattin nicht mehr zu versichern, daß er Eleonore zwar bewundert, aber nicht geliebt habe, daß er sie niemals hätte lieben können und daß sie überhaupt in ihrer Herzenskälte ihm nicht für die Liebe, nicht für die Ehe geschaffen zu sein scheine. Wurde doch Eleonore selber oftmals an sich irre, wenn sie es ihren Pflegern auszusprechen wünschte, was sie für sie fühlte, und wenn sich ihr das Wort, das sie von früher Jugend an mit seltener Gewalt bemeistert hatte, jetzt versagte, wo es sie drängte, sich ihnen zu erschließen und sich ihnen hinzugeben.

Was können wir für sie thun? fragte Seba oftmals, wenn sie und die Ihren das innere Ringen und Kämpfen in Eleonorens Seele wahrnahmen. Soll man so viel Schönheit, so viel Gaben in Einsamkeit verloren gehen lassen? Oder wie soll man es beginnen, sie mit dem Verstande einsehen zu lassen, was sie ahnend fühlt: daß sie verloren ist, wenn sie ihrer eigensten Natur entgegenhandelt?

Paul hörte diese Klagen, in denen Davide mit Seba stets zusammentraf, mit jenem zuversichtlichen Gleichmuthe an, der ihn fast nie verließ. Auch er hatte Theilnahme für Eleonore gewonnen, und es waren nicht nur ihre Schönheit, ihre Jugend und ihr Mißgeschick, welche sie in ihm erregten. Sie ist eine Kraft, sagte er einmal, aber eine Kraft, die sich noch nicht zu würdigen weiß, weil sie sich überschätzt. Dem Tode ist sie jetzt entrissen; ob sie dem Leben zu gewinnen ist, das steht dahin.

Ihre Gesundheit ist im Wachsen, sie bedarf Eurer nicht mehr wie sonst, überlaßt sie jetzt sich selbst.

Und soll es sie ermuthigen, wenn wir, denen sie ihre Neigung zugewendet hat, uns ihr entziehen? Soll sie, die ohnehin der übeln Erfahrungen so viele schon gemacht, auch an uns irre werden, an deren uneigennützige Freundschaft zu glauben ihr offenbar so wohl thut? wendete Davide ein, deren sanfte Seele doppelt für die Gräfin sorgte, weil sie neben Eleonorens Vereinsamung ihr eigenes Familienglück noch lebhafter empfand.

Paul zog die geliebte Frau in seine Arme. Kennst Du die Macht der Entbehrung und der Trennung nicht, obschon wir lange Jahre von einander fern gewesen sind? fragte er sie, oder soll ich, dem ihr es immer vorwarft, daß er von den mannigfachen Wahrheiten, die in der Bibel enthalten sind, zu wenig weiß, Euch an ihre Lehren mahnen? Soll ich Euch erst daran erinnern, daß nur dem Bittenden gegeben, nur dem Anklopfenden aufgethan werden soll? Sie muß hungern und dursten nach der wahren Liebe, ehe sie derselben mit Segen theilhaft werden kann. — Das Leben hat diesem Mädchen Alles, ohne sein Zuthun, gewährt. Es hat des Wünschens kaum bedurft, es hat das Verlangen, das Entbehren, das Ringen und das Kämpfen um die Befriedigung eines Bedürfnisses nie gekannt, und kein Mensch gedeiht, wenn er den eigentlichen Bedingungen des Daseins in solcher Art entzogen wird. Auch jetzt wieder ist Eleonoren unsere Theilnahme geworden ohne all ihr Zuthun, ohne ihr Verdienst!

O, rief Davide, fühlt sie das denn nicht?

Was will das sagen? entgegnete Paul. Sie genießt das Gute, das sich ihr bietet, aber es dünkt sie natürlich, daß man's ihr gewährt, daß wir es ihr leisten. Sie ist an mich empfohlen, sie ist jung und schön und reich, und der Freiherr von Arten war bei uns noch außerdem ihr Bürge. Laßt es sie empfinden, daß es freie Dienste sind, die sie empfängt.

Sechstes Capitel.

Bald nach der Ankunft Eleonoren's, nur wenige Tage, nachdem er Seba's Beistand für sie erbeten, hatte Renatus seine Frau und seine Stiefmutter in das Tremann'sche Haus geführt. Weil er damit in sich eine Selbstüberwindung vollzogen und in seiner Frau Familie deßhalb Widerstand gefunden hatte, war er des Glaubens gewesen, auf Tremann und die Seinigen jedenfalls einen sehr bedeutenden Eindruck durch seinen förmlichen Besuch hervorbringen und in der Art des Empfanges die Anerkennung für diese seine Leistung finden zu müssen. In dieser Erwartung hatte er sich jedoch getäuscht.

In dem reichen und angesehenen Kaufmannshause waren Besuche von Fremden an und für sich kein Ereigniß, auf das man irgend ein Gewicht legte. Paul's frühe Bekanntschaft mit dem Fürsten Staatskanzler, seine Reisen, seine Handelsverbindungen hatten ihm zeitig einen weiten Umgangskreis eröffnet, und weil beständig Leute, den verschiedensten Nationen angehörig, geschäftlich auf ihn angewiesen wurden, so fanden die Einheimischen an den Fremden und diese an jenen immer eine Gesellschaft, die ihnen Wesentliches zu bieten und in der man sich einer von dem umsichtigen und weltgewandten Hausherrn trefflich geleiteten Unterhaltung zu versehen hatte, welcher dann durch die Bildung und Liebenswürdigkeit der beiden Frauen noch ein erhöhter Reiz verliehen ward. Das Tremann'sche Haus galt daher mit Recht für das gastlichste der Stadt. Kauf-

leute, Gelehrte, Beamte und Künstler trafen in demselben mannigfach zusammen, und wenn man mit dem Hofe selbst auch in keiner Verbindung stand, so gab es unter den Edelleuten, welche zu demselben gehörten, doch immer einzelne, die sich es zur Ehre rechneten, sich frei nach ihrem Gutdünken auch außerhalb der enggezogenen Schranken der Etiquette zu bewegen und sich einer Gesellschaft anzuschließen, in welcher allein die durch Bildung veredelte Sitte die Gesetze vorschrieb, die Aufnahme bedingte.

In einem Hause, in welchem man die Leute um ihrer alten Familiennamen willen eben so wenig suchte, wenn sie sonst keine Eigenschaften hatten, als man sie um ihres Adels willen mied, wenn sie in sich mehr besaßen, als nur eben ihre alten Titel, konnte man es nicht als eine besondere Ehre ansehen oder sich dadurch geschmeichelt fühlen, wenn der Major von Arten sich in demselben wieder meldete. Es war nur natürlich, daß er, der eine Kränkung gegen Seba gutzumachen und der sich noch dazu plötzlich Hülfe suchend bei ihr eingefunden hatte, seinen Dank für die Bereitwilligkeit auszusprechen kam, mit der man ihm die geforderte Hülfe gewährte, und wenn Seba und Davide die beiden Baroninnen trotzdem noch freundlicher als vielleicht manche andere Fremde bei sich aufnahmen, so geschah es in der ganz bewußten Absicht, es die Frauen nicht empfinden und nicht entgelten zu lassen, daß man sich früher, und bis jetzt mit vollem Rechte über Renatus zu beschweren gehabt habe.

Während dieser sich nun bemühte, seine lange Versäumniß vergessen zu machen und es kundzugeben, daß in seinem Innern eine gewisse Wandlung vorgegangen sei, begegnete Paul ihm mit jener ruhigen Zuvorkommenheit, welche dem Gebildeten, der viel mit Fremden zu verkehren hat, zur anderen Natur wird. Er war nicht gewohnt, die Gäste seines Hauses um irgend

etwas zu befragen, was ihm mitzutheilen sie sich nicht veranlaßt fühlten; er und die Seinigen kannten ohnehin die Arten'schen Familienverhältnisse genau genug, und da Renatus sich Paul ohne dessen Zuthun angenähert hatte, fand dieser, nachdem man darüber einig geworden war, daß Seba das Arten'sche Haus nicht besuchen würde, um die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit dem Grafen Gerhard zu vermeiden, keinen Grund mehr in sich, den Freiherrn zurückzuweisen, besonders da eben Seba eine Vorliebe für denselben bewahrt hatte, welche sie geneigt machte, das Geschehene zu verzeihen und zu vergessen.

Man hatte also Renatus und die Seinigen zu einem der ersten Gesellschaftsabende eingeladen; Cäcilie und Davide, die ziemlich gleichen Alters waren, sagten einander zu, und Eleonoren's Krankheit hatte dann die Verbindung langsam fortgeführt. Renatus war gelegentlich zu Seba gekommen, sich nach dem Ergehen der jungen Gräfin zu erkundigen; man hatte es auch nöthig gehabt, von ihm über Eleonoren's Verhältnisse unterrichtet zu werden, und ohne daß es zu einem engeren Verkehre zwischen den beiden Familien gekommen wäre, waren sie auf diese Weise doch in einem Zusammenhange geblieben, der es den Einen wie den Anderen möglich machte, beständig von den Vorgängen innerhalb der beiden Häuser bis zu einem gewissen Grade unterrichtet zu sein.

Man wußte es in dem Tremann'schen Hause, daß Renatus mit seiner Schwiegermutter und mit Hildegard nicht auf gutem Fuße stehe; Davide erfuhr es von Cäcilien, welche Umstände die Mißverhältnisse zwischen ihr und den Ihrigen veranlaßt hatten, und wie selbst ihres Gatten Oheim wider sie Partei genommen habe. Cäcilie klagte, daß er ihnen dadurch mannigfach im Wege stehe, daß er sie großer Vortheile beraube; aber man sah den Freiherrn und seine junge Gattin immer heiter, und selbst mit der Baronin Vittoria schienen sie gut zurecht zu

kommen, obschon das Leben mit dieser, seit sie in die Stadt gezogen, nichts weniger als leicht war.

Vittoria hatte, wie sie behauptete, keine großen Bedürfnisse, sie machte, wie sie beständig sagte, nur sehr einfache Ansprüche; aber ihrer kleinen Bedürfnisse und ihrer einfachen Ansprüche waren viele, und sie hatte es nicht gelernt, sich die Befriedigung eines augenblicklichen Verlangens zu versagen, oder je zu überlegen, ob diese Befriedigung zu dem Kostenaufwande, den sie veranlaßte, in irgend einem Verhältnisse stehe.

Es war zum Beispiel allerdings nur natürlich, daß eine Frau von Vittoria's musikalischer Begabung und Bildung die Oper und die Concerte zu besuchen wünschte. Es ging ihr damit, wie sie es mit Entzücken nannte, ein neues geistiges Leben auf, und die schöne, sechsunddreißigjährige Frau war auch noch jung genug, es genießen zu wollen und auf eine neue Jugend, auf eine höhere künstlerische Ausbildung für sich denken und hoffen zu dürfen. Sie hatte sich bis dahin nur in alter Kirchenmusik und hier und da im Vortrage von Volksliedern ihrer Heimath versucht. Jetzt, seit ihrer Uebersiedelung in die Stadt, lernte sie die dramatische Musik, die großartigen musikalischen Dichtungen der Deutschen und der Franzosen kennen, und da eine jede Künstlernatur nothwendig das Verlangen hegen muß, sich ihrer Kraft bewußt zu werden, und zu gestalten und darzustellen, was sie in sich trägt, so bemächtigte Vittoria sich schnell, und mit aller Gewalt ihres Talentes, des neuen musikalischen Gebietes, das sich vor ihr aufthat. Vor allem waren es die Mozart'schen und die Gluck'schen Opern, von denen sie sich ergriffen fühlte; aber sie glaubte zu bemerken, daß ihr für den Vortrag derselben eine gewisse Fertigkeit fehle, die sie nur durch Uebung erlangen könne; und weil in jenen Tagen einer der Hauptträger dieser Opern, der erste Tenor der königlichen Bühne, zugleich ein gründlicher Musiker und ein gebildeter Lebe-

mann war, hatte sie bald gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen, um sich von ihm Raths zu erholen.

Das erstere hatte sich fast ohne ihr Zuthun gemacht. Der beliebte Sänger war in der Gesellschaft gern gesehen; man traf ihn in den verschiedensten Kreisen, und da unter den Dilettanten der vornehmen Gesellschaft eine zweite Sängerin wie die Baronin Vittoria nicht zu finden war, fügte sich eine Annäherung der beiden ganz von selbst. Der Sänger — die Baronin nannte ihn, weil sein deutscher Familienname ihrem Ohre nicht gefiel, nach der Weise ihrer Heimath nur mit seinem Taufnamen: Signor Emilio — machte sich ein Vergnügen daraus, eine der Partieen, die er mit Vittoria in einer befreundeten Familie singen sollte, eigens mit ihr zu studiren. Sie empfand das als eine große Förderung, sie sprach ihm dies mit Wärme aus, und er ließ sich denn auch sehr bald überreden, der schönen, reich begabten Frau ausnahmsweise Unterricht zu ertheilen.

Niemand hatte daran ein Arg, Vittoria selbst war davon entzückt. Freilich vermochte Emilio, eben weil er bei dem Theater angestellt und durch seine Proben und Dienstgeschäfte sehr in Anspruch genommen war, die festgesetzten Stunden nicht immer regelmäßig einzuhalten; aber bei einer Frau, die so vollkommen frei über ihre Zeit gebot, wie die Baronin, hatte das wenig zu bedeuten. Sie war ohnehin dem Zwange, der Regelmäßigkeit und jedem Müssen abhold; sie mochte auch nicht immer singen, wenn Emilio zur Stunde kam, und dem beiderseitigen Hange zur Ungebundenheit Folge gebend, war zwischen ihnen von einem eigentlichen Unterrichte bald nicht mehr die Rede.

Emilio kam, wenn er eben konnte; man sang, man musicirte, wenn man eben mochte. Vittoria versäumte keine Oper und kein Concert, in welchem Emilio beschäftigt war; sie wurde durch ihn mit anderen Musikfreunden und Musikern bekannt gemacht, und in die vielfachen Uebungen hineingezogen, in denen

die Musikliebhaber der Hauptstadt sich damals schon ergingen. So bildete sich für Vittoria neben der Gesellschaft, in welcher sie durch ihre Verhältnisse und durch Renatus heimisch geworden war, noch ein weiterer Umgangskreis, in dem sie, wie sie behauptete, zum ersten Male ihre wahre Heimath gefunden hatte, und in dem sie um ihres Talentes und auch um ihrer Schönheit willen eine große Bewunderung erregte, einer enthusiastischen Aufnahme theilhaftig wurde.

Die Baronin Vittoria von Arten war bald in aller Leute Mund. Die Künstlerinnen, und die Hauptstadt war damals reich an großen Sängerinnen, waren von ihr und ihrer Anmuth schnell bestochen. Sie rühmten die gänzliche Anspruchslosigkeit, mit welcher sie sich ihnen hingab, sie waren bereit, der schönen, vornehmen Italienerin jeden Dienst zu leisten, und es kostete Vittoria also nur ein Wort, die ersten musikalischen Kräfte der Stadt in ihres Sohnes Hause zu versammeln. Der Freiherr fand das Anfangs eben so genußreich, als seinen Absichten entsprechend. Um sich ein Ansehen zu geben und um Vittoria eine Freude zu machen, setzte man regelmäßige Empfangsabende fest, an denen man musicirte, und deren Gäste zu sein die Prinzen selber nicht verschmähten. Aber man mußte den Künstlern, auf deren Mitwirkung man sich angewiesen sah, doch auch eine Entschädigung für ihre Mühe, eine Erwiederung für ihre Gefälligkeit bieten, und da Renatus nicht große Gesellschaften zu geben wünschte, in denen er seine Standesgenossen und die Künstler in auffälliger Art vereinen oder in einer hier nicht angebrachten Weise von einander hätte trennen müssen, ließ er es, wenn auch mit einem Widerstreben von seiner und seiner Gattin Seite, allmählich doch geschehen, daß Vittoria in ihren Zimmern Abends nach eigenem Ermessen ihre musikalischen Bekannten bei sich sah.

Anfangs war das nur bisweilen vorgekommen und die

Zahl ihrer Gäste war nicht groß gewesen. Man war jedoch damals überhaupt noch geselliger, als jetzt; es verging daher bald kaum ein Abend, an welchem Vittoria ihre Freunde nicht empfing. Eine Weile sah Cäcilie das mit an; da sie aber, Dank ihrer Erziehung, eine achtsame Haushälterin geworden war, fand sie sich bald veranlaßt, ihrem Manne die Mittheilung zu machen, daß Vittoria's Weise, ein offenes Haus zu haben, Ausgaben verursache, welche sie mit den ihr von Renatus für den gesammten Haushalt festgesetzten Summen nicht zu decken vermöge.

Renatus, dem es Ernst damit war, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen, erklärte also seiner Stiefmutter, daß er sie bitten müsse, eine Aenderung in ihrer Lebensweise einzuführen, und er gab ihr auch die Mittel und Wege an, wie eine solche ohne alles Aufsehen leicht einzuleiten sein würde, wenn sie sich entschließen wolle, ihre Abende gelegentlich außer dem Hause zuzubringen. Aber Vittoria, die von ihrem Gatten stets wie ein Kind behandelt worden, war auch ein Kind geblieben. Sie weinte, wo sie je auf einen Widerstand gegen ihren Willen stieß, sie hielt es Renatus, als er auch wieder einmal mit großer Schonung nur einige Rücksicht für sich forderte, in leidenschaftlicher Heftigkeit und jede Rücksicht vergessend als eine unedle Handlung vor, daß er ihr, die auf seine Großmuth angewiesen sei, das Gnadenbrod, welches er ihr reiche, zum Vorwurf mache; sie erinnerte ihn an die Liebe, die er einst für sie gehegt, sie gab ihm ihre freudlose Jugend zu bedenken, sie klagte seinen Vater und ihr Schicksal an, und aufgelöst in Thränen warf sie sich dann Renatus doch wieder in die Arme, der, in allen seinen Empfindungen beleidigt, sie endlich nur zu beruhigen suchen mußte, wollte er die Aufmerksamkeit seiner Leute nicht auf diese Scene ziehen.

Vittoria ließ sich danach zwei Tage lang nicht sehen; ihre

Dienerin meldete, daß sie krank sei. Erst am dritten Tage erhob sie sich; aber auf der Herrin Befehl wies Gaetana die Personen ab, welche gekommen waren, die Baronin zu besuchen. Nur Emilio wurde vorgelassen, und bald war er's allein, mit dem Vittoria fast allabendlich nach dem Theater den Thee in ihren Zimmern einnahm. Auch dagegen mußte der Freiherr Einspruch thun. So schwer es ihm fiel, mußte er es seiner Stiefmutter zu bedenken geben, daß eine solche Vertraulichkeit mit einem Manne, der in der Gesellschaft durch seine glücklichen Abenteuer von sich sprechen mache, nicht statthaft sei, und er hatte dabei natürlich neuen Thränen, neuen Scenen zu begegnen, die ihm mit jedem neuen Anlasse peinlicher und lästiger werden mußten.

Es kam Renatus hart an, aber er konnte sich jetzt der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, daß sein Vater nicht wohl daran gethan habe, den Fehltritt Vittoria's zu verbergen und ihm die Sorge für eine Frau, deren leidenschaftliche Verirrung er gekannt hatte, ihm die Sorge für einen jungen Menschen aufzubürden, der nicht sein Bruder war und der, wie seine ganze Entwickelung es verrieth, mit der Begabung seiner Mutter auch ihre völlig rücksichtslose Phantastik ererbt hatte.

Das Selbstvertrauen und die Zuversicht, mit denen der Freiherr im Beginne seiner Ehe auf seinen neu errichteten Hausstand und in das Leben und in seine Zukunft geblickt hatte, hielten vor den oftmals wiederkehrenden Verdrießlichkeiten mit Vittoria nicht Stand. Er wünschte lebhaft, daß er sie nicht von Richten fortgenommen, daß er sie nicht zu seiner Hausgenossin gemacht hätte. Nun es aber einmal geschehen war, hielt er es doch nicht für gerathen, eine Aenderung herbeizuführen. Da er bereits, wie man es wußte, mit den nächsten Anverwandten seiner Frau und mit seinem Oheim, dem Grafen Gerhard, in keinem guten Einvernehmen lebte, konnte er sich

mit der Wittwe seines Vaters nicht wohl verfeinden, ohne die Meinung der Gesellschaft wider sich zu haben, welche durch die blendenden Eigenschaften Vittoria's sehr für dieselbe eingenommen war. Sie hatte sich zum Theil auf seine und auf Cäciliens Kosten den Ruf der höchsten Liebenswürdigkeit gewonnen, ihre Weise, sich gehen zu lassen, hatte etwas so Natürliches, daß man sie überhaupt für einfach und natürlich hielt, und Renatus, der eine gerechte Scheu trug, die unbesonnene und leidenschaftliche Frau aufsichtslos sich selber zu überlassen, ward auch noch durch andere Rücksichten abgehalten, sich von ihr zu trennen. Er mußte sich sagen, daß eine besondere Haushaltung für die Baronin ihm noch lästiger werden und ihm noch mehr kosten würde, als ihr Aufenthalt in seiner Familie. Er konnte es sich auch nicht verbergen, daß Vittoria, wenn er sie nicht mehr bei sich behielt, genöthigt ward, diese Trennung vor ihren Freunden als eine von ihr gewünschte darzustellen; und ob sie das nicht in einer Weise thun würde, welche für ihn und für Cäcilie nachtheilig werden konnte, dessen hielt Renatus sich bei ihrer Unvorsichtigkeit auch nicht versichert.

Seine Güte, seine Großmuth und seine rücksichtsvolle Schonung für Vittoria, seine Ehrfurcht vor seines Vaters Willen hatten ihm die Hände gebunden. Er konnte seine eigenen freundlichen und liebevollen Urtheile über sie nicht zurücknehmen, ohne von denen, vor welchen er sie ausgesprochen hatte, für einen Thoren gehalten zu werden; er konnte auch kaum Glauben für Anschuldigungen zu finden hoffen, welche seinem früheren Lobe entschieden entgegengestanden hätten, und er mußte jetzt zusehen, wie er mit den Folgen seiner unzeitigen Großmuth fertig werden konnte, auf die Vittoria in ihrem Leichtsinnne sich zu verlassen gewohnt worden war. Er trug auch in diesem Falle die Folgen eines fremden Verschuldens; es war wieder die Rückwirkung an und für sich guter, aber nicht an rechter Stelle angewendeter

Empfindungen und Thaten, unter welcher er zu leiden hatte und die ihn mißtrauisch nicht nur gegen die Menschen, sondern auch gegen sich selber zu machen begann.

Seine grübelnde Sinnesart, sein alter Glaube, daß er einmal nicht zum Glücke geboren sei, fingen wieder an, sich in ihm zu regen. Das rasche bewegte Leben während des Krieges hatte diesen Grundton seines Wesens übertäubt, der ihm, wie er glaubte, durch die Schwermuth angeboren sein mochte, mit welcher seine Mutter ihn unter ihrem Herzen getragen hatte. Nun, da er trotz seiner guten Vorsätze und seiner redlichen Bestrebungen, sich ein ruhiges und würdiges Leben zu errichten, immer auf neue Behinderungen stieß, tauchte jener melancholische Zug auf das Neue so stark in ihm empor, daß er die Nothwendigkeit fühlte, sich dagegen aufzulehnen, wenn er durch sein Schwarzsehen nicht Cäciliens ihn beglückende Heiterkeit zerstören wollte. Sie machte ihm ohnehin aus Liebe stets den Vorwurf, daß er in seinen Besorgnissen weiter gehe, als es nöthig sei. Sie übernahm es gutwillig, Vittoria in ihren Ansprüchen allmählich einzuschränken, sie bat ihren Gemahl, keine weiteren Erklärungen mit der Stiefmutter herbeizuführen, keine bindenden Versprechungen von ihr zu begehren. Sie erbot sich, Vittoria des Abends zum Ausgehen oder zu einer gemeinsamen Geselligkeit zu überreden, sie verhieß, in ihrer Wirthschaft solche Ersparungen zu machen, daß man die Möglichkeit behielte, der Stiefmutter eine gewisse eigene Geselligkeit zu gestatten, und da Vittoria, von der jungen Baronin gutem Willen gerührt und beruhigt, sich dieser immer wieder mit der alten Neigung anschloß, übernahm Cäcilie ihr Mittleramt in der That mit Zuversicht und Freude.

Sie, die zuerst auf Vittoria's Unbesonnenheiten warnend hingewiesen hatte, gab es dem Freiherrn doch zu bedenken, daß Vittoria's Unstätigkeit erst seit ihrer Trennung von Valerio her-

vorgetreten sei. Sie verlangte also, daß man Valerio so oft als möglich nach Hause kommen lasse. Sie setzte es durch, daß er, in dem sich auch eine auffallend schöne Stimme herauszubilden begann, die Mutter, wenn es sich irgend thun ließ, in die Theater begleitete; und Mutter und Sohn verlangten es nicht besser. Die Baronin verzichtete, wenn sie Valerio bei sich hatte, am Abende auf geselligen Besuch in ihren Zimmern, sie sang mit dem Sohne, dessen musikalisches Gedächtniß ein ganz ungewöhnliches war, und selbst Renatus und Cäcilie hatten ihr Vergnügen daran, wenn Valerio mit seiner feurigen Lebendigkeit ganze Scenen aus den Opern, in welche die Mutter ihn an den Sonntagen zu führen pflegte, vor ihnen nachzuspielen und zu singen unternahm.

Seine Vorliebe für das Zeichnen schien dadurch plötzlich in den Hintergrund zu treten. Er hantierte allerdings noch immer mit dem Bleistifte und der Feder, aber es waren nur noch Opern-Scenen, die er entwarf, wenn er nicht Karrikaturen auf seine Mitschüler und Vorgesetzten zeichnete, deren komische Wirkung bei unverkennbarer Aehnlichkeit in der ganzen Anstalt von sich sprechen machte.

Von Valerio's Verhalten in dem Kadettenhause war überhaupt nicht viel zu rühmen. Seine Zeugnisse erkannten zwar seine Begabung an, rügten jedoch seinen Mangel an Ausdauer und wahrer Arbeitslust, und kaum eine Woche verging, in welcher es für ihn nicht irgend ein Vergehen gegen die Disciplin der Anstalt zu büßen gegeben hätte. Wenn er auf solche Weise an einem Sonntage den Besuch bei der Mutter verscherzte, wußte er das nächste Mal durch verdoppelte Liebenswürdigkeit seine Bestrafung vergessen zu machen, und selbst Renatus, der sich vorgenommen hatte, ihn streng zu behandeln, fühlte sich oftmals wider seinen Willen von ihm hingerissen. Man mußte sich sagen, daß ein Knabe, der in so schrankenloser Willkür aufge-

wachsen sei, es schwerer als Andere finden müsse, sich dem strengen Zwange zu fügen; sogar unter seinen Lehrern fanden sich Einer und der Andere, die für ihn sprachen, die der Ansicht waren, daß man mehr als mit Andern Geduld mit ihm haben und ihm Zeit vergönnen müsse, sich allmählich unterordnen und beherrschen zu lernen, wenn man seine ungewöhnliche Lebendigkeit nicht zu einem Nachtheil für ihn selber verkehren und ihn dahin bringen wolle, seinen fröhlichen Freimuth hinter der Maske einer erheuchelten Sinnesänderung zu verbergen, die vorzunehmen und aufrecht zu erhalten, eben ihm, bei seiner Lust am Darstellen, verlockend werden könnte.

Wie dem aber auch sein mochte, Valerio war in dem Kadettenhause eben so schnell der Liebling seiner Mitschüler geworden, als seine Mutter die Gesellschaft für sich gewonnen hatte. Seine auffallende fremdartige Schönheit, die Leichtigkeit, mit welcher er neben dem Deutschen das Französische und das Italienische sprach, die Bereitwilligkeit, mit der er Jedem zeichnete, was man von ihm verlangte, und seine erfinderische Phantasie, die ihn immer neue Spiele und neuen Zeitvertreib ersinnen ließ, führten ihm die Herzen seiner Altersgenossen zu, während seine ungewöhnliche Frühreife die älteren Kadetten belustigte. In der Einsamkeit seines heimathlichen Schlosses hatte er, Dank der Achtlosigkeit seiner Mutter, mehr von dem Leben erfahren, als es Knaben seines Alters sonst geschieht, und der freie Gebrauch, den er bis zu der Rückkunft seines Bruders von des verstorbenen Freiherrn reicher Büchersammlung machen dürfen, hatte die romantische und abenteuerliche Geistesrichtung Valerio's noch erhöht.

Es war eine Hauptbelustigung der älteren Zöglinge des Hauses, Valerio erzählen zu machen, sei es, daß er von seinem Leben auf dem Lande oder von seinen gegenwärtigen Besuchen in seines Bruders Hause und bei seiner Mutter plauderte. Sein lebhaftes Mienenspiel, seine Beobachtungs- und Nachahmungs-

gabe, die Keckheit seiner Bemerkungen gewährten den jungen Leuten einen heitern Zeitvertreib. Sie hielten vor ihm auch nicht, wie vor den andern Knaben zurück. Mit Cherubin, dem schönen Pagen, wie sie ihn hießen, brauchte man sich auch nicht in Acht zu nehmen. Er wußte, was er sagen und wovon er schweigen sollte; er hatte das in Nichten zwischen den beiden feindlichen Haushaltungen früh erlernt, und er hörte es gern, wenn man ihn den Pagen hieß.

Er hatte schon in der Heimath seinen Figaro gelesen, er hatte das Pagenlied stets vor allem Andern geliebt; und nun vollends, seit er mit der Mutter Mozart's Figaro auf der Bühne gesehen und gehört hatte, seit die Mutter und Emilio es rühmten, wie genau er das Mozart'sche Pagenlied behalten habe, ließ er sich den Namen im Kadettenhause doppelt gern gefallen. Vittoria selber nannte ihn bald nicht anders, und ihren Cherubino Sonntags, wenn sie Leute bei sich hatte, das „Voi che sapete" zum Flügel singen, ihren Cherubino von der Gesellschaft bewundern zu lassen, das war, wenn Renatus es nicht hinderte, ein Genuß, den sie sich und ihrem Sohne selten nur versagte.

Siebentes Capitel.

Die Aurikeln blühten schon, und die großen Dolden der Fliederbüsche strömten ihren Duft über die weiten Rasenplätze des alten Gartens von Tante Esther aus, als Seba eines Tages auch wieder ihren Kranz auf das Monument gehängt hatte und langsam, des schönen, warmen Frühlingswetters froh, durch die breiten Wege nach dem Zelte vor dem Gartensaale zurückging. Die Gräfin Eleonore war an ihrer Seite.

Die Genesene hatte noch nicht ihre völlige Frische wiedergewonnen, aber das Leben war doch wieder mächtig in ihr, und sie bedurfte des stützenden Armes ihrer Freundin nicht mehr. Sie ging frei und festen Schrittes neben ihr her, nur ihr Auge war nicht mehr so strahlend, als in den Tagen, in welchen Renatus sie hatte kennen lernen, und auch die stolze Zuversicht jener Zeit war nicht mehr in ihr.

Eine Weile schritt sie schweigend durch die Alleen, dann, als sie sich schon dem Zelte genähert hatten, unter welchem Davide saß, die ihr Töchterchen nährte, während der Knabe mit seinen von der Sonne schon gebräunten Armen sich in dem großen Garten, recht nach Menschenart, seinen eigenen Garten zu machen strebte, wendete Eleonore sich in einen der Seitenwege, und Seba's Arm in den ihren legend, führte sie sie mit sich fort.

Kommen Sie, meine Freundin, sagte sie, ein wenig will ich Sie noch für mich besitzen. Sind Sie erst wieder in dem Zelte, dann gehören Sie mir nicht mehr allein, dann gehören

Sie Ihren Kindern und Ihren Enkeln — Eleonore bezeichnete Tremann und die Seinen gegen Seba stets mit diesem Namen — und nicht nur Adel, wie es das französische Sprüchwort sagt, legt uns Verpflichtungen auf: auch Güte verpflichtet. Sie müssen gütig zu mir sein, weil Sie so gut gegen mich gewesen sind.

Seba drückte ihr mit freundlichem Worte die Hand, und Eleonore meinte nach einer kurzen Pause: Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie tröstlich es mir ist, wenn ich Sie an jedem Tage mit derselben Herzenstreue das gleiche Liebeswerk verrichten und immer befriedigt von demselben wiederkehren sehe. Anfangs ging ich dazu mit, weil ich eben bei Ihnen bleiben, Sie begleiten wollte. Jetzt denke ich schon, wenn ich zu Ihnen komme, daß wir die Blumen pflücken und nach dem Denkmal tragen müssen, und ich glaube, wären Sie nicht hier, ich thäte, ohne Ihre Todten hier gekannt zu haben, ganz dasselbe. Es ist etwas Schönes um ein alltäglich Thun, es verbindet jeden unserer Tage mit der Vergangenheit und Zukunft, es gibt jedem Tage einen Mittelpunkt. Wenn ich — — ihre Stimme wurde weich — wenn ich fern von Ihnen sein werde, liebe Seba, werde ich zu Ihrem und der Ihren Angedenken an jedem Tage auch einen solchen Herzenskultus üben, und wie Sie unter den Lebenden der Todten denken, werde ich in meiner Einsamkeit mit noch größerer Liebe — ach, und mit welcher Sehnsucht! — an Sie Alle, die ich hier verlasse, denken.

Sie waren während dieser Worte nach der Seite des Gartens gekommen, an welcher Paul's Arbeitszimmer lagen, und dieser, der eben sein Tagewerk beendet hatte, trat, als er sie gewahrte, zu ihnen in den Garten hinaus.

Er sah sich zuerst nach seiner Frau und seinen Kindern um, erkundigte sich dann nach Eleonorens Ergehen und nannte es einen bequemen Zufall, daß sie eben da sei, da er einen Brief für sie erhalten habe. Sie fragte, woher derselbe sei.

Er ist uns durch einen unserer römischen Geschäftsfreunde vor einer halben Stunde zugekommen, und ich hoffe, daß man ihn noch nicht zu Ihnen in das Hôtel geschickt hat, gab er ihr zur Antwort, während er hineinging, sich nach dem Briefe umzusehen.

Die Gräfin war bei der Nachricht bleich geworden, und die Bewegung, mit welcher sie das Schreiben aus Paul's Hand empfing, ließ ihre Freunde nicht darüber im Ungewissen, von wem es ihr kam. Auch wollten beide sich entfernen, ihr Zeit und Ruhe zum Lesen zu geben; aber wie ein Kind, das sich vor dem Alleinsein fürchtet, langte die Gräfin unwillkürlich nach der älteren Freundin Hand, und sich auf die nahe stehende Gartenbank niederlassend, bat sie leise: Bleiben Sie!

Es war ein langer Brief. Die Gräfin hatte ihn gelesen und noch einmal gelesen, dann ließ sie die Hand, mit der sie ihn hielt, auf ihre Kniee niedersinken und sah sinnend vor sich hin. Seba saß schweigend an ihrer Seite. Sie kannte die Erlebnisse der Gräfin jetzt in allen ihren Einzelheiten durch diese selbst, und Eleonore hatte auch vor Paul und vor Davide kein Hehl aus ihnen zu machen gewünscht, wennschon sie den Beiden nicht direkt davon gesprochen hatte. Nur von dem Religionswechsel und von ihren religiösen Zweifeln war zwischen ihr und Paul zum Oefteren die Rede gewesen, und er hatte es ihr nie verborgen, wie er über das blinde, unbedingte Glauben, wie er über den Glauben an positive Religion, wie er über den Gottglauben überhaupt denke und was er von jener Anschauung halte, die im neunzehnten Jahrhundert die Veredlung und Selbstvollendung des Menschen noch durch seine Einsamkeit erreichen zu können wähne. Aber er hatte diese Gespräche nie geflissentlich gesucht. Denn gerade weil Eleonore durch augenblickliche Entschlüsse, durch gewaltsame Eindrücke und durch die Macht einer ihr Herz beherrschenden mächtigen Leidenschaft zu

einem Abfalle von ihrer wahren Ueberzeugung und zu einem Handeln gegen die eigentlichen Bedingungen ihrer Natur verleitet worden war, meinte er, daß, wenn überhaupt eine Hülfe für sie möglich sei, ihr diese nur auf dem Wege der eigenen Einsicht und der ruhigen, sie zur Erkenntniß langsam führenden Erfahrung mit Erfolg bereitet werden könne.

So ließ denn auch Seba ihr eine Weile Zeit, sich zu sammeln, und erst als sie bemerkte, daß Eleonore es schwer finde, in diesem Augenblicke von sich zu sprechen, sagte sie: Sie haben einen Brief von dem Abbé erhalten?

Eleonore bejahte es, und was sie nie zuvor gethan hatte, sie reichte der Freundin das Schreiben hin.

„Ich komme von einer Reise zurück," also hob es an, „die ich im Auftrage meiner Oberen unternommen und die mich durch den ganzen Winter und das ganze Frühjahr in den Geschäften unsers Ordens fern im Orient gehalten hat. Von den Ufern des Nil, an den heiligen Wassern des Jordan, von der Schädelstätte und an des heiligen Grabes geweihter Schwelle sind meine Gedanken zu Ihnen gegangen, und ich habe für Sie gebetet, Eleonore, gebetet, daß auch Ihnen der Friede kommen möge, mit dem ich an Sie denke; daß Ihre endliche Bekehrung zu der einzigen und alleinig wahren Lehre Sie reinigen und Ihren Sinn erheben möge, wie sie mich hinaushebt über mich selbst und über all mein menschliches Verlangen und Begehren. Ich habe Ihnen geschrieben und meine Briefe in unser Frauenkloster nach Trinità di Monte gesendet. Zurückgekehrt nach Rom, bin ich gegangen, Sie in den heiligen Mauern aufzusuchen, in denen ich Sie zu finden glauben mußte. Aber Sie waren nicht dort, und erst auf Umwegen habe ich erfahren, wo Sie weilen und daß Sie krank gewesen sind.

„Weßhalb schrieben Sie mir nicht, weßhalb riefen Sie mich nicht? Ein Wort von Ihnen, das mich hätte ahnen lassen, Sie

bedürften meines Trostes, hätte mich zu Ihnen geführt. Streng, wie unsere Gesetze uns binden und unsere Oberen über uns walten, würde man es mir als mein Recht zuerkannt und nicht geweigert haben, Ihnen, deren Seele ich dem Lichte gewonnen, in den Stunden der Krankheit und der möglichen Entmuthigung meinen Beistand leisten zu dürfen, und Sie zu ihm und auf ihn hinzuweisen, der unser Stab und unsere Leuchte, unser ewiges Heilmittel und der Weg zu unserem ewigen Leben ist.

„Sie waren dem Tode nahe, Sie sind genesen und Sie haben, ich weiß es, nicht einmal danach verlangt, Sich durch den Genuß des heiligen Abendmahles, Sich durch das erlösende Sakrament, der Gemeinschaft anzuschließen, der Sie angehören, Sich der Gnade und Vergebung zu versichern, die uns den Weg durch dieses Leben und den dunkeln Pfad in das Jenseitige ebnet und erhellt. Was soll ich davon denken? Was bedeutet das?

„Wäre es möglich, daß Ihre Seele wankend geworden ist? Wäre es möglich, daß Du sie vergessen könntest, die Schwüre, mit denen Du Dich mir und meinem Glauben zugeschworen? Daß Du sie vergessen könntest, die gesegnete Stunde, in der meine blutigen Thränen und die Angst meines durch Dich gemarterten Herzens Dich und mich neugeboren haben zu dem ewig unauflöslichen Bündnisse unserer Liebe in Gott? Solltest Du abfallen, untreu werden können mir, Dir selbst und ihm, dem Du gelobt hast, Dein Leben ausschließlich seiner Anbetung zu weihen?

„Meine Seele erbebt vor dem Gedanken! Ich liege auf meinen Knieen, und meine starke, feurige Liebe für Dich ersehnt und erfleht von dem Höchsten Deine Treue für ihn. Ich zähle die Stunden, bis mir Kunde kommen wird von Dir, die Stunden, bis ich, an das Gitter des frommen Hauses tretend, mir werde sagen dürfen: es birgt wie ein goldener Heiligenschrein den

Schatz, den du der heiligen Gemeinschaft zugeführt, es umschließt das edle Herz, das du der Kirche zu gewinnen durch Gottes Gnade würdig befunden bist, und es erwächst in dieser gesegneten Mauern stiller Huth eine jener Frauenseelen für das Herrscheramt innerhalb der Kirche, der die Starken sich mit Anbetung und Wonne neigen.

„Komm, meine Schwester! Komm, Du Ersehnte meiner Seele, laß mich die Stunde nicht mehr lange erwarten, in welcher unsere Seelen sich als zwei reine Flammen in der glühenden Begeisterung Eines Liebens, Eines Glaubens, Eines Hoffens zu Gott erheben. Meine ganze Seele schmachtet nach dem Glücke! — Komm, denn ich erwarte Dich!"

Seba faltete, ohne ein Wort zu sprechen, den Brief zusammen, und eben so lautlos warf Eleonore sich mit beiden Armen der Freundin um den Hals und weinte bitterlich. Seba drückte sie an sich und hielt sie sanft umfaßt.

Es war sehr still in dem Garten, Davide hatte sich entfernt, um das Kind, das an ihrem Busen eingeschlafen war, zur Ruhe zu bringen, der Knabe war ihr gefolgt, und Paul saß, die französischen Zeitungen lesend, in dem Schatten der großen, vor dem Gartensaale stehenden Bäume. Kein Lüftchen regte sich. Man hörte die Bienen leise summen, ehe sie sich in die Kelche der Blumen niedersenkten, in dem dichten Buschwerke sang und lockte die Nachtigall.

Richten Sie Sich auf, Eleonore, sagte Seba endlich. Es ist gut, daß dieser Brief gekommen ist. Sie hatten ihn erwartet; ich fühlte es Ihnen immer an. Was denken Sie zu antworten? Was wollen Sie thun?

Weiß ich's denn selbst? entgegnete die Gräfin, und nachdem sie noch einmal in ihr schwermüthiges Sinnen versunken war, sagte sie plötzlich: Es ist mir wie einem Träumenden zu Muthe. Was ich am deutlichsten wissen glaubte, was mich das Leben-

digste, das Nothwendigste dünkte, Alles, worauf ich mich stützen zu können wähnte, zerrinnt mir wie Nebel, wenn ich mein Auge darauf richte, und es thut sich mir hinter demselben eine Ferne, eine Weite auf, die mir fremd ist und in der ich mich nicht zurecht zu finden weiß. Ich möchte, wenn es möglich wäre — sie zögerte und schwieg.

Sie möchten Geschehenes ungeschehen machen können! fiel ihr Seba in die Rede, um ihr zu Hülfe zu kommen.

Ja! rief Eleonore, als habe Seba mit dem bloßen Aussprechen dieses Wortes eine Fessel von ihr genommen, ja! Ich wünschte, ich hätte mein ganzes Leben nicht gelebt!

So vergessen Sie es und beginnen Sie ein besseres, ein neues!

Kann man das? fragte Eleonore. Kann man es sich selber vergessen machen, was man empfunden hat?

Seba nahm sie bei der Hand. Sehen Sie, Eleonore, sprach sie sanft, seit mehr als zwanzig Jahren schaue ich dem Leben jener Bäume zu, die da drüben, jenseit des Flusses, in dem Garten stehen. Als ich zum ersten Male im Herbste ihr Laub erbleichen und zu Boden fallen sah, war ich jung wie Sie, und unglücklich, weit unglücklicher, als Sie, denn ich hatte mein Herz mit seiner reinsten Liebe einem Manne zugewendet, den ich verachten mußte, ich hatte durch meine Schuld mich selbst verloren; und ich sah in jenem Herbste auf die entblätterten Bäume hin und dachte: sie sind dein Bild, dein und ihr Frühling, deine und ihre Blüthenzeit sind hin, es ist Winter geworden und Alles ist todt und öde, todt und öde für immer!

Sie hielt inne, die Gräfin küßte ihr die Hand. Da glitt ein melancholisches Lächeln über Seba's Antlitz, und ihr Haupt mit seinen schönen Augen zu ihrer jungen Freundin wendend, sagte sie mit einem Tone, welcher dieser tief in's Herz drang: Und nun blicken Sie hinüber, ob ich mich nicht irrte? Ob das

Leben nicht viel mächtiger, die Welt in ihrem ewig waltenden Werden nicht viel wunderthätiger ist, als unser armes Herz in seinem kleinmüthigen Verzagen es für möglich hält? Jener Winter ist entschwunden, und mancher andere nach ihm, und jeder neue Frühling hat meinen alten Bäumen drüben neues Leben und neues Blühen gebracht, und in allem ihrem Blühen und Vergehen sind sie gewachsen und gewachsen, und der Abfall ihrer Blätter selbst hat dem Boden, der sie erzeugte, noch Wärme und noch neue Kraft verliehen! Und Sie wollten dem Leben entsagen, weil Sie einmal irrten? Sie wollten Sich gebunden glauben durch den Eid, den Sie in einer geflissentlich durch fremden Willen in Ihnen erregten leidenschaftlichen Ueberspannung geleistet haben? Wie dürfen Sie nur daran denken, einen unfreiwilligen Irrthum Ihres Verstandes, eine Uebereilung Ihres Herzens zu einer bewußten Lüge zu machen? Nimmermehr, Eleonore! Das darf, das kann nicht geschehen! —

Sie hatte die letzten Worte unwillkürlich mit erhobener Stimme gesprochen, so daß Paul und Davide, die herangekommen waren, sie vernommen hatten, und Paul die Frage aufwarf, wovon die Rede sei.

Seba gab ihm eine andeutende Antwort, aber Eleonore sagte sehr bestimmt: Wir sprachen von einem traurigen Gegenstande, von mir und meiner Zukunft, und es ist gut, daß Sie, meine Freunde, jetzt dazugekommen sind, denn ich fühle mich halt- und rathlos! Ich habe Stunden, in denen ich mich in Lebenslust an das Dasein klammern, und Tage, an denen ich aus Widerwillen gegen mich selbst, mich vor der Welt verbergen und ein Herz in Einsamkeit begraben möchte, das . . . — Sie brach plötzlich ab, und nach kurzem Schweigen heftig auffahrend, rief sie: Wenn Sie es wüßten, wie man mich umworben hat, wenn Sie wüßten, wie ich in dem Glauben an eine große, reine Liebe mich mit Stolz zurückgehalten habe, von den Spielen

des Herzens, in denen die Mehrzahl der Frauen sich gefällt und genügt! Rein und ganz in meinem Empfinden, so hatte ich mich und alles, was ich habe und bin, mit meiner Liebe einst dem Manne hinzugeben gehofft, der mich zu seiner Gattin nehmen würde! Und sich jetzt sagen zu müssen, daß ich dies alles, daß ich diese große, diese umfassende Liebe, daß ich die tiefste Verehrung meines Herzens einem Manne entgegenbrachte, der mit kaltem Auge auf mich herniedersah, dem ich nichts, nichts gewesen bin, als der Gegenstand einer Berechnung, und der, als ich in Liebe zu seinen Füßen niedersank, es vielleicht bedachte, was mein Besitz dem Orden werth sei, in dessen Dienste er sich meiner zu bemächtigen wünschte . . . — Sie brach noch einmal ab und sagte dann nach einer Pause wie im Selbstgespräche: Das denkt keines Menschen Seele aus!

Doch, rief Paul, der ihr achtsam zuhörend gefolgt war, doch! Und Seba's Hand ergreifend und schüttelnd, sagte er: Fragen Sie Seba, ob sie es nicht nachzudenken vermag, ob sie nicht Gleiches, ob sie nicht Schwereres erduldet hat! Und sie hat sich aufgerichtet in sich selbst, daß sie die Stütze und die Zuflucht aller derer geworden ist, die einer starken und geduldigen Liebe für sich nöthig haben! Was ist Ihnen denn geschehen, was haben Sie denn erlitten und erlebt?

Die Gräfin sah ihn betroffen, ja, mit Erstaunen an. Es ist wahr, fuhr er fort, Sie haben ein großes, ein schönes Capital von Liebe falsch angelegt, das ist aber auch Alles! Sie haben Sich in dem Manne betrogen, dem Sie es anvertrauten, und nur Sie, nicht er, tragen die Schuld davon! Sie sahen das Kleid, das er trug, Sie kannten die Grundsätze der Gemeinschaft, der er angehört! Wer hieß Sie der eiteln Verlockung nach Herrschaft nachgeben, mit der er zuerst verführend an Sie herantrat? Nicht er, Ihr Stolz hat Sie verleitet, die Freiheit, deren Sie nach allen Seiten hin genossen, gegen die

Unfreiheit zu vertauschen, die Ihnen Herrschaft über Andere und die blinde Unterordnung Anderer als ein Glück vorspiegelte! Nicht Ihre Liebe für den Abbé allein, Ihr Haß gegen Ihre Tante, ja, die ganze müßige, selbstsüchtige Abgeschlossenheit, in der Sie, wie Sie es mir geschildert haben, lebten, haben Sie dem Abbé in die Arme getrieben! Und jetzt, da Sie ihn kennen, jetzt wollen Sie aus falschem Ehrgefühl hingehen, Sich in einem Kloster zu verbergen? Sie wollten auch jetzt noch nach jener hochmüthigen Selbstbefriedigung suchen, die Sie der Erde und Ihren Mitmenschen entfremdet? Wie können Sie nur daran denken, noch länger ein Dasein zu führen, welches in unserer Zeit und bei unseren Erkenntnissen nicht mehr werth ist, daß man's lebt? — Er schüttelte mißbilligend sein ernstes Haupt, und der Gräfin fest in's Auge schauend, sprach er: Da wär's besser, Sie wären nicht genesen!

Die Frauen blickten besorgt auf Eleonore hin. Sie sah schweigend vor sich nieder. Paul störte sie in ihrem Sinnen nicht. Ein paar Mal schien es, als ob sie sprechen wolle, aber sie fand das Wort nicht oder sie vermochte sich nicht von den Vorstellungen loszureißen, mit denen sie sich bisher getragen hatte, und Davide, welche ihr dies nachempfand und ihr zu Hülfe kommen wollte, fragte: Aber was soll Eleonore denn jetzt thun?

Sie soll sich befreien und sich durch Selbstüberwindung selbst wieder gewinnen, wie unser Aller Vorbild, wie unsere Seba es gethan hat! Sie soll dem Abbé und der Habsucht seines Ordens den Triumph nicht vollenden, den sie ihnen zu bereiten auf bestem Wege war! rief Paul.

Er hielt inne. Ihr fragt mich, was die Gräfin thun soll? Erretten soll sie von dem schlecht angelegten Capitale ihrer Liebe, ihrer Freundschaft, was sie kann! Sie soll ihr Herz tapfer in die Hand nehmen, sie soll sich muthig ihren Irrthum, ihre Ver-

blendung eingestehen! Sich soll sie anklagen, nicht die Andern oder gar ihr Schicksal, und sie soll lieben, ihre Mitmenschen lieben lernen . . .

O, rief Eleonore, und ihr Antlitz leuchtete in einer Verklärung, deren es früher nie theilhaftig geworden war, liebe ich Euch denn nicht? Wie eine zärtliche Mutter, wie liebende Geschwister seid Ihr mir gewesen! Mutterliebe und Geschwisterliebe und die Seligkeit, welche in der Ehe, in dem Lächeln eines Kindes liegen kann, Alles habe ich kennen und empfinden lernen hier bei Euch! — Aber wenn ich von Euch geschieden sein werde . . .

Scheiden? fiel ihr Davide in das Wort, und die Gräfin in ihre Arme schließend, rief sie: Wer denkt denn an Scheiden, Eleonore? Du hast mich ja selbst Deine Schwester genannt! Du bleibst bei uns, bei Seba, bei Paul, bei mir, bei unseren Kindern! — Seba, Paul, sagt es ihr doch, daß sie nicht gehen soll, nicht gehen darf, daß sie unser, unsere Eleonore ist!

Sie konnte nicht weiter sprechen, die Gräfin hing an ihrem Halse, Seba legte ihre Hand sanft auf der beiden jungen Frauen Häupter, selbst Paul war sehr erschüttert. Die Blumen aber dufteten ruhig fort, die Bienen tauchten tief in ihre Kelche hinein, und die Nachtigallen lockten und sangen, während in dem leise aufgestiegenen Winde die Zweige der Bäume sich nickend hin und wieder bewegten und die Sonne ihre warmen Strahlen funkelnd durch die Blätter niedersendete.

Als Eleonore ihrer wieder mächtig geworden war, hielt sie Paul ihre Hand hin. Er schlug mit festem Schlage ein und schüttelte sie ihr wie einem Manne. Muth, Gräfin! sprach er mit der vollen Stimme, die schon in ihrem bloßen Klange etwas Ermuthigendes hatte. Die Welt geht nicht unter, wenn ein Stein unter unseren Füßen fortrollt, auf den wir mit Sicherheit treten zu können meinten! Irgendwo findet sich ein Ast, an dem

man sich halten kann, und — er reichte ihr mit schöner, herzgewinnender Freundlichkeit noch einmal seine Rechte hin — zur Noth bin ich auch noch da! Fragen Sie Seba und Davide, ob ich loszulassen pflege, was ich in die Hand genommen habe!

Lieber, lieber Freund! rief die Gräfin und blickte wie eine Tochter ergeben und vertrauensvoll zu ihm empor. Was soll ich thun? Sagen Sie's, ich folge Ihnen unbedingt!

Paul machte eine abwehrende Bewegung. Kein blindes Gehorchen, kein unbedingtes Vertrauen, liebe Gräfin! warnte er. Ich bin kein Priester! Aber ich würde mich freuen, wenn Sie mir den Brief zu lesen geben wollten, den Sie dem Abbé auf seine heutige Zuschrift senden.

Was soll ich ihm sagen? fragte sie, von dem Gedanken dieser unerläßlichen Annäherung ergriffen und erschreckt. Was soll ich ihm sagen?

Die Wahrheit! entgegnete ihr Paul.

Wird er Eleonore nicht festzuhalten streben? Wird er nicht Alles anwenden, sie uns zu entreißen? wendete Davide ein.

Gewiß! aber Eleonore ist ja nicht mehr allein in ihrem stolzen Haughton Castle! Sie ist in eines Bürgers Hause, sie hat sich ja eben freiwillig als der Unseren Eine unter meinen Schutz gestellt, und wenn wir auch nicht wie sie in ihrem freieren Vaterlande von uns sagen können: „Mein Haus ist meine Burg!" so bin ich doch Herr in meinem Hause, und sie soll, wie wir alle ruhig leben, ruhig schlafen, und sich frei bewegen unter meinem Dache und unter meinem Schutze, bis sie uns nicht mehr braucht, bis sie gelernt hat, wieder aus eigenem Antriebe ihren eigenen und, ich denke, einen schönen, neuen Weg zu gehen!

Achtes Capitel.

Nach großen Stürmen pflegen, wie in dem Leben der Völker, so auch in dem Leben der einzelnen Menschen, wenn die aufgeregten Wogen sich geebnet haben, lange und tiefe Windstillen einzutreten, in denen die Wasser sich beruhigen und allmählich so sanft hingleiten, daß man es leicht vergißt, wie es eben noch anders gewesen ist und was unter der glatten Oberfläche in der Tiefe schlummert. Was man erlebte, was man erlitt, wird von dem Einzelnen mehr und mehr vergessen, von der Gesammtheit überwunden und ausgeglichen. Man meint, es sei des Erfahrens nun genug gewesen, man hofft, der gewonnenen Einsicht in Ruhe froh werden zu können, man sieht rund um sich her vielfach ein Wachsen und Gedeihen, und da man ohne sein besonderes Zuthun von dem allgemeinen Elende sein reichlich Theil getragen, so wird man zu der Meinung verführt, daß man auch ohne sein besonderes Zuthun des Guten theilhaftig werden müsse, das sich um uns her entfaltet hat, und daß das allgemeine Wachsen und Gedeihen mit seiner Segensfülle zudecken müsse, was der Eine oder der Andere sich nicht gern eingestehen und gern verbergen möchte.

Handel und Wandel standen denn auch, nachdem wenig mehr als ein Jahrzehend seit der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft verflossen war, wieder in voller Blüthe. Die Industrie und der Landbau waren zu einem Aufschwunge gekommen, von dem man bis dahin in unserem Vaterlande noch

kaum eine Vorstellung gehabt hatte, und an der Spitze der bedeutendsten Unternehmungen fand man fast immer das mit jedem Jahre mächtiger werdende Tremann'sche Handlungshaus. Paul war einer der reichsten und zugleich einer der angesehensten Männer der Stadt und des Landes geworden. Sein Einfluß kam nicht nur dem eigenen Schaffen, sondern auch den Angelegenheiten der mit ihm verbundenen Menschen sehr zu Statten. Er selber hatte sich freilich schon von den Fabrik- und industriellen Geschäften zurückgezogen, die er bald nach Beendigung des Krieges mit Steinert und Herbert gemeinsam unternommen hatte, um sich gänzlich wieder dem großen Geldgeschäfte zuzuwenden; dafür arbeiteten aber die Söhne und Schwiegersöhne seiner beiden Freunde mit diesen jetzt gemeinschaftlich und einander in die Hände.

Eva war, wie sie das gewünscht hatte, in dem alten, auf das beste ausgebauten Amtshause in Rothenfeld mit ihrem Herbert angesessen. Sie sah in behaglicher Ruhe ihrem Lebensabende entgegen, während der junge Steinert, der seine Cousine Angelika geheirathet hatte, und Steinert's Schwiegersohn mit seiner Eveline, der Eine auf dem von Rothenfeld jetzt abgezweigten Vorwerke, der Andere in Neudorf sich tüchtig regten. Auf den Gütern, deren Ertrag nach dem Abgange von Adam Steinert in den letzten Lebensjahren des Freiherrn Franz so tief heruntergekommen war, daß er die Bedürfnisse der Herren von Arten nicht mehr deckte, fanden jetzt drei Familien ein reichliches Auskommen und ein immer wachsendes Gedeihen, weil sie selber schufen und erwarben, was sie brauchten, weil sie ihre Bedürfnisse und ihre Einnahmen in Einklang erhielten und weil ihre eigene Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit den Arbeitern um sie her zu einem Antriebe und zu einer Ermuthigung gereichten, die den Gutsbesitzern ebenfalls zu Nutze kamen.

Ein Jahr nachdem Herbert sich in dem Rothenfelder Amts-

hause niedergelassen hatte, war Seba in der Mitte des Sommers in ihre heimathliche Provinz zurückgekehrt, um ihr altes Vaterhaus einmal wiederzusehen und Herbert auf seinem Gute zu besuchen, und Eleonore hatte sie dabei begleitet. Seit die Gräfin in das Tremann'sche Haus gezogen und gleichsam ein Mitglied seiner Familie geworden war, trennte sie sich von Seba nicht. Sie waren einander in tiefem Verständniß nahe getreten.

Du hast so Viele gepflegt und gehegt, sagte die Gräfin bisweilen, daß es nur in der Ordnung ist, wenn sich endlich Jemand findet, der Dich nun hegt und pflegt. Davide hat ihren Mann, hat ihre Kinder; ich habe Niemanden als Dich, und es kommt Dir zu, daß ein Wesen um Dich ist, über welches Du ganz verfügen kannst. Wo Du bist, da bin ich, wo Du hingehst, gehe ich mit Dir!

Seba wollte das nicht gelten lassen, denn sie wünschte, Eleonore in einer ihr angemessenen Ehe glücklich zu sehen; aber es war, als hätte das Gemüth der Gräfin noch ein Ruhen nöthig, nachdem es ihr in schweren Kämpfen gelungen war, sich mit Hülfe ihrer Freunde völlig von den Banden frei zu machen, in denen der Abbé sie gehalten hatte; und Paul bestärkte sie in ihrer Hingebung an Seba.

Laßt sie ungestört gewähren, rieth er, wenn Davide in ihrem Glücke Heirathspläne für die Freundin machte. Für eine Eleonore kommt gewiß der Tag, an welchem die Freundschaft ihr nicht mehr allein genügt; laßt uns ihn erwarten.

Sie und Seba hatten in den letzten Jahren verschiedene große Reisen gemacht, sie waren auch einen Sommer in Haughton Castle gewesen. Aber Eleonore hatte in England nur ihre nächsten Anverwandten aufgesucht, und obschon von ihnen jetzt wieder bereitwillig empfangen, hatte sie sich doch nach Deutschland und in das Haus zurückgesehnt, in dem ihr zuerst selbstlose Liebe begegnet war und in dem sie es erlernt hatte, sich

im Anschlusse an ihre Umgebung, im engverbundenen Zusammenhange des Familienlebens durch Hingabe zu bereichern, durch Unterordnung zu erheben. Man dachte nicht daran, sie besonders aufzuklären, sie zu erziehen. Die Luft macht eigen und die Luft befreit. Man ließ das Leben walten.

Freilich wunderten die Leute, vor Allen Renatus und die Seinigen sich darüber, daß die Gräfin Haughton der Aufforderung ihres Gesandten, sich bei Hofe vorstellen zu lassen, nicht nachkam, daß sie noch immer in Deutschland, noch immer als eine Genossin des Tremann'schen Hauses lebte; man fand sich jedoch endlich damit ab, es ihr für eine ihrer englischen Grillen auszulegen, und des Freiherrn Angelegenheiten waren nicht der Art, ihm eine besondere Theilnahme an den Seelenzuständen der Personen einzuflößen, die nicht im nächsten Zusammenhange mit ihm lebten.

Renatus mochte es ansehen, wie er wollte, das Glück wendete sich ihm nicht wieder zu. Während in Paul's Hause eine ganze Schaar von Kindern in Kraft und Gesundheit heranwuchsen, war das einzige Töchterchen, welches Cäcilie ihrem Manne geboren hatte, ein schwächliches Kind gewesen, das bald gestorben war, und er hatte bisher vergebens auf die Geburt eines Sohnes gehofft, der seinen Namen erben und in die Zukunft tragen sollte. Die Aussicht, daß Valerio, daß der seinem Vater untergeschobene Sohn vielleicht der einzige Erbe des alten, schönen Namens derer von Arten werden könne, widerstand dem Freiherrn bei der eigenartigen Entwicklung dieses jungen Menschen mit jedem Jahre mehr, und etwas, woran er sich recht von Herzen freuen konnte, hatte Renatus nirgend.

Allerdings war seine Ehe eine würdige und friedliche; aber Vittoria war eine schwere Last für ihn und seine Frau, und auch seine Dienstverhältnisse gestalteten sich nicht so günstig, als er es erwartet hatte. Er wurde trotz der größten Pflicht-

treue nicht befördert, das Avancement im Frieden war sehr langsam, und er konnte sich des Gefühles nicht erwehren, daß ein unbekanntes Etwas, daß ein heimliches Uebelwollen ihm, wohin er sich auch wende, hindernd im Wege stehe. Dazu kam er auch mit seinen Vermögensverhältnissen nicht, wie er es gehofft, in die Ordnung. Der Pächter hatte nicht den Muth, seine erarbeiteten Capitalien in das fremde Gut zu stecken, und der Freiherr keine Capitalien, mit denen er selber auf dem Gute etwas hätte unternehmen lassen können. Das Pachtgeld, welches regelmäßig genug einging, blieb immer nicht lange in des Freiherrn Händen, weil er gleich bei seiner Verheirathung eine Summe aufgenommen, die er zu verzinsen hatte; und es fanden sich, da die gesellschaftlichen Beziehungen des Freiherrn sich mit jedem Jahre ausdehnten und das Leben in der Residenz mit dem wachsenden Reichthume ihrer Bewohner auch glänzender und üppiger wurde, mit jedem Jahre irgend welche neue Ausgaben, denen man sich anstandshalber nicht zu entziehen vermochte und die ein Abzahlen des gemachten Anlehens hinderten.

Hier und da, wenn Cäcilie es sah, daß Renatus sich in Geldverlegenheit befand, wenn es sie drückte, daß man die eingehenden Rechnungen nicht gleich bezahlen konnte, wenn man die Handwerker und sonstigen Lieferanten um Geduld angehen mußte, hatte sie den Vorschlag gemacht, Renatus solle sich von der Garde zu einem der Linien-Regimenter versetzen lassen. Wenn man indessen von der Hauptstadt fortging, wenn man sich also auch aus den Kreisen des Hofes entfernte, so gab man damit alle die Vortheile auf, welche in monarchischen Staaten dem Staatsdiener aus der persönlichen Bekanntschaft mit seinem Herrn gelegentlich erwachsen können, und die man im Laufe der Jahre zu erreichen eben bemüht gewesen war. Eine Versetzung von der Garde zur Linie, eine Uebersiedelung in eine Provinzialstadt ließ sich aber, ganz abgesehen davon, daß sie dem Frei-

herrn wie ein Herabsteigen erschienen wäre, ohne einen namhaften Geldaufwand auch nicht bewerkstelligen, den man denn, wie die beiden Gatten meinten, doch besser und dem Zwecke entsprechender in der Residenz verwerthen konnte.

Man blieb also beständig in einem Zustande des Wollens, des Erwägens, des Hoffens und des Sichtröstens, wenn wieder einmal, wie das mehrmals geschah, eine günstige Aussicht, auf deren Erfüllung man zuversichtlich gerechnet hatte, fehlgeschlagen war. Renatus mochte es Cäcilien nicht empfinden lassen, daß er Sorgen hatte; Cäcilie bemühte sich, ihm ihr Unbehagen zu verbergen, und mit ihren gegenseitigen Ermuthigungen täuschten sie sich selber und einander. Cäcilie hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, der Mutter oder gar der Schwester, die sie ohnehin beide nur selten sah, einen Einblick in ihre Lage zu gestatten, und die Mutter und die Schwester befragten sie nicht darum. Sie waren zufrieden, daß Renatus und Cäcilie sich innerhalb ihrer Mittel mit Anstand zu erhalten schienen, daß die Hülfe und die mannigfachen Förderungen, welche die Gunst der Prinzessin Hildegarden gewährte, es dieser möglich machten, in jedem Jahre die Badereise zu unternehmen, ohne welche sie bei ihren Nervenleiden nicht mehr bestehen zu können glaubte; und wie denn bei jedem Uebel sich meist noch ein Gutes finden läßt, so fügte es sich, wie Hildegard sagte, doch sehr glücklich, daß sie und Graf Gerhard seit Jahren immer dieselben Badeorte zu besuchen hatten.

Der Graf war indessen in seiner Gesundheit durch den Gebrauch der Bäder nicht sonderlich gefördert worden. Die Lähmung seiner Glieder nahm im Gegentheile, wenn auch nur sehr allmählich, zu, und obschon er sich vortrefflich zu befinden behauptete, schüttelten seine Aerzte doch die Köpfe. Seine Zeitgenossen meinten, er sei kein junger Mann mehr und er habe viel mitgemacht; diejenigen indessen, welche ihn erst in den letzten

Jahren hatten kennen lernen oder die im Stande waren, einem Manne um seiner Liebenswürdigkeit willen seine unwürdige Vergangenheit zu vergessen, sagten, Graf Gerhard sei wie alter Wein, der durch die Jahre nur feuriger und anregender werde, und in der That schien er an Lebhaftigkeit des Geistes zu gewinnen, was er an körperlicher Beweglichkeit verlor.

Weil er sich nicht gern daran erinnern mochte, daß er ohne Hülfe sich nur mühsam aufrecht halten und bewegen konnte, ging er wenig aus. An jedem Mittage fuhr er eine Stunde in das Freie, gab bei diesem oder jenem Freunde eine Karte ab, sendete der einen Dame ein Buch hinauf, schickte der andern ein Billet mit einer Anfrage zu, und da es in jeder großen Stadt und an jedem Hofe eine Anzahl von Müßigen gibt, die froh sind, ein Stelldichein zu haben, an dem sie eine ihrer leeren Viertelstunden mit ihres Gleichen gemeinsam unterbringen können, so ward durch den Rest des Tages das Zimmer des Grafen von Besuchern selten leer. In dem Plaudern und Schwatzen erfuhr er, was ihm mitgetheilt zu haben man sich kaum bewußt war, und es währte gar nicht lange, bis sich der Glaube festgestellt hatte, daß Graf Gerhard einer der am besten unterrichteten Männer des Hofes sei, bei dem man nicht nur sichere Auskunft über alles, was im Augenblicke geschehe, sondern auch sehr wesentliche Aufschlüsse über die Vergangenheit im Allgemeinen erhalten könne.

Es ward Mode, mit dem Grafen bekannt zu sein und ihn zu besuchen, und da die fromme Mildthätigkeit der Prinzessin unter den ihrem Hofstaate angehörenden Frauen auch die Barmherzigkeit zum guten Tone stempelte, so fand man es schön und lobenswerth, als die Gräfin Hildegard, auf eine größere Geselligkeit fast ganz verzichtend, sich freiwillig zur Gesellschafterin ihres alten Freundes machte, der einst bestimmt gewesen war, ihr als Oheim noch näher verbunden zu werden.

Sie und ihre Mutter brachten fast jeden Abend bei dem Onkel, wie sie ihn jetzt beständig nannte, zu. Sie machte seine Vorleserin, sie besorgte seinen Briefwechsel, wenn er sich einmal ermüdet fühlte, und einander stützend, tragend und lobpreisend, wo sie vor Dritten von einander zu sprechen hatten, gelangten sie dahin, sich ein Ansehen und eine Geltung, sich eine Anerkennung für ihr gegenseitiges Verhältniß zu erwerben, welche keiner von ihnen für sich allein jemals gewonnen haben würde, ganz abgesehen davon, daß der Gräfin durch ihre täglichen Abendbesuche bei dem Freunde eine ökonomische Erleichterung erwuchs, die sie heimlich doch in Anschlag brachte.

Es war früher einmal die Rede davon gewesen, dem Grafen, welchen seine Sprachkenntnisse und seine feinen Umgangsformen sehr wohl zu einem solchen Amte befähigten, zum Kammerherrn der Prinzessin zu ernennen; seine Krankheit hatte aber die Ausführung dieser Absicht verhindert, während dieser Krankheitszustand doch gerade seine Bedürfnisse erhöhte und ein vermehrtes Einkommen für ihn wünschenswerth machte. Der Graf besaß allerdings ein mütterliches Vermögen, das ihm spät genug zugefallen war, um von ihm vortrefflich angelegt und gut zu Rathe gehalten zu werden; indeß als jüngerer Sohn war er doch nichts weniger als reich, denn die Berka'schen Güter waren Majorate. Er hatte es also doppelt hoch zu schätzen, daß ihm durch die Verwendung der Prinzessin eine jener Präbenden verliehen wurde, welche über die Zeiten der Reformation hinaus zu Gunsten des Adels erhalten worden sind und deren geistlichen Titel Niemand mit mehr Anstand und mit besserer Laune zu tragen sich getrauen durfte, als Graf Gerhard Berka.

Man war schon wieder mitten im Sommer, und der Graf hatte eben eine jener kleinen Mittagsgesellschaften um sich versammelt gehabt, die er, seit er Domherr geworden war, scherzend nur noch seine Capitel nannte, als man ihm einen der

russischen Gesandtschaftsräthe meldete, der ihn persönlich zu sprechen wünsche. Der Graf kannte den Legationsrath, aber er hatte kein persönliches Umgangsverhältniß mit ihm. Ein Besuch desselben zu so ungewohnter Stunde mußte also irgend eine besondere Veranlassung haben, und der Legationsrath ließ den Grafen darüber auch nicht lange im Ungewissen.

Es ist uns heute, sagte er nach einigen einleitenden Begrüßungsworten, mit dem Petersburger Courier eine Privatmission zugegangen, die der hiesigen Gesandtschaft ganz ausdrücklich von dem Ministerium anempfohlen worden ist. Es handelt sich um eine Todesnachricht, um den Brief eines Verstorbenen an eine Dame der hiesigen Aristokratie, die, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, Ihnen befreundet ist, mit Einem Worte, um einen Brief an die Gräfin Hildegard von Rhoden. Wissen Sie zufällig, ob die Gräfin irgend eine nähere Beziehung zu einem Herrn von Kabeniew gehabt hat, der zur Zeit des ersten Feldzuges Major gewesen ist, und der danach eben seiner Wunden wegen den Dienst verlassen hat?

Der Graf besann sich eine Weile, dann sagte er: Ich habe den Namen von der Gräfin nennen hören, dünkt mich.

Und Sie wissen nicht, ob Herr von Kabeniew ihr nahe gestanden hat, ob man befürchten müßte, ihr mit der Nachricht seines Todes eine Erinnerung zu erwecken, die, ihr von fremder Hand nahe gebracht, vielleicht peinlich für sie sein könnte?

Der Graf hatte dem Legationsrathe mit jener verbindlichen Achtsamkeit zugehört, welche ein Zeichen guter Erziehung ist. Jetzt wurde seine Miene plötzlich ernst und kalt, und mit dem Tone bestimmtester Abwehr sagte er: Ich meine mich zu erinnern, daß die Gräfin gegen mich hier und da eines Majors Kabeniew erwähnte, den sie in einem unserer Hospitäler durch eine lange Zeit gepflegt hat; aber wo oder wie sie den Gestorbenen auch kennen gelernt hat, so wird sie sicher das Andenken

an ihn nicht zu scheuen haben; dessen dürfen Sie versichert sein, mein Herr!

Der Legationsrath machte eine zustimmende Verbeugung. Ich war dessen selbst gewiß, Herr Graf, betheuerte er. Aber, was wollen Sie — es waren aufgeregte Zeiten, die Bewegung der Gemüther war eine gewaltige, und — er lächelte — nun, wir waren Alle jung, jünger vielleicht als unsere Jahre! Wo eine Welt in Flammen steht, faßt auch der Einzelne leicht Feuer, und es hat dann bisweilen doch sein Schmerzliches, auf eine solche alte Brandstätte zurückgeführt zu werden! — Gerade die außerordentliche Verehrung aber, deren die Gräfin genießt, machte es den Gesandten wünschen, sie wo möglich vor jeder Erschütterung zu bewahren, und die Auskunft, die ich von Ihnen, mein Herr Graf, zu erhalten die Ehre habe, bestätigt nur eine Vermuthung, die wir selber hegten. Herr von Kabeniew, ich darf Ihnen dies als einem Freunde der Gräfin wohl vertrauen, der unvermählt und ohne nahe Verwandte gestorben ist, hat der Gräfin Rhoden sein ganzes, äußerst beträchtliches Baarvermögen hinterlassen, das, falls sie etwa nicht mehr am Leben gewesen wäre, den hiesigen Hospitälern überwiesen werden sollte. Ich will mich also beeilen, noch heute mich des Auftrages meines Gesandten bei der Gräfin zu entledigen.

Er erhob sich; man wechselte noch einige Worte, welche sich zum Theil um die edlen Eigenschaften der Gräfin bewegten, und der Legationsrath hatte sich kaum empfohlen, kaum das Haus verlassen, als um die gewohnte Stunde die Gräfin und Hildegard sich bei dem Grafen einstellten. Sie fanden ihn erhitzt und aufgeregt. Sein Auge glänzte, seine Hände waren kalt und selbst der Ton seiner Stimme schien seinen Freundinnen ein veränderter zu sein.

Sie fragten, was ihm widerfahren sei. Er wich der Antwort aus, erkundigte sich nach ihrem Ergehen, nach den Vor-

kommnissen des Tages; aber Hildegard sowohl als ihre Mutter fühlten ihm an, daß er zerstreut, daß er nicht bei der Unterhaltung sei, und man nahm also zu dem Buche seine Zuflucht, mit welchem man sich schon seit mehreren Abenden beschäftigt hatte. Indeß auch dieses Auskunftsmittel wollte heute nicht verschlagen. So oft Hildegard, welche die Vorleserin machte, ihr Auge von dem Buche aufhob, fand sie den Blick des Grafen in einer Weise auf sich gerichtet, die sie beunruhigte, und als sie einmal ihre Linke auf dem Tische ruhen ließ, so daß der Graf sie von seinem Platze aus erreichen konnte, ergriff er ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

Das war sonst auch geschehen, und doch lag heute etwas Besonderes in des Grafen Thun, etwas Besonderes in dem Seufzer, mit dem er sich in seinen Sessel zurücklehnte und seine Augen mit seiner feinen, durchsichtig gewordenen Hand bedeckte.

Hildegard konnte nicht weiter lesen. Sie legte das Buch nieder, und sich über den Tisch zu dem Grafen neigend, sprach sie: Es ist etwas geschehen, lieber Onkel, etwas, das Sie betrübt, das also auch uns nicht gleichgültig sein kann. Ich fühle es unwiderleglich, ich empfinde es wie eine Ahnung und es ängstigt mich! Sagen Sie es, sprechen Sie es aus, geliebter Onkel, was haben Sie, was ist vorgefallen?

Der Graf stützte mit der geschlossenen Hand sein Haupt, und es leise und traurig wiegend, sagte er: Wir werden nicht mehr oft beisammen sitzen!

Was soll das heißen? riefen Mutter und Tochter wie aus Einem Munde.

Aber statt ihnen zu antworten, entgegnete der Graf: Wie durfte ich darauf auch rechnen? Wie konnte ich nur wähnen, daß so viel Anmuth, Geist und Güte allein dazu geschaffen wären, den Niedergang eines Daseins wie das meinige zu verschönen! Und Hildegarden's Hände ergreifend, zog er sie näher

an sich heran und nöthigte sie damit unmerklich, sich von ihrem Platze zu erheben.

Sie begriff nicht, was der ganze Vorgang bedeuten konnte, indeß sie war stets geneigt, bei irgend einer Gefühlsergießung mitzuwirken, und sich auf das Polster niederlassend, das zu des Grafen Füßen lag, sagte sie, die Mutter anblickend: Mama, frage Du den Onkel, womit Deine Hildegard es verschuldet hat, daß er ihr mit seinem Zweifel an der Treue ihrer Freundschaft heut' so wehe thut!

Nein, rief der Graf, schweigen Sie, schweigen Sie, meine Freundin, damit ich mich fassen, mich überwinden kann! Ihre Ankunft überraschte mich und ließ mir nicht die Zeit, mich zu sammeln. Sie wissen es ja, ich bin ein Egoist, ich kann nicht, kann nicht selbstlos lieben, wie Sie beide, wie die theure Hildegard. So eigensüchtig, so ganz auf dieses lieben Wesens Nähe ist mein Sinn und meine Zuversicht gestellt, daß selbst sein Glück mich nicht mit dem Gedanken aussöhnt, es künftig, es vielleicht bald entbehren zu müssen.

Die Worte des Grafen wurden den Frauen immer räthselhafter, aber seine Erregtheit theilte sich ihnen mit, und die Gräfin, welcher der Vorgang doch bedenklich scheinen mußte, verlangte endlich eine bestimmte Erklärung desselben.

Der Graf gewährte ihnen dieselbe nur auf seine Weise. Er fragte, ob er sich irre, wenn er glaube, von Hildegard den Namen eines Majors von Kabeniew gehört zu haben. Ob er sich täusche, wenn er meine, daß der Major ihr seine Hand angetragen und sie dieselbe wegen ihrer Verlobung mit Renatus ausgeschlagen habe.

Nein, nein, rief Hildegard, Sie irren nicht! Aber was ist's mit dem Major?

Da legte der Graf seine Hand auf Hildegard's Schulter und sagte: Was es mit ihm ist? — Er entreißt mir meines

Lebens einziges, wahres Glück! Er ist gestorben — und Sie, Hildegard — Sie sind seine Erbin. Sein Testament liegt auf der russischen Gesandtschaft; man hat sich bei mir erkundigt, ob man's Ihnen unvorbereitet übermachen dürfe. Morgen schon wird es in Ihren Händen sein, morgen sind Sie eine reiche Erbin! — Und was werde ich Ihnen dann noch sein? — Was kann mein mäßiges Vermögen, das einst das Ihrige werden sollte, Ihnen dann noch bedeuten?

Es entstand eine lange Pause, denn man geht aus großer Beschränkung nicht zu großer Lebensfreiheit über, ohne eine Wandlung, eine Erschütterung in sich zu spüren. Hildegard hatte den Reichthum stets ersehnt und ihre verhältnißmäßige Armuth war ihr nach der fehlgeschlagenen Hoffnung auf ihre Verheirathung doppelt drückend gewesen. Sie wußte, daß Herr von Kabeniew sehr reich gewesen war, und die Aussicht, jetzt plötzlich zu einem bedeutenden Vermögen zu gelangen und vor allen Dingen dadurch unabhängiger, reicher, freier zu werden als Renatus, als Cäcilie, schwellte ihre Brust mit einer nie gekannten Freude. Nicht nur ihr Glück genoß sie, sie genoß im voraus auch bereits das Erstaunen und wo möglich die Demüthigung der beiden Menschen, die sie tödtlich haßte, denn sie gehörte zu den verbitterten Naturen, deren Freude der Unterlage eines fremden Schmerzes nöthig hat, um voll und ganz zu sein. Kein Wort, nur ein laut aufgeschrieenes Ach! entrang sich ihrer Brust, und beide Arme um der Mutter Nacken werfend, weinte sie, als solle es ihr das Herz zersprengen.

Die Gräfin weinte ihre Freudenthränen mit ihr. Auch ihr fiel eine schwere Last vom Herzen. Graf Gerhard saß in seinem Sessel und wendete sein Auge nicht von ihnen. Endlich, als er meinte, daß die Frauen sich mit ihren Gefühlsergüssen genug gethan hätten, richtete er sich empor, die Schelle zu ziehen.

Das lenkte Hildegard von sich selber ab. Sie eilte hin-

zu, ihm die Mühe zu ersparen, und erkundigte sich, was er wünsche.

Ich will den Diener nach einem Wagen für Sie senden, sagte er.

Sollen wir Sie verlassen? fragte Hildegard.

Der Graf sah schwermüthig zu ihr empor. Sie werden zu Hause möglicher Weise schon die Dokumente finden, welche der Legationsrath Ihnen auszuliefern hatte. Es ist natürlich, daß Sie dieselben zu lesen, daß Sie Sich mit der Mutter zu besprechen wünschen, und ich habe Sie, liebe Hildegard, ja nun gesehen! Fahren Sie nach Hause, theures Kind!

Die Gräfin und Hildegard weigerten sich dessen; er bestand jedoch auf seinem Vorschlage. Ich habe ja Freude, sprach er, wenn ich Ihrer denke, und — an das Alleinsein werde ich mich gewöhnen müssen! Er reichte ihr die Hand. Als sie sich zu ihm neigte, zog er sie, als könne er seiner Empfindung nicht widerstehen, auf das Polster zu seinen Füßen nieder, und ihr Haupt in seine beiden Hände fassend, küßte er ihr Haar mit leiser Lippe.

Einmal, einmal nur, rief er, wie seiner selbst nicht mächtig, einmal, Du sanfter Engel, sollst Du es im Beisein Deiner edlen Mutter von mir hören, daß Du mein Erlöser gewesen bist, daß ich, der das Leben von seinen höchsten Höhen bis hinab in seine treulosen Tiefen ausgekostet zu haben wähnte und der an nichts glaubte, auf nichts vertraute, in Dir das Ideal gefunden habe, das mich bereuen, wünschen, glauben, hoffen und mich auferbauen lehrte! Einmal muß ich es Dir sagen, daß ich Dich liebte, seit ich Dich kennen lernte, daß ich den thörichten Knaben haßte, der Dich und Deine reine Liebe nicht zu würdigen verstand, und daß ich jetzt die Stunde segne, in der er Dich von sich stieß, denn Du bist jetzt frei, und das Leben wird Dir seine schönsten Kränze nicht versagen!

Er brach ab und hüllte sein Gesicht in seine Hände. Hildegard hatte ihr Haupt an des Grafen Schulter gelehnt, sein Arm umfing sie; die Gräfin stand bestürzt an ihrer Seite, aber die Verherrlichung des von ihr so vorzugsweise geliebten Kindes that ihr wohl. Hildegard erschien ihr wieder jung und schön, wie sie jetzt, von dem letzten Schimmer des Abendsonnenscheines umflossen, vor dem Grafen knieete, dessen gehobene Stimmung den ursprünglichen Adel seiner Züge trotz seiner Jahre und seiner Krankheit mehr als gewöhnlich hervortreten ließ.

Endlich richtete er das Haupt der jungen Gräfin empor, und noch einen Kuß auf ihre Stirn drückend, während er ihrer Mutter die Hand hinüberreichte, sprach er: Nun ist's gut! Nun geh', nun geh', Du liebes Kind, und denk' nicht mehr an mich! Leb' wohl! — Leben Sie wohl, Hildegard! Leben auch Sie wohl, theure Mutter! Wir sehen uns nicht wieder!

Onkel, mein Freund, mein theurer Freund, rief Hildegard, was soll das heißen? Nehmen Sie das Wort zurück!

Er schüttelte verneinend das Haupt und gab ihr, als könne er nicht sprechen, ein Zeichen, sich zu entfernen.

Hildegard blieb vor ihm stehen. — Ich komme morgen wieder! sagte sie!

Er wendete sich von ihr ab. — Nein, das geht über meine Kraft! Wie soll ich künftig schweigen, da das unselige Geständniß meinen Lippen nun entflohen ist? sprach er dumpf in sich hinein.

Hildegard regte sich nicht; der Gräfin begann die Scene peinlich und bedenklich zu werden. Sie nahm die Tochter bei der Hand. — Komm, komm, mein Kind, sagte sie, der Onkel ist zu sehr ergriffen, und auch Du bist sehr erschüttert. Wir haben Alle, Alle Fassung nöthig! — Sie wollte die Tochter mit sich fortführen. Hildegard wendete ihr Antlitz nach dem

Grafen zurück; er hatte das Haupt auf seine Arme niedersinken lassen, die auf dem Tische ruhten.

Da machte sich Hildegard von der Mutter los, und noch einmal vor dem Grafen niederknieend, rief sie: So kann ich ihn doch nicht verlassen! Und warum soll ich denn auch von ihm gehen? — Weinen Sie nicht, weine nicht, mein Freund, ich bleibe! Wo soll ich denn auch bleiben, als bei Dir, der mir beigestanden hat in meiner größten Noth?

Engel des Lichtes, sprich es, sprich es noch einmal aus, dieses Wort, das mich beseligt! rief der Graf, und es war vergebens, daß die Mutter es versuchte, dem Vorgange das Gepräge einer förmlichen Verlobung zu entziehen.

Hildegard lag in des Grafen Armen, er küßte ihr Haupt, ihre Hände; sie nannte sich glücklich in dem Besitze seiner Liebe, und noch einmal genoß der fünfzigjährige und kranke Mann den Triumph, sich eines Weibes zu bemächtigen, dessen er nicht werth war, weil die unklare Herzensüberspanntheit Hildegard's ihm dazu die Handhabe darbot.

Es dunkelte schon, als die Gräfin mit der Tochter sein Haus verließ. Er war sehr mit sich zufrieden. Es war ihm ein Meisterstreich gelungen, und er hätte nur gewünscht, ihn irgend Jemandem mittheilen zu können. Nie zuvor hatte er daran gedacht, Hildegard zu seiner Erbin einzusetzen; er hatte sich überhaupt nie mit seinem Testamente beschäftigt. Es war ihm stets zuwider gewesen, auf sein einstiges Ende hinzublicken, denn er fühlte in sich noch Lust, zu leben, und die Nachricht von der reichen Erbschaft seiner Freundin Hildegard hatte ihm plötzlich die Aussicht eröffnet, sich größere Lebensbequemlichkeit, sich noch größere Lebensfreiheit zu verschaffen, als bisher.

Er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er sich sagen mußte, er sei Bräutigam, er habe sich verlobt. „Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit? Ward je in dieser Laun'

ein Weib gewonnen?“ fragte er sich selber, Shakespeare's Worte brauchend, den er anzuführen liebte.

In seine Genugthuung mischte sich jedoch ein Schmerz. Die Anspannung seiner Kräfte hatte ihn erschöpft. Es kam wie eine Reue über ihn. Er hätte jung, er hätte noch ganz er selber sein mögen! Aber er nannte diese rückblickende Wehmuth eine Schwäche, eben eine Folge der Anstrengung, die er sich zugemuthet hatte. Er ließ sich gegen seine Gewohnheit Wein hinstellen, trank ein Paar Gläser davon, und als er dann sein Lager aufsuchte, und das auf dem Nachttische liegende Buch aus der Hand legte, waren es philosophisch-religiöse Fragen, Fragen, mit denen sein völliger Unglaube sich zu beschäftigen liebte, unter denen ihm endlich das Bewußtsein schwand und Schlaf und Traum ihn sanft umfingen.

Neuntes Capitel.

Die Gräfin und Hildegard hatten die Ruhe nicht so leicht gefunden. Das Erbe, welches der Letzteren zugefallen, war noch weit beträchtlicher, als man es erwartet hatte, und der Gedanke, die Tochter ohne alle Nothwendigkeit mit dem Grafen Gerhard sich verbinden zu sehen, dessen Vergangenheit, trotz der Gunst und königlichen Gnade, deren er sich gegenwärtig rühmen durfte, doch immer eine bedenkliche blieb und für den eine Herstellung nicht zu hoffen war, während man ein langes, furchtbares Siechthum für ihn befürchten mußte, widerstrebte der verständigen Einsicht der Mutter auf das höchste. Aber ihre Vorstellungen, ihre Bitten, ihre Ermahnungen scheiterten an Hildegard's Entschlossenheit.

Der Graf hatte sich seit Jahren ihrer Neigung zu bemeistern gewußt, er hatte sich ihr so geschickt und mit so vielem Behagen an der von ihm verübten Täuschung immer als einen durch sie Bekehrten dargestellt, ihre Neugier auf die Geheimnisse in seiner Vergangenheit war von ihm so unmerklich geweckt und befriedigt worden, seine halben Bekenntnisse hatten ihre Begriffe von Sitte, von des Mannes ihm oft verderblicher Freiheit und von des Weibes großmüthig verzeihender Liebe so verfälscht, daß die Gräfin es plötzlich mit Erstaunen wahrnahm, wie der Boden sich verändert hatte, auf welchem ihre Tochter stand. Es fiel ihr schwer, zu glauben, daß Hildegard, obschon sie in der Mitte der Dreißiger war, für den um zwanzig Jahre älteren, kranken

Mann je etwas Anderes als antheilvolles Mitleiden, als eine dankbare Ergebenheit empfunden haben könne. Indeß Hildegard hatte sich so fest in den Gedanken eingelebt, der Schutzengel des Grafen zu sein, und dieser hatte während ihres ersten gemeinsamen Aufenthaltes in dem Badeorte die leidenschaftlich erregte Empfindung und die nicht minder aufgeregte Sinnlichkeit des von Renatus verlassenen Mädchens von Anfang an so geschickt von Renatus auf sich zu übertragen gewußt, daß Hildegard schon lange an den Grafen gekettet gewesen war, ohne sich dessen bewußt zu sein. Trotz aller Vorstellungen der Mutter nannte sie sich entschieden glücklich, dem geliebten Manne, dem sie, und sie allein, den Glauben an alles Edle und Erhabene wiedergegeben hätte, den Abend seines Lebens verschönen zu können, und in seiner reinen, sie anbetenden Liebe einen reichen Ersatz für die Leiden zu finden, welche der Leichtsinn des Freiherrn Renatus ihr bereitet hatte.

Alles, was die Gräfin von der Tochter an dem Abende erlangen konnte, war das Zugeständniß, daß die Verlobung nicht bekannt gemacht werden solle, ehe man nicht die Prinzessin, welche sich Hildegarden stets als eine so gnädige Beschützerin gezeigt, davon in Kenntniß gesetzt und ihren Rath und ihre Zustimmung dazu erbeten haben würde. Aber schon bei ihrem Erwachen begrüßten ein Brief und eine Sendung des Grafen seine Braut, und noch ehe die Stunde gekommen war, in welcher man daran denken konnte, die Prinzessin aufzusuchen und bei ihr vorgelassen zu werden, brachte einer ihrer Lakaien Hildegarden ein paar Zeilen von der Prinzessin eigener Hand, mit denen sie ihr zu der Wendung, welche ihr Schicksal genommen habe, ihren Glückwunsch aussprach. Sie nannte es schön, daß ihr früheres Liebeswerk ihr die Möglichkeit gewähre, in Werken der Liebe fortzufahren, und die Prinzessin rühmte dabei die Herzensfeinheit des Grafen ganz ausdrücklich, der ihr

vor allen Andern die Mittheilung des geschlossenen Bundes habe zukommen lassen, da er sicher gewesen sei, daß sie sich jedes Guten freuen würde, welches Hildegarden von der Vorsehung beschieden sei.

Damit stand nun die Verlobung als eine Thatsache fest. Denn der Graf hatte sich nach seiner früheren Geschäftserfahrung rechtzeitig daran erinnert, daß es Fälle gibt, in denen man rasch handeln und den Andern zuvorkommen muß, wenn man seiner Sache sicher sein will, und die Genugthuung, die er über seine Entschlossenheit fühlte, verlieh ihm, wie er meinte, wirklich eine neue Kraft.

Es war noch früh am Morgen, als er schon bei der Braut erschien, und es sah aus, als habe er heute des Dieners, auf dessen Arm er sich zu stützen pflegte, kaum noch nöthig. Hildegard eilte ihm auch gleich entgegen, ihm ihren Arm zu reichen, und der Graf hatte es so geschickt erlernt, sich mit allerlei kleinen Künsten von einem Platz zu dem andern fortzuhelfen, daß selbst die Gräfin Rhoden sich es nicht versagte, heute der Hoffnung auf seine Herstellung Raum in sich zu geben.

Die Mutter hatte gewünscht, ihrer verheiratheten Tochter gleich am Morgen die Nachricht von Hildegard's Erbschaft und Verlobung zukommen zu lassen, aber diese war anderer Meinung. Sie beabsichtigte, der Schwester die Kunde selbst zu überbringen, und das konnte nicht sogleich geschehen. Der frühe Besuch des Grafen, eine Besprechung mit dem Gesandten, die gerichtlichen Vollmachten, welche die neue Erbin auszustellen hatte, nahmen Zeit in Anspruch. Es verstand sich von selbst, daß die Verlobten sich ihrer Beschützerin, der Prinzessin, präsentirten, und es war natürlich, daß die Braut ihre jetzigen Möglichkeiten zu benutzen und sich für die Vorstellung bei der Prinzessin und eben so für den Besuch bei ihrer Schwester nach ihren neuen Verhältnissen einzurichten begehrte.

Unter Besorgungen, Berathungen und Einkäufen gingen die Stunden hin. Hildegard und der Graf waren beide nicht die Stärksten, die ungewohnten Anstrengungen ermüdeten sie, Einer war für den Andern auf Schonung bedacht, man mußte etwas Ruhe haben, und der späte Nachmittag kam also heran, ehe man sich anschickte, zu der Schwester hinzufahren.

Die Stadt war schon leerer geworden, der König hatte sich, wie alljährlich, in ein böhmisches Bad begeben, die übrigen Hofstaaten rüsteten sich ebenfalls zum Aufbruche, und obgleich die Residenz damals noch nicht so groß war, daß man nicht bald vor das Thor gekommen wäre und außerhalb desselben nicht noch Feld und Wald und Wiesen genug gefunden hätte, suchte doch, wer es ermöglichen konnte, sich auch damals eine Veränderung des Aufenthaltes zu bereiten. Cäcilie und Vittoria aber weilten in der Stadt, denn Renatus war im Beginne des Sommers längere Zeit zum Ankaufe der Remonte-Pferde auswärts gewesen und war nun wieder seit einigen Tagen mit seinem Regimente zu den großen Manövern nach einer der benachbarten Provinzen kommandirt. Man konnte seiner Rückkehr erst in einigen Wochen entgegensehen.

Die Sonne brütete über der Straße und glänzte blendend aus den gegenüberliegenden Fensterreihen wieder. Hier und da wirbelte der Südostwind die Staubmassen empor, daß man sie wie Wolken vorüberziehen sah. Vor dem Hause belud man einen großen Reisewagen mit Koffern und Schachteln. Der Wirth, ein reicher Kaufmann, der das Erdgeschoß bewohnte, ging mit seiner Familie in ein Bad und wollte die kühlere Nacht für den Beginn seiner Reise benutzen. Cäcilie und Vittoria saßen schon eine geraume Zeit schweigend neben einander. Endlich erhob Cäcilie sich, und die Fensterflügel öffnend sagte sie: Welch ein staubiger Brodem auf diesen Straßen liegt!

Ja, entgegnete Vittoria, ich dachte es eben! Was für ein

Land und was für ein Leben ist es, in denen man mitten in der besten Jahreszeit sich den grausigen Winter ersehnt!

Cäcilie setzte sich wieder zu ihr. In Richten muß es heute schön sein! hob sie nach einer Weile an.

In dem leeren, wüsten Schlosse? entgegnete die Andere, und sich fächelnd, wie es ihre Gewohnheit war, rief sie nach längerem Schweigen: Wenn man nur wenigstens eine Stunde in das Freie fahren könnte!

Renatus hat die Pferde verkauft und noch keine ihm passenden gefunden — wir müssen uns gedulden, bis er wiederkommt! bedeutete Cäcilie wie entschuldigend, und schloß mit der Bemerkung, daß es innen in dem Zimmer erträglicher als draußen sei, das Fenster, welches sie eben erst geöffnet hatte.

Sie nahm ein Buch zur Hand und fing zu lesen an, aber man konnte sehen, daß sie nicht dabei war. Sie blätterte hin und her, legte es fort, griff nach einem Zeitungsblatte und schien auch von diesem nicht gefesselt zu werden. Vittoria sah ihr gelangweilt und ermüdet zu.

Die Aussicht, einen ganzen Sommer in diesen engen Stuben zu verbringen, rief sie dann mit Einem Male aus, ist mir wirklich ganz entsetzlich! — Und nach einer neuen Pause sagte sie, ihre eben erst gethane Aeußerung halbwegs vergessend: Ich wollte, Renatus hätte mich wenigstens gelassen, wo ich war — was hatte ich hier in der Stadt zu suchen?

Cäcilie antwortete ihr nicht gleich. Sie fühlte sich selbst gedrückt. Die neue Trennung von ihrem Manne ward ihr schwer, der ungerechte Vorwurf, den die Stiefmutter ihm machte, that ihr weh.

Renatus hat es gut gemeint, sagte sie endlich, und mich dünkt, Du von uns Allen hättest die meiste Befriedigung hier in der Stadt gefunden. Wenigstens hast Du oft genug versichert, daß Dir hier ein neues Leben aufgegangen sei. Du hast

Freunde gefunden, der Kronprinz zeichnet Dich aus, Du hast Genüsse aller Art ...

Beklage ich mich denn? fiel Vittoria ihr nach der Weise aller Derer in das Wort, die, keines zusammenhängenden Denkens gewohnt, von jeder in ihnen angeregten Vorstellung auf einen völlig veränderten Standpunkt geführt werden. Ich beklage mich ja nicht! Ich meine, ich hätte es von jeher bewiesen, daß ich mich in das Unabänderliche zu fügen und daß ich auch zu schweigen weiß!

Was nennst Du das Unabänderliche? fragte Cäcilie.

Glaubst Du, entgegnete die Stiefmutter, daß es behaglich ist, daß es für eine Frau, die, wie ich, Herrin in ihrem Hause zu sein gewohnt war, behaglich ist, abhängig wie eine Klosterschülerin zu sein?

Mich dünkt, Du wärst so ziemlich die Herrin in unserem Hause! wendete Cäcilie ein.

Vittoria lachte. Nennst Du es Herrin sein, wenn mein Sohn, wenn Renatus mich förmlich unter Deine Kontrole stellt? Wenn er mir die Weisung hinterläßt, daß ich in seiner Abwesenheit keine Besuche machen, Niemanden empfangen soll ....

Vittoria, rief die junge Baronin, entstelle die Thatsachen nicht! Renatus hat Dich nur gebeten, Emilio nicht bei Dir zu sehen, weil ....

Weil Emilio Dir den Hof macht! warf Vittoria ein.

Cäcilie wurde blaß vor Zorn. Laß das, ich bitte Dich! sagte sie sehr fest. Emilio's plötzliche Galanterie für mich täuscht weder meinen Mann noch mich! Sei zufrieden, wenn wir schweigen — das Schweigen ist nicht immer leicht!

Und schweige ich denn nicht, füge ich mich denn nicht in alles, was Renatus fordert? meinte Vittoria, die von ihrem früheren Klosterleben her ein Vergnügen in dem kleinlichen

Kriege mit ihrer Umgebung fand, das sie sich, sobald sie Langeweile hatte, nicht versagte.

O ja, rief Cäcilie, gewiß, Du schweigst, aber man sieht es Dir an, wie unbehaglich Du Dich fühlst, wie widerwillig Du Dich dem unerläßlich Gebotenen fügst! Und glaube mir, das lastet so schwer, so schwer auf meinem Manne und auch auf mir, fuhr sie, wider ihren Willen heftig werdend, fort, daß wir .... — Sie brach plötzlich ab.

Vittoria fragte, ob sie nicht vollenden wolle.

Indeß die junge Frau hatte sich schon wieder zusammengenommen. Sie bereute ihre Aufwallung, denn Renatus wollte durchaus den Frieden in seinem Hause aufrecht erhalten haben, und bemüht, dieses Ziel zu erreichen, bemüht, ihrem Manne vielleicht durch eine Erörterung mit seiner Stiefmutter das Leben zu erleichtern, sagte sie, sich überwindend: Du bist wirklich nicht gerecht gegen uns, beste Vittoria! Du weißt es, glaube ich, wirklich nicht, wie schwer der arme Renatus es hat! Er thut für Dich und für uns alle, was er kann, aber .... — sie zögerte auf's Neue und sagte dann endlich, als müsse es einmal ausgesprochen werden: Er will freilich nicht, daß Du darum weißt, indeß Du kannst ja ohne das seine Handlungsweise nicht begreifen, und ich kenne ja auch Deine Liebe für ihn und mich, wennschon Du manchmal an die unsere für Dich nicht glauben willst! — Sie machte eine Pause, dann fuhr sie fort: Heute zum Beispiel — wie gern wollte ich Dir einen Wagen holen lassen! Ich führe ja auch selbst gern vor das Thor hinaus! Aber unsere Einkünfte sind nicht groß, und das Leben kostet hier so viel! Dazu .... — sie näherte sich der Stiefmutter, nahm ihre Hand und sagte: Versprich mir, daß Niemand, am wenigsten Renatus darum erfährt, und laß es Dich nicht kränken, wenn ich sage, daß das ganze Unheil nur von des Vaters falscher Großmuth herrührt — dazu ist Renatus seit den beiden letzten

Jahren immer in großer Geldverlegenheit gewesen. Wir haben schon im vorigen und in diesem Winter überlegt, wie wir es machen könnten, uns zurückzuziehen, ohne ein unangenehmes Aufsehen zu erregen, und nöthig wäre es, denn Renatus hat, von einem Wechselgläubiger gedrängt, sich schon vor anderthalb Jahren entschlossen, von unserem Pächter Vorschüsse zu nehmen. Es bleibt ihm in diesem Jahre also nichts mehr übrig, als die auf ihn laufenden unglückseligen Wechsel verlängern zu lassen, was neue, größere Kosten machen wird, während wir mit unserem Gehalte beim besten Willen nicht im Stande sind, unsere Ausgaben zu bestreiten! Hättest Du ihn je gesehen, wie ich, wenn die Zahlungstermine nahe kommen — und er hat ja schon in dem zweiten Jahre unserer Ehe die Hypothekenlast auf Richten noch erhöhen müssen — Du würdest Dich nicht mehr über ihn beschweren!

Die Stiefmutter hörte ihr ruhig zu, aber Cäcilie merkte, daß sie mit ihren Worten nicht den erwarteten Eindruck auf sie machte, denn Vittoria sagte, offenbar gelangweilt, sie verstehe von diesen Angelegenheiten nichts.

Gewiß, hob die junge Baronin, weil sie lebhaft wünschte, ihrem Manne vor Vittoria's Ansprüchen Ruhe zu schaffen, so freundlich als sie konnte, noch einmal an, Du verstehst das nicht genau, und ich — ich habe ja auch davon nichts verstanden oder vielmehr nie recht daran gedacht, bis ich es Renatus endlich anmerkte, daß ihn etwas drückte! Nun ich ihn aber gefragt habe, nun er mir Alles vertraut hat, nun ich weiß, weshalb Renatus für den Sommer unsere Wagenpferde verkauft und den Kutscher und den Diener bis zum Winter abgeschafft hat, nun ertrage ich, weil es ja dem geliebten Renatus zu Hülfe kommt, den heißen, einsamen Sommer hier in unserem Hause auch weit besser! Und ich meine, auch Du wirst Dich gedulden um seinetwillen, Liebe! Er hat's gewiß nicht leicht, er hat oft schwere

Tage, und er ist ein Herr von Arten, von dem man in der Gesellschaft und im Regimente etwas erwartet! Er muß doch leben, wie es einem Arten zukommt!

Cäcilie fand eine Beruhigung darin, daß sie dies endlich ausgesprochen hatte. Sie hoffte durch diesen Beweis ihres unbedingten Vertrauens ihre Schwiegermutter mit den Einschränkungen auszusöhnen, die sich aufzuerlegen sie ihrem Manne versprochen hatte; aber Vittoria faßte es anders auf.

Ich habe Dich nicht unterbrechen mögen, Kind, sagte sie; indeß ich begreife nicht, weßhalb Du mir solche Mittheilungen machst, obenein, wenn Renatus Dir dies verboten hat. War ich es, die den Eintritt in die Welt begehrte, die unsere Vorstellung am Hofe forderte? Oder meinst Du, daß mein Luxus Deines Mannes Geldverlegenheit verschuldete?

Nein, nein, gewiß nicht! besänftigte sie Cäcilie, die bereits einzusehen begann, daß sie einen Mißgriff gethan hatte. Aber Du hegtest doch so gut wie ich die Neigung, die Gesellschaft kennen zu lernen, und Renatus hielt und hält es noch für nöthig, daß wir uns in ihr bewegen!

So muß er auch die Mittel schaffen, daß wir's können, entgegnete Vittoria mit großem Gleichmuthe, und er hat Unrecht, daß er Dich und mich mit Angelegenheiten peinigt, in denen wir ihm doch nicht helfen können! Sein Vater that das nie! Er machte Alles mit sich selber ab. Er war nicht kleinlich!

Renatus weiß davon zu sagen! fuhr Cäcilie auf; aber sie unterdrückte, was sie noch hatte hinzufügen wollen, und schweigend und in sich versunken blieb sie in dem Zimmer neben ihrer Schwiegermutter sitzen.

Sie war dieses Zusammenlebens mit Vittoria von Herzen müde, sie war der Nothwendigkeit des Scheinenmüssens höchlich satt. Wäre sie nicht in der Liebe ihres Mannes so glücklich gewesen, hätte sie sich nicht damit getröstet, daß er sich glücklich

in seiner Ehe mit ihr fühle, sie würde Hildegard oft um das ruhig bescheidene Leben in ihrer Mutter Hause beneidet haben. Bisweilen, wenn die Zahlungstermine für die Wechselschulden ihres Mannes herankamen, wenn sie berechnen konnte, wie jedes fortschreitende Halbjahr sie mit wachsender Gewalt in eine immer tiefere Verwirrung ihrer Verhältnisse hinabzog, hatten ihre Sorge und ihre Liebe für den Gatten ihr die verschiedensten Plane zu seinem Beistande eingegeben. Sie hatte sich an Eleonore, an Seba, an Tremann, an den Kronprinzen wenden und ihn um ein Darlehen angehen wollen, das mäßig zu verzinsen und dann allmählich abzuzahlen, nicht über ihre Kräfte gegangen wäre; indeß die leiseste Andeutung einer solchen Möglichkeit hatte stets ihres Gatten Zorn erregt, und sich bescheidend, weil sie nichts zu ändern vermochte, hatte sie sich gewöhnt, am Tage den Tag zu leben und sich mit den kleineren und größeren Entbehrungen und Ersparnissen zu beschwichtigen, die sie unter annehmbaren Vorwänden sich aufzuerlegen und den Ihren abzugewinnen geschickt erlernt hatte. Ward Renatus das gewahr, so schlug es ihn nieder, und seine Zärtlichkeit suchte dann nach einem Anlaß, Cäcilie für ihr Opfer freigebig zu entschädigen; aber sie hatte die Sorglosigkeit verloren, sich daran zu freuen, und auch jetzt war sie in trübe Befürchtungen versunken, als ein Wagen vor ihrer Thüre vorfuhr und der Diener des Grafen ihr seinen Herrn und die Comtesse Rhoden meldete.

Um diese Stunde? riefen beide Frauen, da der Graf, wenn er nicht das Theater oder ausnahmsweise eine Gesellschaft besuchte, gegen den Abend nicht mehr ausfuhr; es blieb ihnen jedoch nicht lange Zeit, über den Anlaß seines Kommens nachzudenken, denn auf Hildegard's Arm gelehnt, trat der Graf in das Zimmer ein, und sich auf den Sessel niederlassend, den sein Diener ihm schnell herbeiholte, sagte er: Um Vergebung, meine Freundinnen, daß wir Sie zu ungewohnter Stunde stören, aber

Glück ist etwas so Seltenes, daß ich meinte, ein paar Glückliche müßten zu jeder Zeit willkommen sein! Erlauben Sie also, fügte er lächelnd hinzu, daß wir uns Ihnen als Verlobte vorstellen!

Als Verlobte? wiederholten Cäcilie und Vittoria, ihren Ohren kaum vertrauend, und während die Letztere sich noch bemühte, ihr Erstaunen über dieses unerwartete Ereigniß in Glückwünschen zu verbergen, hatte Hildegard der Schwester Hände bereits ergriffen, und ihr tief in die Augen blickend, sprach sie in ihrem sanftesten Tone: Sieh', Cäcilie, nun ist Alles zwischen Dir und mir vergessen und Alles wieder, wie es war! Ich darf wohl sagen, wie es geschrieben steht: sie dachten es böse mit mir zu machen, aber der Herr hat es wohl gemacht! — Ich bin sehr glücklich, so glücklich, daß ich Dir Dein Glück von Herzen gönne! Schreibe das Renatus, oder ich will es lieber selber thun! Nicht wahr, geliebter Gerhard, wir wollen an Renatus schreiben? Ich denke, es soll ihm wohlthun, und auch Dir, Cäcilie, wird es das Herz befreien, daß ich glücklich, ja daß ich sehr glücklich bin!

Sie umarmte Cäcilie, sie umarmte Vittoria, sie war voller Zärtlichkeit, voller Vergebung für die Schwester, und doch war jedes ihrer Worte wie darauf berechnet, Cäcilie zu verwunden.

Mit großem Geschicke wußte sie, ohne der Gegenstände irgend zu erwähnen, die Schwester auf die neue, reiche Kette, an der sie ihre Uhr trug, auf den feinen florentiner Hut, auf den prächtigen türkischen Shawl aufmerksam zu machen, und von ihrer nahe bevorstehenden Hochzeit wie von der Badereise zu sprechen, die sie gleich nach der Hochzeit unternehmen würden. Nur ganz beiläufig erzählte sie, daß sie einen neuen Reisewagen kaufen werde, weil auf des Grafen Wagen für ihre Kammerjungfer nicht der nöthige Platz vorhanden sei, und von allen ihren beabsichtigten Anschaffungen sprechend, gelangte sie endlich

an das von ihr ersehnte Ziel, der Schwester die Mittheilung von dem reichen Erbe zu machen, welches ihr anheimgefallen war.

Dann erhob sie sich plötzlich mit der Bemerkung, daß es Zeit zum Aufbruche sei, und noch im Fortgehen wiederholte sie es der Schwester, daß sie und der Graf dem Freiherrn schreiben würden, um ihm Kenntniß von ihrem Glücke zu geben.

Gaetana brachte eben die Lampe in das Zimmer, als der Graf mit Hildegard sich entfernte.

Ist das Vorhaus schon erleuchtet? fragte Cäcilie lebhaft.

Die gnädige Frau haben ja befohlen, die Lampe in dem Vorhause immer so spät als möglich anzuzünden! wendete die Dienerin ein.

Cäcilie schwieg und biß sich in die Lippe. Hildegard wird immer einen gut erleuchteten Vorsaal, wird immer einen Bedienten haben! dachte sie in ihrem Innern, und von einer bittern Empfindung hingenommen, verließ sie das Gemach. Sie wollte wenigstens allein sein.

Zehntes Capitel.

Graf Gerhard hatte es im Scherze stets gesagt, er halte es mit Montecuculi, denn zum Leben wie zum Kriegführen brauche man Geld und Geld und Geld, und er verstand es in der That vortrefflich, das große Vermögen seiner Frau mit Anstand zu benutzen.

Die Hochzeit des Grafen war wenig Wochen nach seiner Verlobung gefeiert worden; die Neuvermählten waren in ein Bad, aus diesem zu einem Winteraufenthalte in den Süden gegangen, und nach ihrer Rückkehr in die Heimath hatten sie das inzwischen nach des Grafen Angabe eingerichtete Haus bezogen, welches sie nun bereits seit drei Jahren inne hatten. Kein Haus in der ganzen Stadt war so geschmackvoll und so wohnlich als das des Grafen Berka ausgestattet. Pracht und Bequemlichkeit gingen in demselben Hand in Hand, und wie seine Wohnung, so war alles, was ihm gehörte, auf das Beste ausgewählt.

Er ließ seine Wagen und seine Pferde aus England kommen, er hielt sich einen französischen Koch, sein Keller war der bestversehene der Residenz, seine Kleidung von der zweckmäßigsten englischen Façon; nur seine Gesundheit und seine Kraft konnte das Vermögen seiner Frau, das er seit seiner Rückkehr aus Italien durch mannigfache Spekulationen sogar noch zu vermehren gewußt hatte, ihm nicht mehr erkaufen.

Aber man bewunderte die Selbstbeherrschung, mit der er

seine wachsenden Beschwerden trug, den Muth, mit dem er gegen seine fortschreitende Lähmung ankämpfte, und vor Allem pries man die schöne Hingebung, mit welcher die Gräfin Berka ihn vergessen zu machen strebte, daß ihr an seiner Seite doch eine schwere Aufgabe zu Theil geworden war.

Es gab nicht leicht ein Ehepaar in der Gesellschaft des hohen Adels, das mehr der allgemeinen Gunst und Theilnahme genoß, als Graf Gerhard und die Gräfin Hildegard; man konnte sich auch kein würdigeres Familienverhältniß denken, als das, welches zwischen der alten Gräfin Rhoden und den Berka's herrschte, bei denen sie jetzt lebte. Die Einigkeit der Mutter und der Tochter, die schönen weltmännischen Manieren des Grafen, der Gräfin edler Sinn für Häuslichkeit machten, daß es Jedem wohl ward, der über ihre Schwelle trat; und da man wegen der Kränklichkeit des Grafen große Gesellschaften zu geben so viel als möglich vermeiden mußte, so hatte Hildegard sich entschlossen, Mittags immer ein paar Plätze für gute Freunde an ihrem Tische bereit zu halten und allabendlich für dieselben um die Theestunde zu Hause zu sein.

Man rechnete es ihr sehr hoch an, daß sie ihrem Gatten zu Liebe auf alle Geselligkeit außer ihrem Hause verzichtete, und selbst die Prinzen und Prinzessinnen suchten sie dafür zu entschädigen, daß sie sich's versagte, an den Hof zu gehen. Ihre Beschützerin, die alte Prinzessin, empfing sie in den Morgenstunden, in denen sie sonst Niemanden anders bei sich sah; die jüngeren Prinzessinnen fuhren gelegentlich bei der guten Gräfin Berka vor, die an der Spitze aller wohlthätigen Unternehmungen stand und deren Religiosität, obschon sie eine Katholikin war, sich von jeder Ausschließlichkeit, vor aller Unduldsamkeit fern zu halten wußte. Selbst auf ihren Gatten, der es mit der Religion sonst leicht genug genommen hatte, wirkte der fromme Sinn der Gräfin Hildegard mit Segen ein. Der Graf fuhr regelmäßig

an jedem Sonntage in die Kirche, die der Hof besuchte, und das Einzige, was seine Frau bedauerte, war ihr einstiger Uebertritt zur katholischen Kirche, zu welchem sie von der Mutter in ihrer Kindheit bestimmt worden war und der sie jetzt in gewissem Sinne von ihrem Gatten und von ihren fürstlichen Beschützern und Freunden trennte.

Es war durchaus angenehm, mit den Berka's eng verbunden zu sein, und Hildegard war für ihren Umgang sehr wählerisch geworden. Sie hielt es für nothwendig, Jeden und Alles zurückzuweisen, was den Grafen aufregend oder störend berühren konnte, den man nach des Arztes Ausspruch vor heftigen Gemüthsbewegungen bewahren sollte, und sie nannte es gegen ihre vertrauten Freunde eine Rücksicht auf das Empfinden ihrer Mutter, daß sie den Freiherrn von Arten und seine Familie trotz ihrer sehr verschiedenen Lebensansichten bei sich sah. Denn, sagte sie eines Tages zu einer ihrer näheren Freundinnen, der Graf ist mit dem ganzen Thun und Treiben seines Neffen gar nicht einverstanden, und selbst mein Zusammenhang mit meiner armen Schwester ist leider ein sehr oberflächlicher geworden. Ich komme so selten in Cäciliens Haus. Sie wissen's ja, ich verlasse den Grafen ungern, und, ich bekenne Ihnen offen, die Baronin Vittoria ist mir nicht sympathisch, ist mir's nie gewesen!

Sie lehnte sich mit diesen Worten in ihren Sessel zurück und nahm ihre Stickerei wieder zur Hand, die für eine der Weihnachts-Ausstellungen bestimmt war, welche sie alljährlich in den schönen Räumen ihres Hauses abhielt. Die Freundin, an welche diese Worte gerichtet wurden, war die Mutter von des Königs Adjudanten. Ihr Mann war General gewesen, ihr zweiter Sohn bekleidete eine Instructorstelle im Kadettenhause.

Die Mittheilung der Gräfin Berka hatte sie nicht überrascht. Man wußte, daß die beiden Familien wenig Gemeinschaft hielten, und eben deßhalb konnte die Generalin die Frage an die Gräfin

richten, ob sie denn von der Unannehmlichkeit schon unterrichtet sei, die den Major von Arten eben in diesen Tagen betroffen habe.

Eine Unannehmlichkeit? wiederholte Hildegard. Was ist denn geschehen? Ich weiß von nichts, die Arten's waren seit mehr als vierzehn Tagen nicht in unserm Hause. Ich bitte, sprechen Sie; Sie beunruhigen mich auf das Aeußerste. Die arme Cäcilie!

Die Generalin ließ sich nicht lange bitten. — Es betrifft glücklicher Weise, sagte sie, dieses Mal den Major nicht selbst; es ist nur eine widerwärtige Sache mit dem jüngeren Arten. Man hat ihn von der Anstalt fortgewiesen.

Fortgewiesen? wiederholte Hildegard, und sich zu ihrem Manne wendend, meinte sie: Du behältst also auch damit leider wieder Recht, lieber Gerhard! Also von der Anstalt fortgewiesen?

Es war unmöglich, ihn zu halten! versicherte die Generalin. Mein Sohn sagte mir, er habe in Rücksicht darauf, daß der junge Arten zu Ihrer Familie gehört, das Aeußerste gethan, diese Maßregel zu hindern; aber der Leichtsinn des jungen Menschen sei unverbesserlich gewesen und man habe um der übrigen Kadetten willen nicht länger Nachsicht üben dürfen.

Der Graf wollte wissen, was man Valerio zur Last lege. Die Generalin sagte, wie sie von ihrem Sohne erfahren habe, sei der junge Arten immer kein sonderlicher Schüler gewesen und habe seit Jahren vielfachen Anlaß zu Klagen gegeben. Einen Liebeshandel mit der Tochter eines der unteren Beamten, dem man vor einigen Monaten auf die Spur gekommen sei, habe man vertuscht; man habe ihn oftmals wegen seines Hanges zum Spotte verwarnt, die Karikaturen, die er gezeichnet und in der Anstalt in Umlauf gesetzt, geflissentlich übersehen, bis man neulich ein getuschtes Blatt in verschiedenen Exemplaren vorge-

funden habe, durch welches die Liebhaberei Sr. Majestät für das Theater und namentlich für das Ballet in wahrhaft empörender Weise zum Gegenstande des Spottes, zu einer Karikatur gemacht worden sei.

Und was ist danach geschehen? erkundigte sich der Graf.

Die Generalin zuckte die Schultern. — Es wäre natürlich meines Sohnes Pflicht gewesen, sagte sie, betreffenden Ortes davon Anzeige zu machen, aber eben weil mein Sohn um Ihretwillen auch an dem Major Antheil nimmt, hat er davon abgestanden. Er hat den Major sofort von dem Vorfalle benachrichtigt, man hat den jungen Arten in seine Familie zurückgeschickt, und der Direktor der Anstalt hat dem Major den Rath ertheilt, den jungen Menschen so bald als möglich von hier fort und in eine andere Lebensbahn zu schaffen, da er ohnehin sehr phantastisch sein soll.

Das kommt von der Mutter! meinte der Graf, während Hildegard die Gräfin Rhoden, welche hinzugekommen war, mit einem Bedauern, dem der Ausdruck ihrer Züge völlig widersprach, von dem Geschehenen in Kenntniß setzte.

Die Generalin bemerkte, der verstorbene Freiherr Franz sei auch sehr phantastisch gewesen.

Der Graf fragte, was sie mit der Erinnerung sagen wolle.

Die Generalin erwiderte, daß leider der Apfel selten weit vom Stamme falle.

Wenn ihn der Baum getragen hat, gewiß nicht! entgegnete der Graf; aber an wie manchen alten Baumes Stamm findet man Früchte, die von außen hinübergeworfen worden sind und auf die das Sprüchwort also wenig paßt.

Die Generalin sah ihn überrascht und neugierig an. Hildegard, der die schweren seidenen Kleider und die kleinen weißen Spitzentücher, die sie über ihre noch immer lang herniederfallenden, röthlich-blonden Locken zu knüpfen pflegte, ein jugendlich

matronenhaftes Ansehen gaben, hob die Augen mit ihrem sanftesten Blicke bittend zu ihrem Gatten auf, und der Graf versagte es sich also, die Neugier der Generalin zu befriedigen. Aber diese gab ihre Erwartung so leichten Kaufs nicht für verloren.

Nehmen Sie es mir nicht übel, rief sie, als müsse sie ihr Herz endlich einmal von einem schweren Zweifel zu befreien suchen, ist denn irgend etwas daran, daß die Vergangenheit der Baronin nicht ganz makellos ist, und ist's denn wirklich wahr, was man sich von der Liaison der Baronin Vittoria mit Emilio erzählt? Ich würde mir, darauf kennen Sie mich ja, eine solche Frage sicherlich nicht gestatten, wenn ich nicht zuverlässig hoffte, von Ihnen zu erfahren, daß man der Baronin Unrecht thue, aber — unvorsichtig bleibt es doch, daß man Emilio auch jetzt noch in des Freiherrn Hause sieht.

Die Gräfin Rhoden, deren Mutterherz durch den neuen Kummer, welcher jetzt über Cäcilie wieder hereinbrach, doch bewegt ward, sagte, die Generalin irre, wenn sie glaube, daß Emilio noch zu den Umgangsgenossen ihrer Kinder zähle. Man empfange ihn seit nahezu einem Jahre nicht mehr.

Es war auch gar nicht möglich, länger ein Auge zuzudrücken, fügte Hildegard hinzu, als müsse sie diese Erklärung geben, denn Emilio trieb seine Schauspielkunst in meines Schwagers Hause so con amore, daß er, um sein Verhältniß zu der Baronin Vittoria zu verbergen, nicht übel Lust bezeigte, sich als den Verehrer meiner Schwester darzustellen.

Das wird ihm nicht eben schwer gefallen sein, meinte die Generalin, denn die Baronin Cäcilie wird mit jedem Jahre schöner. Sie wird Ihnen, liebe Rhoden, seit sie voller geworden ist, nur immer ähnlicher.

Die Mutter nahm das Lob der Tochter, das ihr zugleich schmeichelte, freundlich auf. Hildegard sagte, Cäcilie werde doch

gar zu stark, und kaum hatte die Generalin sich entfernt, als Hildegard die Mutter fragte, ob sie nicht anspannen lassen solle und ob sie nicht gemeinsam zu Cäcilie fahren wollten, nachzuhören, was dort wieder vorgefallen sei und was man etwa für sie thun könne. — Cäcilie bemitleiden zu gehen, war die Gräfin Berka immer bei der Hand, und ihr Mitleid war der Schwester und dem Schwager nicht das Leichteste, das sie zu tragen hatten.

Auch jetzt wieder lasteten ihre Zustände schwer auf diesen Beiden. Valerio war seit dem vorigen Tage in des Freiherrn Hause. Es hatte heftige Auftritte und die unangenehmsten Verhandlungen gegeben. Cäcilie sah mit Kummer, wie die Furchen auf ihres Gatten Stirn sich mit jedem neuen Jahre vertieften, wie sein ganzer Sinn sich verdüsterte und seine Reizbarkeit sich krankhaft steigerte. Auch der Vorfall mit Valerio hatte ihn wieder sehr niedergeschlagen, während der Jüngling selber und seine Mutter das Geschehene äußerst leicht zu nehmen schienen.

Vittoria sagte, sie habe immer die Ueberzeugung gehegt, ihr Sohn sei nicht dazu geschaffen, in dem geistlosen Zwange der militärischen Disciplin seine glänzende Begabung untergehen zu lassen. Ihr Blut, das Blut eines glücklicheren Volkes, lebe in seinen Adern. Die Natur habe ihn bestimmt, ein Künstler zu werden, und die Natur lasse sich nicht überwinden, sie räche sich, wenn man ihr Gewalt anthue. Auch Valerio sprach von seinem eigentlichen Berufe, von seinem inneren Müssen. Der Freiherr beachtete ihre Worte kaum. Der Gedanke, daß der Jüngling, den er in großmüthiger Liebe als seinen Bruder gelten lassen, der seinen Namen trug, daß ein Freiherr von Arten wegen einer unwürdigen Handlung aus dem Kadettenhause ausgestoßen worden sei, brannte als eine Schmach in des Freiherrn Seele, und es hatte ihn eine große Ueberwindung gekostet, sich heute zur Parade zu begeben. Allerdings hatte Niemand mit ihm von dem Vorgange gesprochen, aber der Major

zweifelte nicht daran, daß er vielen seiner Nebenoffiziere bereits bekannt gewesen sei. Es war gestern ein Sonntag gewesen; die Kadetten hatten ihren Urlaub gehabt, in Hunderten von Familien hatte man das Ereigniß gestern fraglos mitgetheilt, und Renatus hatte es auf der Parade in den Mienen seiner Kameraden zu lesen gemeint, daß sie sich Gewalt anthäten, der Angelegenheit nicht zu erwähnen.

Der Freiherr brachte am Mittage keinen Bissen über seine Lippen. Er stand vom Tische auf, weil er es nicht ertragen konnte, Vittoria's Gleichmuth und die unverminderte Eßlust anzusehen, mit der Valerio sich Genüge that.

Als man sich von der Mahlzeit erhob, folgte Cäcilie ihrem Gatten in sein Zimmer. Er bemerkte sie kaum. Gesenkten Hauptes, die Hände auf den Rücken gelegt, ging er auf und nieder. So pflegte sein Vater umherzuwandern, wenn ihn Sorgen drückten, wenn er etwas mit sich abzumachen hatte; aber Renatus war nicht mehr, wie einst der Freiherr, in den großen Gemächern des Richtener Schlosses, in denen man seiner Aufregung weit ausschreitend Luft machen konnte, und die Bewegung in dem engen Zimmer steigerte seine Heftigkeit, statt sie zu mäßigen. Er kam sich wie ein Gefangener vor, er meinte, die Wände immer näher zusammenrücken zu sehen, es versetzte ihm den Athem, und sich rasch umwendend, wie Einer, der sich zur Wehre setzen muß, schellte er dem Diener.

Cäcilie fragte, was er wünsche.

Ich muß mit dem Burschen zu Ende kommen! gab er ihr zur Antwort und befahl dem Diener, ihm Valerio zu rufen, der auf dem andern Flügel bei der Mutter wohnte.

Ohne eine Bewegung zu verrathen, trat derselbe bei ihm ein. Er war zu einem vollendet schönen Jünglinge erwachsen. Seine Gestalt war hoch und tadellos, der Italiener war in jedem seiner Züge, in seiner ganzen Haltung, vor Allem in

seinem Mienenspiele und in seiner Geberdensprache unverkennbar, und selbst die steif machende militärische Schulung hatte den freien Adel seiner Bewegungen nicht zu unterdrücken vermocht.

Du hast mich rufen lassen, Bruder? fragte er, als er bei Renatus eintrat.

Dieser hatte sich niedergesetzt, als wolle er sich damit zur Ruhe zwingen, und langsamer sprechend, als er sonst pflegte, sagte er: Ich habe Dich kommen lassen, um von Dir selber zu erfahren, welche Vorstellung Du Dir von Deiner Zukunft machst. Daß Du fort mußt, weißt Du, daß Du kein Vermögen hast, auf welches Du Dich irgend stützen dürftest, habe ich Dir gesagt, als ich Dir den Rath ertheilte, in das Heer einzutreten, und als die Gnade unseres Königs Dir die Aufnahme in das Kadettenhaus bewilligte.

Er hielt inne. Valerio regte sich nicht. Er hatte den Arm auf einen kleinen Schrank gestützt, der dem Spiegel gegenüberstand, und Cäcilie, die besorgt der Unterredung folgte, konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß Valerio auch in diesem Augenblicke noch mehr mit sich und seiner schönen Stellung, als mit den Worten seines Bruders beschäftigt sei.

Ich spreche nicht davon, hob der Freiherr, da Valerio schwieg, auf's Neue an, ich spreche nicht davon, wie Du Sr. Majestät dem Könige die Gnade gedankt hast, die er Dir angedeihen lassen; das würde, wie Du Dich erwiesen hast, eine vergebene Mühe sein. Laß uns also kurz zur Sache kommen! Was soll aus Dir werden? Was denkst Du mit Dir anzufangen?

Valerio änderte seine Stellung nicht; aber er hob den Kopf, den er bis dahin gesenkt gehalten hatte, in die Höhe und sagte: Fragst Du mich das im Ernste, Bruder?

Mich dünkt, entgegnete der Freiherr bitter, Deine Lage ist nicht dazu angethan, mir Lust zum Scherzen einzuflößen!

Nun denn, rief Valerio, wenn es Dein Ernst ist, wenn Du mir jetzt wirklich endlich die Freiheit geben willst, über mich selber eine Meinung zu haben und über mich zu verfügen, so will ich Dir sagen, was ich wünsche! — Er zögerte, als habe er ein Bedenken, es auszusprechen; dann aber faßte er sich ein Herz, zog mit rascher Bewegung einen Sessel heran, und sich seinem Bruder gegenüber niederlassend, sagte er: Du bist immer gut gegen mich gewesen, und ich habe Dich immer lieb gehabt, Renatus; aber Du hast meine Natur nicht verstanden, hast mich nie aufkommen lassen....

Du machst Vorwürfe, wo Du Dich entschuldigen solltest, fiel der Freiherr ihm in die Rede; die Taktik ist nicht neu, aber sie ist hier nicht angebracht. Ich habe es heute nicht mit Deinen Bekenntnissen, nicht mit Betrachtungen über die Vergangenheit zu thun, die jetzt zu nichts mehr führen. Beantworte mir rund und nackt die Frage: Was soll aus Dir werden?

Da hob der junge Mann seinen vollen Blick auf den Freiherrn und meinte: Wenn Du auf mich geachtet hättest, brauchte ich Dir das nicht erst zu sagen! Ich werde zur Bühne gehen!

Valerio! rief der Freiherr, als traue er seinen Ohren nicht, und plötzlich die stolze Oberlippe aufwerfend, daß seine Miene, so wenig seine Züge dem Vater glichen, dem Ausdrucke des verstorbenen Freiherrn von Arten äußerst ähnlich wurde, sprach er mit schneidender Kälte: Aber freilich, Du bist kein Arten!

Er wurde blaß, als das Wort seinem Munde entflohen war. Er hätte viel darum gegeben, es nicht ausgesprochen zu haben, sehr viel! Denn er erschrak vor dem wilden Blicke des jungen Mannes, der ihm gegenübersaß, vor dem unheimlichen Zucken seines schönen Mundes.

Sie schwiegen beide; Cäcilie klopfte das Herz, daß sie

wähnte, die Andern müßten es hören können. So entschwanden ein paar Minuten. Renatus konnte zu keinem Entschlusse kommen. Einmal stand er auf dem Punkte, seinen Ausspruch als eine bildliche Redeform auszugeben, dann wieder meinte er mit der Enthüllung dieses Geheimnisses einen Zügel gewonnen zu haben, durch den er den unruhig phantastischen Sinn des jungen Mannes wirksam lenken könnte; aber Valerio's heißes Blut trieb ihn zu schnelleren Entscheidungen, als Renatus sie zu fassen gewohnt war, und sich hoch aufrichtend wie ein tragischer Held, denn bei seiner Künstlernatur war er sich selbst in diesem Augenblicke noch ein Gegenstand der Darstellung, sagte er: Ich hoffe, meines Vaters Namen wirst Du mir wohl lassen müssen, da er diesen nicht, wie seinen Besitz, ausschließlich nur auf Dich vererben konnte! Meinen Namen wenigstens danke ich doch Deiner brüderlichen Gnade nicht!

Nicht? rief Renatus, der jetzt seiner selbst nicht länger Herr war, nicht? — Und er hätte in seiner zornigen Empörung Tausende hinzuwerfen vermocht, hätte er die Beweise von Vittoria's Untreue, von Valerio's unrechtmäßiger Geburt dem Jünglinge unter die Augen halten können, der ihm zu trotzen wagte, nachdem er Unehre auf den alten Namen seines Hauses gebracht hatte. — Frage Deine Mutter, ob Du ein Arten bist! Frage Deine Mutter, ob sie und Du nicht meinem Schweigen, meiner Ehrfurcht vor dem Namen meines theuren Vaters die Stellung verdanken, die ihr einnehmt! Ein Wort von mir . . . .

Er brach ab und bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen. So weit hatte man ihn gebracht, so weit war er von sich selber und von den Ehrbegriffen seines Hauses abgefallen, daß er dem Leichtsinne eines Jünglings wie Valerio das Geheimniß anvertraute, welches der verstorbene Freiherr der Ehre seines Sohnes zu hüten gegeben hatte! So weit hatte er sich vergessen, daß er Vittoria, die Freundin seiner Kindheit und Jugend, daß er die

Mutter bloßstellte vor dem Urtheile ihres Sohnes — eines jungen Menschen, dessen Keckheit vor keinem Aeußersten zurückschrak! Seine Unzufriedenheit mit sich selber kannte keine Grenzen, er schämte sich vor seinem eigenen Weibe; und wie konnte er jetzt noch darauf hoffen, ein irgend erträgliches Verhältniß zwischen Vittoria und Cäcilien aufrecht zu erhalten, da er selber Vittoria als eine Ehebrecherin angeklagt, da er es Cäcilien jetzt verrathen, was er auch ihr bisher mit ängstlicher Geflissenheit verborgen und fern gehalten hatte!

Wie ein Wetterstrahl war das unglückselige Wort zwischen sie Alle niedergefahren, Alles zerstörend, Alle lähmend. Renatus rang nach Fassung; aber es war Valerio, der sich zuerst bezwang, der sie zuerst erlangte.

Die wilde Aufregung in seinen Mienen hatte nachgelassen, seine Stimme klang weich, und in einer Weise, welche seine große Erschütterung verrieth, sagte er: Du hast ein Wort ausgesprochen, über das ich in's Klare kommen muß! Es zwingt mich, Dir eine Frage vorzulegen: War es nur der Zorn, der Dich jene Worte brauchen ließ, oder sagtest Du die Wahrheit? Bin ich des Freiherrn Sohn, oder bin ich's nicht? — Ist's deßhalb, daß ich fast ohne Antheil an unseres Vaters Erbe blieb, obschon unsere Güter nicht Majorate sind? — Ist's deßhalb, daß meine Mutter in einer Weise von Deinem guten Willen abhängt, die für die Wittwe unseres Vaters mir schon seit lange unbegreiflich erschienen ist? Bin ich Dein Bruder, bin ich's nicht? — Und wieder in seinen Trotz zurückfallend, rief er heftig: Ich muß doch wissen, wer ich bin! Dies wenigstens, diese Wahrheit habe ich von Dir zu fordern!

Der Freiherr maß ihn vom Wirbel bis zur Sohle. Das Pathetische in des Jünglings Erscheinung, das ihm immer mißfällig gewesen war, reizte ihn jetzt doppelt. Alles, was er seit Jahren und Jahren Lästiges und Schweres um Vittoria's

wegen auf sich genommen, alle die Opfer, die er für sie und auch für Valerio gebracht, die quälenden Eindrücke, welche er seit gestern um des Letzteren willen durchzumachen gehabt hatte und mit denen er noch nicht zu Ende war, belasteten den Freiherrn wie ein einziger, gewaltiger Druck. Sein ganzes Leben war von Rücksichten auf seines Vaters Willen, auf die Ehre seines Hauses und Namens geleitet und bestimmt worden, und was hatte er damit erreicht? Es war genug der Opfer, der Rücksichten auf Andere! Nur an sich selber, an seine persönlichen Verhältnisse, an die Aufrechterhaltung seines Namens und seiner Ehre hatte er noch zu denken; es war Zeit, seine Rechnung mit denen abzuschließen, die ihm dies erschwerten. In ihm, dessen war er sich bewußt, lebte der wahre Sinn seines Geschlechtes, er mußte sich und für sich die Möglichkeit des Fortbestehens zu erhalten suchen. Wollte er nicht untergehen zusammt dem Weibe, das sich ihm in Liebe anvertraut, so mußte er, wie bei einem Schiffbruche, endlich Alles von sich stoßen, was sich hemmend an ihn klammerte, was sich wider ihn zu erheben drohte, und finster, wie der Geist, der über dieser Stunde waltete, sagte er: Was fragst Du mich? Lege diese Frage Deiner Mutter vor!

Valerio erhob sich, sein Antlitz war todtenblaß geworden; auch der Freiherr war aufgestanden. Wo willst Du hin? fragte er, da Jener sich zur Thür wendete.

Ich gehe, meiner Mutter die Frage vorzulegen, die .... er hielt inne und sagte dann sehr fest: mir Freiheit schaffen soll!

Halt, rief der Freiherr, vergiß es nicht, daß Du unseren Namen trägst und daß ich Dein Vormund, daß ich für Dich verantwortlich bin!

Besorgen Sie nichts, Herr von Arten! entgegnete der Jüngling mit einer Entschiedenheit und zugleich mit einem Tone des Spottes, der ihn für Renatus und Cäcilie völlig zu einem

Fremden machte — besorgen Sie nichts! Aber zum Dienen bin ich nicht geschaffen! Wäre es mir nicht gelungen, mich durch jene Zeichnung von diesem Rocke — er riß die Uniform vom Leibe und trat sie in wild aufwallender Heftigkeit unter die Füße — von diesem Rocke und von der Sklaverei, zu der er mich verdammte, zu befreien, so hätte ich mir durch die Flucht geholfen; denn mich des Namens zu entäußern, der mir nichts werth ist in der Laufbahn, die ich einzuschlagen denke, war ich ohnehin entschlossen! — Ich begehre Ihres Namens nicht!

Renatus trat in rascher Bewegung auf ihn zu, seine Hand erhob sich — — aber wie im Entsetzen über sich selber blieb er mitten im Zimmer stehen. Geh! sagte er so tonlos, daß er seine eigene Stimme nicht erkannte.

Valerio hörte es nicht mehr. Er hatte das Gemach bereits verlassen, seine Uniform blieb auf dem Boden liegen.

Eilftes Capitel.

Als die Gräfin Berka fast um dieselbe Stunde bei der Schwester vorfuhr, wurde ihr Besuch nicht angenommen, und Hildegard erzählte dies ihrem Gatten und der Mutter mit dem Zusatze, daß sowohl Cäcilie als Vittoria zu Hause gewesen wären, denn in ihren beiden Zimmern habe sie Licht gesehen.

Ich habe das Meine gethan, ihnen meine schwesterliche Theilnahme zu beweisen, sagte sie; man muß jetzt abwarten, bis sie kommen.

Indeß der nächste Morgen brachte nur ein paar Zeilen von Cäcilie, in denen sie der Schwester ihr lebhaftes Bedauern aussprach, daß es ihr gestern unmöglich gewesen sei, sie zu empfangen. Eine unangenehme Angelegenheit, die ihr und ihrem Manne allerdings nicht unerwartet gekommen sei, habe sie hingenommen und gebe ihnen eben in diesen nächsten Tagen mancherlei zu bedenken und zu ordnen. Sei das geschehen, so würden Hildegard und die Mutter die Ersten sein, zu denen sie eile, um ihnen Nachricht von der neuen Einrichtung zu geben, die sie und Renatus für sich zu machen beschlossen hätten.

Die Schwestern waren schon seit lange auf den Fuß jener ganz äußerlichen Rücksicht und Höflichkeit gekommen, hinter denen die völlige Entfremdung sich verbirgt. Hildegard lächelte, als sie dem Grafen das Billet der Schwester hinhielt. Die Mutter aber hatte Mitleid mit Cäcilien. Sie fuhr am Nachmittage zu ihr.

An dem Zimmer Vittoria's vorübergehend, bemerkte sie,

wie man in demselben einen Koffer packte, und sie war kaum bei ihrer Tochter eingetreten, als sich Renatus zu ihnen gesellte.

Obschon er sich auf Cäcilie unbedingt verlassen konnte, sah er es doch seit lange nicht mehr gern, wenn sie mit einem der Ihrigen allein beisammen war. Er wußte das Gemüth seiner Frau mannigfach belastet und bedrückt; und er besorgte, die Macht der Gewohnheit und der alten Zusammengehörigkeit möchte ihr der Mutter oder der Schwester gegenüber doch einmal Geständnisse oder Klagen über ihre Lage entlocken, die er laut werden zu lassen nicht wünschen konnte.

Noch ehe die Mutter eine Frage gethan hatte, dankte der Freiherr ihr dafür, daß sie gekommen sei, und sagte, sie kenne ja von seinem Vater her die alte Arten'sche Maxime, Verdrießlichkeiten mit sich selber abzumachen, und sie werde sich also deßhalb gestern nicht gewundert haben, daß er seine Frau abgehalten, den Besuch der Schwester anzunehmen.

Sie wissen, liebe Mutter, Cäcilie ist sehr weich, es faßt sie daher Alles mehr als nöthig an, namentlich, wenn sie mich ergriffen sieht, und ich war das gestern in der That! Wir haben große Unannehmlichkeiten mit Valerio!

Die Gräfin gab sich das Ansehen, als wisse sie noch nicht, was vorgegangen sei. Sie wollte ihrem Schwiegersohne mit feinem Takte die Freiheit lassen, ihr in der ihm zusagendsten Weise zu berichten, was er eben für angemessen hielt.

Dem Freiherrn war das sehr willkommen. In leicht hingeworfener Weise erzählte er, wie wenig ernsthaft Valerio seine Studien betrieben, wie schwer er sich in die militärische Zucht gefunden und wie nachtheilig die an und für sich edle und schöne Kunstliebe seiner Mutter auf den Jüngling eingewirkt habe. Er erinnerte die Gräfin daran, wie Valerio habe Maler werden wollen, nun, seit Emilio und Vittoria es ihm in den Kopf gesetzt hätten, daß er eine der seltensten Stimmen besitze, sei er

auf noch viel verkehrtere Plane gekommen. Er habe nichts als seine thörichten Liebhabereien betrieben, habe sich in der Anstalt unmöglich gemacht, und nach längeren Berathungen sei man denn gestern dahin übereingekommen, ihn auf eine süddeutsche landwirthschaftliche Akademie zu senden. Valerio verlange durchaus nach einer größeren Freiheit; man wolle also versuchen, ob er Neigung für die Landwirthschaft gewinnen könne, und müsse dann zusehen, wie man später für ihn ein Fortkommen ermögliche, mit dem es nicht so dränge, als man es ihm darstelle, denn er sei im Grunde doch erst achtzehn Jahre alt.

Die Gräfin nahm das ganz so auf, wie Renatus es aufgenommen zu sehen wünschte. Sie sagte, er thue wohl daran, wenn er die Sache nicht so schwer als Cäcilie auffasse. Valerio sei ja nicht der erste junge Mensch, der den Seinen einmal Sorge mache; man möge bedenken, daß seine Erziehung früher verabsäumt worden sei, daß sie und Hildegard schon lange vor des Freiherrn Heimkehr darauf gedrungen hätten, den lebhaften Knaben einer männlichen Aufsicht zu übergeben und ihn von der Mutter fortzunehmen. Sie und Hildegard hätten sich auch stets darüber gewundert, und Graf Gerhard — sie könne das jetzt wohl sagen — habe es nie gebilligt, daß Renatus es Vittoria erlaubt, den Sohn in alle Opern und Concerte mitzunehmen und ihn in ihren Soiréen singen zu lassen . . .

Sie war bei aller Milde und bei allem Mitleid dennoch auf dem besten Wege, es der Tochter und dem Schwiegersohne zu beweisen, daß ihnen nur geschehe, was sie verdienten und verschuldet hätten, und weil Cäcilie fürchtete, ihr Gatte könne darauf in seinem Unmuthe eine die Gräfin verletzende Entgegnung machen, bemerkte sie, natürlich trage Vittoria's große Schwäche an dem ganzen Unheil Schuld, und die Mutter sei es auch, die ihnen gestern die meisten Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte.

Ihre Eigenwilligkeit, ihre Launen werden wirklich immer störender für uns, unser bester Wille, meine größte Nachgiebigkeit vermögen ihr nicht genug zu thun, und, Cäcilie konnte ihr Empfinden nicht mehr beherrschen, und Herr muß Renatus in seinem Hause zuletzt doch bleiben! fuhr sie unwillkürlich auf.

Dem Freiherrn kam die plötzliche Aufwallung seiner Frau nicht ungelegen, denn sie gab ihm Anlaß, mit der Thatsache herauszurücken, die man der Gräfin vor allen Dingen mitzutheilen hatte. Ruhig, ruhig, mein Kind, sagte er, Du weißt, daß Du von Vittoria's Grillen nicht lange mehr zu leiden haben wirst.

Die Gräfin sah ihn, sah die Tochter fragend an. Renatus bemerkte das. Ich muß eine Aenderung machen, sagte er. Cäcilie kommt wirklich neben Vittoria nicht zur Ruhe. Ich habe daher meiner Stiefmutter gestern den Vorschlag gemacht, sich selbständig einzurichten. Sobald sie eine ihr zusagende Wohnung gefunden haben wird, verläßt sie unser Haus.

Gottlob! rief die Gräfin, die in der That sich dieses Entschlusses um der Tochter willen freute; aber Renatus hörte darin nur einen Vorwurf, den ihm die Mutter machte, und, wie alle schwachen und eben deßhalb eitlen Menschen, stets geneigt, von einer zu der anderen Meinung überzugehen, wenn sie ihr eigenes Ansehen oder ihre eigene Einsicht dadurch aufrecht erhalten zu müssen glauben, erklärte er plötzlich, daß die Trennung von seiner Stiefmutter natürlich nicht heute und nicht morgen vor sich gehen könne und werde. Er sagte, daß er Vittoria, wie sich das von selbst verstehe, nicht drängen, daß er ihr Zeit lassen wolle, Alles nach ihrem Belieben einzurichten, und daß leicht möglich, da eben jetzt, inmitten des Vierteljahres, die Zahl der freistehenden Wohnungen eine beschränkte sei, der Winter darüber verstreichen könne.

Die Gräfin nahm das auf, wie es ihr von ihrem Schwiegersohne dargestellt wurde; sie überlegte jedoch innerlich, daß Re-

natus vielleicht eben jetzt die Ausgaben für einen solchen Umzug und für Vittoria's besondere Einrichtung zu machen scheue, da die bürgerliche Ausstattung und die Reise Valerio's schon Kosten verursachen mußten, und nach Mittheilungen und Fragen, von deren Oberflächlichkeit und innerer Unwahrheit beide Theile überzeugt waren, fuhr die Gräfin wieder fort, ohne sich die völlige Zerstörtheit in dem Wesen ihres Schwiegersohnes recht erklären zu können.

Der Vorfall mit Valerio war freilich arg genug; aber je mehr die Gräfin darüber nachsann, um so weniger hieß sie es gut, wenn durch dieses Ereigniß ein öffentlicher Bruch in dem Arten'schen Familienleben herbeigeführt werden sollte. Es war nach ihrer Meinung eine Sache, die man möglichst im Stillen abthun, um derentwillen man nicht an die große Glocke schlagen mußte. Zu Hause wieder angekommen, beklagte sie es, daß Renatus und Cäcilie, trotz mancher gar vortrefflichen Eigenschaften, so wenig Takt besäßen, und sie bedauerte es, daß man nicht wagen dürfe, ihnen einen unumwundenen Rath zu ertheilen, weil man leider nicht mehr wissen könne, in wie weit sie ihm nachzukommen im Stande wären.

Hildegard bemerkte darauf, sie danke Gott täglich dafür, daß er ihr so schöne, so einfache Lebensverhältnisse zubereitet habe und daß sie hier in ihrem Hause mit ihrem Gatten und mit der Mutter ein so klares, ruhiges Dasein hätten.

Eben darum, bat die Gräfin, müsse man nachsichtig gegen die arme Cäcilie sein. Man müsse die Hände liebevoll über sie breiten, denn sie trage an ihrem Leben schrecklich schwer.

Der Graf meinte, wem nicht zu rathen sei, dem sei auch nicht zu helfen. Renatus habe ihm nicht folgen wollen, als er ihn vor Jahren darauf hingewiesen, daß er wohl daran thun würde, sich von der Sorge für Vittoria und Valerio möglichst zu befreien. Nun trage er die Folgen seines falschen Handelns,

und es sei keine von seines Neffen kleinsten Thorheiten, den völlig mittellosen Sohn Vittoria's jetzt auf eine landwirthschaftliche Akademie zu senden. Es ist geradezu unbegreiflich, rief der Graf, denn ich möchte wissen, wessen Güter Valerio einst verwalten soll!

Während man aber noch in dieser Weise mit den Vorgängen in der Arten'schen Familie beschäftigt war, ließ sich durch einen seiner Comptoir-Beamten bei Tremann ein junger Mann melden, der ihn zu sprechen wünsche, und gleichzeitig mit dem Diener, welcher die Lampe auf den Schreibtisch seines Herrn niedersetzte, trat Valerio bei ihm ein.

Paul hatte ihn nur einmal an einem Gesellschaftsabend im Arten'schen Hause gesehen, als der Jüngling mit seiner Mutter und mit Emilio unter großem Beifalle verschiedene Terzette gesungen hatte. Das war aber über anderthalb Jahr her, Valerio war in der Zeit völlig herangewachsen, der frühe Bart der Südländer kräuselte sich bereits voll auf seiner Oberlippe, und die bürgerliche Kleidung veränderte ihn noch mehr, so daß Paul ihn mit der Bemerkung empfing, daß er ihn kaum wiedererkenne.

Das darf mich nicht wundern, entgegnete der junge Mann, denn ich habe ja nur einmal die Ehre gehabt, Sie im Hause des Herrn Majors von Arten zu sehen; trotzdem aber habe ich eine Bitte an Sie zu richten.

Es fiel Paul auf, daß Valerio von seinem Bruder in so gezwungener Weise redete, und es lag überhaupt etwas ihn Befremdendes in der ganzen Haltung des Jünglings. Er nöthigte ihn also, sich zu setzen und ihm zu sagen, was er wünsche.

Ich würde es nicht wagen, Sie mit meinen Angelegenheiten zu behelligen, hob Valerio fest und ohne alle Verlegenheit an, wären Sie nicht ein paar Jahre lang mein Vormund gewesen und hätte ich nicht von meiner Mutter es einmal zufällig

erfahren, daß Sie auch in Ihrer Jugend aus Verhältnissen entflohen sind, die Ihnen unerträglich geworden waren. Ich befinde mich in der gleichen Lage ...

Durchaus nicht! fiel ihm Paul in die Rede, und da Valerio vor diesem Worte inne hielt, sagte Jener: Sie haben eine Mutter am Leben, sind unter dem Schutze eines älteren Bruders in eine gewiesene Laufbahn getreten, in welcher Ihr Name Ihnen von Nutzen ist: das sind Vorzüge, deren ich mich nicht erfreute. Wenn Sie dieselben augenblicklich etwa nicht hoch anschlagen sollten, werden Sie bei der Laufbahn, die Sie erwählten, wahrscheinlich später anders darüber denken!

Erlauben Sie mir, Ihnen eine Bemerkung zu machen, sagte der junge Mann. Ich habe die militärische Laufbahn nicht erwählt, ich bin zu ihr durch meine Mittellosigkeit gezwungen worden. Meine ganze Seele war von meiner frühesten Kindheit an nur auf Ein Ziel, auf die Kunst gestellt. Als Knabe wollte ich Maler werden, weil ich ein Höheres nicht kannte.

Und was hinderte Sie daran? fragte Paul.

O, rief Valerio, ich war ja ein Herr von Arten! Ein Edelmann, ein Herr von Arten kann kein Maler werden; er kann malen, sagte mir der Major, wenn er Zeit und Lust dazu hat, so viel er mag. Ein Herr von Arten kann nicht von seiner Hände Arbeit leben, kann nicht um Geld für Krethi und Plethi Bilder malen. Ein Edelmann lebt für sich auf seinen Gütern, von seinen Renten oder in seines Königs Dienst.

Ueber Paul's Antlitz flog ein leises Lächeln; es entging der feinen Beobachtung des Jünglings nicht, und durch dasselbe noch ermuthigt, sagte er: Das Testament des Freiherrn Franz, das mich und meine Mutter ganz von dem guten Willen seines Sohnes abhängig macht, hat Sie wahrscheinlich, als Sie es kennen lernten, über Verhältnisse aufgeklärt, die mich, seit ich darüber nachzudenken vermochte, viel beschäftigten, und — er

stockte ein wenig, setzte jedoch mit Selbstbeherrschung hinzu: die ich seit gestern verstehen gelernt habe. Vor sechs Jahren indessen, als wir Richten verließen, war ich ein Knabe und hatte zu gehorchen. So wurde ich für den Soldatenstand bestimmt. —

Aber, fiel ihm Paul, der die Unterredung nicht über die Gebühr verlängert zu sehen wünschte, in die Rede, Sie sind nicht in Uniform! Was bedeutet das?

Ich bin aus dem Kadettenhause ausgestoßen, antwortete Valerio, ohne eine Miene zu verziehen, und ich bin überhaupt ein Ausgestoßener! Ich führe den Namen der Freiherren von Arten jetzt nicht mehr!

Sie führen den Namen Ihres Vaters nicht mehr? Was wollen Sie damit sagen? fragte Paul, dem die Festigkeit des Jünglings Wohlgefallen an ihm einzuflößen anfing.

Valerio zog einen Brief hervor und reichte ihn Tremann hin. Er war von Renatus an Valerio geschrieben. Der Freiherr hielt dem jungen Manne in strengen, trockenen Worten noch einmal den Fehltritt vor, dessen derselbe sich schuldig gemacht hatte, erwähnte des Streites, der gestern zwischen ihnen vorgefallen war, sprach von der Unmöglichkeit, daß er Valerio, wie dieser und seine Mutter es forderten, seine Einwilligung zu einer Künstler-Laufbahn auf der Bühne geben könne, so lange er den Namen eines Herrn von Arten trage, und wies ihn an, reiflich zu überlegen, was er jetzt anzufangen denke, da der Freiherr sich weder in der Lage, noch veranlaßt fände, ihn lange und kostspielige Versuche mit seiner Berufswahl anstellen zu lassen.

Paul fragte, weßhalb der Freiherr ihm dies geschrieben und nicht gesagt habe.

Valerio entgegnete, er habe des Freiherrn Haus mit Bewilligung seiner Mutter gleich gestern verlassen, um es nicht wieder zu betreten.

Und was beabsichtigen Sie jetzt zunächst? erkundigte sich

Paul, der nun einsah, daß die Sache ernster war, als sie ihm zuerst erschienen.

Ich will einen Namen nicht mehr führen, sprach Valerio mit einem Selbstgefühle, das seine ohnehin edle Gestalt noch höher adelte, den man mich nur aus Gnade bisher hat tragen lassen. Ich habe dem Major geschrieben, daß ich entschlossen sei, fortan auf den Namen seines Vaters zu verzichten und mir meinen Weg zu suchen, wo er für mich zu finden ist. Mit meiner Stimme, mit meiner musikalischen Begabung und mit meiner Begeisterung für die Kunst kann es mir nicht fehlen, mir als Sänger eine unendlich glänzendere und unabhängigere Zukunft zu bereiten, als sie mir im Heere und im Dienste werden könnte. Mein eigenes Bewußtsein und meines bisherigen Lehrers und Freundes Emilio Ausspruch sind mir dessen Bürge.

Der junge Mann brach ab, als schäme er sich dieses eigenen Lobes. Paul schwieg ebenfalls.

Wie jedem auf sein eigenes Leben achtsamen Menschen, war es Paul bisweilen wohl begegnet, daß er in irgend einem bestimmten Augenblicke bei irgend einem ganz plötzlich eintretenden, unvorherzusehenden Ereignisse die Empfindung gehegt hatte, als habe er das schon einmal erlebt oder als habe er gewußt, daß und wie dies eben jetzt geschehen müsse; aber nie zuvor war er von diesem Eindrucke so betroffen worden, wie von dem Gegenbilde, welches Valerio's Vorhaben ihm zu seinen eigenen Jugenderlebnissen jetzt vor Augen stellte.

Ihm, dem unbezweifelten Erben seines Blutes, dem Sohne seiner Liebe, hatte der Freiherr Franz einst den Namen derer von Arten aus Standesrücksichten versagt, während er mit eben diesem Namen, aus denselben Standesrücksichten den im Ehebruche von Vittoria erzeugten Knaben zu bedecken sich verpflichtet gehalten hatte. Und vor Paul, der einst entflohen war, weil

sein Vater ihm die Anerkennung und seinen Namen geweigert hatte, stand jetzt eben jener dem Freiherrn untergeschobene und von ihm doch anerkannte Sohn, entschlossen, den Namen Arten von sich abzuwerfen, um in Freiheit der ihm angeborenen Begabung zu entsprechen. Schnell wie diese Gedanken in Tremann sich erzeugten und an einander reihten, entstand durch sie doch eine Unterbrechung in dem Zwiegespräche; und mit unruhiger Spannung blickte Valerio zu dem älteren Manne hinüber, bis dieser die Frage an ihn richtete, welchen Beistand und welche Hülfe er von ihm begehre.

Ich habe davon sprechen hören, daß Sie Mitbesitzer der Schiffe sind, die zwischen Hamburg und England den Personenverkehr besorgen, sagte der Jüngere. Meine Mittel sind beschränkt ... Er hielt inne, und eine heiße Röthe überflog sein schönes Antlitz; er war des Bittens, er war es noch nicht gewohnt, Hülfe begehren zu müssen. — Ich möchte nach London gehen, den Unterricht des dort lebenden größten Sängers zu genießen. Verschaffen Sie mir eine freie Ueberfahrt, und — in Ihrem Hause lebt die Gräfin Haughton; sie hat sicherlich Verbindungen in England. Ich möchte, bis ich zur Bühne gehen kann, Unterricht zu ertheilen versuchen, portraitiren. Ich treffe gut!

Seine Festigkeit drohte ihn zu verlassen, und er wartete mit sichtbarer Unruhe auf die Antwort Tremann's, als dieser statt derselben die Frage an ihn richtete, ob der Major von Arten von diesen Absichten und von dem Besuche, welchen Valerio ihm jetzt eben mache, unterrichtet sei. Der Jüngling verneinte dies.

So erlauben Sie, versetzte Paul, daß ich mich erst mit dem Herrn Major verständige, ehe ich Ihnen sage, ob ich etwas und was ich für Sie thun kann.

Valerio erhob sich. Sie weisen mich zurück! meinte er,

und man konnte ihm den gekränkten Stolz und die schmerzliche Enttäuschung in jeder Miene ansehen.

Nein, entgegnete ihm Paul, aber Sie sind unmündig. Ich muß erst wissen, wie Ihr Vormund über Ihre Plane denkt.

Valerio blieb zögernd stehen; er schien etwas sagen zu wollen und den Muth dazu nicht zu finden. Endlich stieß er rasch die Worte hervor: Entflohen Sie denn mit Erlaubniß?

Paul blickte den Jüngling ruhig an und sagte mit seinem schönen, ruhigen Ernste: Nein; aber ich hatte Niemandem von meinem Vorhaben gesprochen und von Niemandem Hülfe dabei begehrt! Ich verließ mich auf mich selbst!

Valerio schlug beschämt die Augen nieder. Paul hatte indeß durchaus nicht beabsichtigt, ihn zurückzuscheuchen, und stets zum Begütigen geneigt, fügte er sofort hinzu: Ich war ein Kind, das man zur Verzweiflung getrieben hatte. Ich wußte, ich übersah nicht, was ich that, denn ich kannte vom Leben und von der Welt weit weniger, als Sie, und ich tadle es durchaus nicht, daß Sie Sich an mich wandten, im Gegentheile! — Er sann einen Augenblick nach, blickte auf einen Kalender, der zur Seite seines Schreibtisches hing, und sagte dann: Kommen Sie morgen um die gleiche Stunde wieder zu mir, und Ihre Hand darauf, junger Mann, jetzt, da Sie mit mir über Ihre Zukunft Rücksprache genommen haben, treffen Sie keine Entscheidung über Sich, ohne daß ich davon weiß!

Er hielt ihm die Hand hin; Valerio schlug mit neu belebter Hoffnung herzhaft in die dargebotene Rechte. Dann hieß Paul ihn gehen, und kaum hatte der Jüngling ihn verlassen, so setzte Jener sich nieder, an Renatus zu schreiben.

Zwölftes Capitel.

Der Verkehr und der Zusammenhang zwischen den Familien von Paul und von Renatus, die nach Eleonorens Genesung Anfangs eine Art von Lebhaftigkeit gewonnen hatten, waren allmählich wieder geringer geworden und hatten sich in den letzten beiden Jahren auf jene Einladungen zu großen Festlichkeiten beschränkt, mit denen man sich gleichgültigen Herzens und oft widerwillig genug gegen die große Anzahl derjenigen sogenannten guten Freunde abzufinden sucht, die zu sehen oder gar zu sprechen man kein sonderliches Verlangen trägt und die man doch nicht durch gesellschaftliche Vernachlässigung zu Feinden werden lassen mag. Wenn man einander traf, ergingen Vittoria und Cäcilie sich immer in Erklärungen und Betrachtungen darüber, wie es habe geschehen können, daß man einander so lange nicht gesehen, und Seba's und Daviden's Arglosigkeit war stets bereit, die Gründe gelten zu lassen, welche von Jenen vorgebracht wurden. Paul aber, der, ohne von Natur zum Mißtrauen geneigt zu sein, die Menschen besser als die Frauen kannte, sah und beurtheilte die Gründe, aus welchen Renatus sich von ihm zurückhielt, in einer anderen Weise.

Er kannte die Einkünfte des Freiherrn so genau, als dieser selbst, und Renatus wußte, daß Paul ein guter Rechner sei. Es konnte also dem Freiherrn, der sich für verpflichtet erachtete, einen Aufwand zu machen, welcher bei Weitem über seine Mittel ging, in keinem Falle erwünscht sein, einen Beobachter neben

sich zu haben, der nach seinen Grundsätzen eine solche Handlungsweise entschieden tadeln mußte, und Paul trug seinerseits auch kein Verlangen danach, näher in die gegenwärtigen Verhältnisse des Freiherrn eingeweiht zu werden. Was er davon gelegentlich und zufällig erfuhr und sah, bestätigte ihm nur die Lehre von der wachsenden Schnelligkeit, mit welcher die einmal ins Gleiten gerathene Lawine dem Abgrunde zurollt. Was geschehen würde, darüber war Paul schon lange nicht mehr im Zweifel; wann und wie es geschehen würde, ließ sich fast auch mit Sicherheit berechnen.

Richten war so verschuldet, daß die Zinszahlungen von einem Vierteljahre zum andern immer schwerer wurden. Steinert schrieb, daß es ein Jammer sei, in welcher Weise der Amtmann, dessen Reich in Kurzem dort zu Ende gehen mußte, auf dem Gute wirthschafte, und wenn Paul in den kaufmännischen Kreisen, in welchen er arbeitete, von den Wechseln auch nichts zu sehen bekam, die in den Händen der Wucherer auf Renatus in Umlauf waren, so erfuhr er doch hier und da, daß der Major von Arten mancherlei bedenkliche und gefährliche Spekulationen für sich machen ließ, und sein Zutrauen zu des Freiherrn Umständen ward dadurch natürlich nicht gehoben.

Renatus selber war dabei nicht wohl zu Muthe. Er hätte es anders, er hätte gern geordnete Verhältnisse haben mögen, aber wie konnte er zu diesen je gelangen, ohne sein Leben völlig umzubrechen, ohne dem Grafen Gerhard und dessen Frau das Feld zu räumen, ohne sich ihrem Urtheil und dem Urtheil aller seiner Standesgenossen auf Gnade oder Ungnade zu überliefern?

Daß Hildegard ihm und Cäcilien nie vergeben werde, daß sie ihn und die Schwester hasse, und daß Graf Gerhard ihm übel wolle, darüber war Renatus ganz im Klaren. Aber er sagte sich nicht, daß es in solchen Verhältnissen gerathen sei, die Trennung zwischen sich und seinen Feinden zu einer vollstän-

digen zu machen. Er mochte in dem sehr angesehenen und viel besuchten Hause seines Onkels und seiner Schwägerin nicht fehlen; er meinte, durch seine bloße Anwesenheit in demselben Hildegard's feindseligen Aeußerungen eine Schranke setzen zu können, und in der That hörte auch von der Gräfin Berka Niemand ein hartes Wort über den Freiherrn oder über dessen Familie. Sie beklagte ihre Schwester nur, und dazu hatte sie jetzt mehr als jemals Grund.

Man wußte es in der Gesellschaft, daß die Vermögenslage des Majors von Arten sehr zerrüttet sei, man sprach über das immer noch fortdauernde bedenkliche Verhältniß zwischen Vittoria und dem Sänger, von Valerio's Entfernung aus der Anstalt, von der zwischen Renatus und seiner Stiefmutter beabsichtigten Trennung, und Renatus konnte sich endlich nicht darüber täuschen, daß man um alle diese Dinge wußte, daß Jeder sie nach seiner Weise beurtheilte und besprach.

Er befand sich in einer Verfassung, in welcher nichts ihn überraschte und Alles ihm gleichgültig zu werden begann, weil er keinen rechten Ausweg mehr vor sich sah. Das Ende des Jahres stand vor der Thüre, es waren Forderungen aller Art in nächster Zeit zu befriedigen. Er wußte es, daß ihm dies unmöglich sein werde, daß Richten zum Verkaufe kommen mußte, und er konnte sich es nicht vorstellen, wie er leben sollte ohne den, wenn auch nur noch anscheinenden Besitz dieses seines Stammgutes. Er wußte eben so wenig, wie er sich und die Seinigen von dem Einkommen erhalten solle, das seine militärische Stellung ihm eintrug und das obenein durch Abzüge aller Art verkürzt zu werden drohte, wenn man es erst erfahren hatte, daß er ruinirt sei. Er fühlte sich wie ein Schiffbrüchiger, der auf leckem Boote im offenen Meere treibt, er mußte sich sagen, daß Rettung ihm nur durch ein Wunder werden könne,

und wie er auf ein solches auch bisweilen hoffen zu können wünschte, er vermochte es nicht.

In dieser Lage fand ihn die Anfrage, welche Tremann wegen Valerio's an ihn richtete, und wenn schon Paul durch dieses Ereigniß lebhaft an den Wechsel der Dinge und der Zeiten erinnert worden war, so war die Wirkung auf den Freiherrn noch weit stärker. Er hätte Valerio Vorwürfe darüber machen mögen, daß er sich an einen Dritten, daß er sich an Paul um Hülfe gewendet habe; aber er fühlte sich jetzt dazu nicht mehr berechtigt. Er hatte den Brief noch nicht beantwortet, in welchem Valerio ihm, unter Emilio's Anleitung, den Vorschlag gemacht, daß er den Namen von Arten ablegen und unter dem italienischen Namen seines wahren Vaters auf die Bühne gehen wolle, wenn Renatus ihm nur für die nächsten Jahre noch das ihm zustehende, freilich sehr geringe Jahrgeld zu zahlen geneigt sei, welches Valerio nach dem Testamente des Freiherrn Franz zu beanspruchen das Recht besaß.

Renatus hielt das Schreiben Tremann's lange in seiner Hand. Die Wogen, die ihn bedrohten, stiegen immer höher, das Boot, das ihn trug, sank immer tiefer hinab, es war im Grunde ein Glück zu nennen, wenn er es, gleichviel wie erleichtern konnte; aber es krampfte ihm das Herz in der Brust zusammen, als er sich dies nicht mehr wegzuläugnen vermochte. Er mußte froh sein, wenn er sich Valerio's auf gute Art entledigen konnte, er mußte den Handel — der Freiherr brauchte dieses Wort mit einem Gefühle tiefer Selbsterniedrigung — er mußte den Handel mit dem jungen Manne eingehen, obschon er zuverlässig wußte, daß er nicht im Stande sein werde, das Versprechen zu halten, auf welches Valerio sich stützen wollte, und das er ihm zu leisten sich endlich doch von der Noth gedrungen fand.

Tremann's Vermittlung kam ihm dabei, wie unwillkom-

men sie ihn im ersten Augenblicke auch bedünkte, endlich als eine sehr erwünschte vor. Er schrieb ihm gleich in der Frühe des nächsten Morgens, daß er ihm für die Mittheilung danke, die er eben jetzt von ihm empfangen habe, und daß er ihn sogar bitte, mit dem jungen Manne, der sich seiner brüderlichen Fürsorge zu entziehen wünsche, in seinem Namen zu verhandeln. Da Valerio eine glänzende musikalische Begabung zeige, keine Neigung für die ihm bestimmte militärische Laufbahn hege, in der er sich ohnehin unmöglich gemacht habe, und da er sich zu keinem andern, seinem Stande angemessenen Lebenswege entschließen wolle, so finde er sich, so schwer ihm dies auch ankomme, doch genöthigt, der Entfernung Valerio's und seiner musikalischen Ausbildung — von der Bühne zu sprechen, konnte Renatus auch jetzt noch sich nicht entschließen — Nichts in den Weg zu legen. Daß Valerio den Namen von Arten unter diesen Verhältnissen nicht führen könne, verstehe sich von selbst. Gerade deßhalb sei er selber aber behindert, den Weg des jungen Mannes zu fördern, und er werde sich daher Paul und der Gräfin Eleonore verpflichtet fühlen, wenn sie Valerio die Hand zur Ausführung seines Vorhabens bieten wollten, bei welcher derselbe auf das ihm zustehende Jahrgeld rechnen könne.

Dem Briefe war eine Summe als Reisegeld und als vierteljährige Pensionszahlung für Valerio beigefügt, und das ganze Schreiben war in einer Form gehalten, die man unter den obwaltenden Umständen schicklich nennen und gelten lassen konnte. Aber dem Freiherrn zitterte die Hand, mit welcher er die fünf Siegel mit dem Arten'schen Wappen auf den Geldbrief drückte, und das alte fortis in adversis brannte ihm wie eine schwere Mahnung in die Seele. Er hatte sein Lebensschiff in einer Weise erleichtert, die er vor sich und seinem Gewissen nicht verantworten konnte, und er hatte dazu noch das Bewußtsein, sich auch damit keine wirkliche Rettung bereitet zu haben.

Es litt ihn nicht in seinem Hause; er mochte auch keinen der Seinigen sehen. Trotz des übeln Wetters machte er einen langen Spaziergang in den Park. Er hatte ein Bedürfniß, allein zu sein und die schwer beladene Brust zu dehnen. Als er am Mittage wiederkehrte, war Vittoria abwesend. Cäcilie sagte, die Mutter habe den Wagen anspannen lassen, um Valerio seinen Koffer hinzubringen, und auch um sich in der Stadt nach einer Wohnung für sich umzusehen.

Der Wagen kam ohne Vittoria zurück; sie hatte sich bei einer Freundin absetzen lassen, bei der sie speisen wollte. Der Freiherr und seine Frau nahmen ihre Mahlzeit einsam ein; man war überzeugt, daß Vittoria mit ihrem Freunde und ihrem Sohne bei der Freundin zusammentreffe. Renatus äußerte sich heftig darüber; Cäcilie, die seine Gereiztheit und seine Verdüsterung gewahrte, versuchte eben für diesen Tag und diesen Fall Vittoria zu entschuldigen.

Am Abende war ausnahmsweise einmal eine geladene Gesellschaft bei der Gräfin Berka. Cäcilie und Renatus hätten sich gern von dem Besuche derselben befreit. Weil sie aber die Sicherheit in ihren Verhältnissen verloren hatten, wollten sie durch ihr Fortbleiben keine Fragen veranlassen, sondern auf dieselben, wenn sie etwa gethan werden sollten, lieber durch persönliche Zurechtlegungen antworten, und etwas später, als die Einladung es bestimmte, langten sie in dem Berka'schen Hause an.

Die Gesellschaft war bereits versammelt, und täuschte die Verstimmung und Unruhe die beiden Eheleute oder herrschte wirklich eine augenblickliche Pause in der Unterhaltung, genug, sie glaubten Beide zu bemerken, daß man bei ihrem Eintreten schwieg und daß man sie mit einer Art von Neugier betrachtete. Das raubte Cäcilien die Fassung, welche sie ohnehin den Tag hindurch nur mühsam in sich aufrecht erhalten hatte, und sich an die Schwester wendend, machte sie eine überflüssige und eben

darum nicht geschickte Entschuldigung für ihr verspätetes Erscheinen.

Hildegard, die gerade von den ausgezeichnetsten Personen ihres Kreises umgeben war, hielt Cäcilie mit der ganzen vornehmen Anmuth, die sie sehr wohl zu entwickeln verstand, die Hand entgegen und sagte freundlich: Wie magst Du darüber nur ein Wort verlieren! Ich versichere Dich, ich habe den ganzen Tag an Euch gedacht und immer zu Dir fahren wollen, weil ich glaubte, Du würdest Dich nicht aufgelegt fühlen, auszugehen. Indeß es ist gut, daß Ihr Euch überwunden habt, es zerstreut Euch doch. Sei herzlich willkommen!

Sie küßte die Schwester dabei, was sie sonst in der Gesellschaft nie gethan hatte; aber es überlief Cäcilie kalt bei ihren Worten, und sie wendete sich ängstlich um, zu sehen, ob Renatus Hildegard's Aeußerung nur nicht vernommen habe. Den aber hielt Graf Gerhard neben seinem Sessel fest, und Cäcilie konnte nicht gleich zu ihm kommen, denn Hildegard hatte den Arm der Schwester in den ihrigen gelegt und führte sie mit sich herum. Es war von ihr offenbar auf eine besondere Schaustellung abgesehen; sie wollte darthun, daß sie ihre Schwester aufrecht zu erhalten und in Schutz zu nehmen denke. Aber weßhalb das? Was bedeutet das? fragte diese sich mit wachsender Beklemmung.

Renatus seinerseits verstand eben so wenig, was die Gräfin Berka mit ihrer auffallenden Zärtlichkeit für Cäcilie, mit ihrer besonderen Zuvorkommenheit für ihn selbst beabsichtige, die ihm den ganzen Abend drückend blieb. Er fühlte sich so niedergeschlagen, so gepeinigt, so beunruhigt, daß er es bereute, gegen seine Neigung und Stimmung unter Menschen und in Gesellschaft gegangen zu sein. Er hatte keine Ruhe zu irgend einer Unterhaltung; er ging, gegen seine sonstige Gewohnheit, von einer Gruppe zur andern, er hätte sich gern heiter, sorglos zeigen,

sich und Andere täuschen mögen, und doch wußte er, daß in wenig Tagen oder Wochen seine Lage vor Aller Augen offen sein würde, daß der Concurs über ihn hereinbrechen müsse, dem durch ein Abkommen vorzubeugen oder aus dem sich zu erheben für ihn kaum eine Möglichkeit vorhanden war. Ein Schmerz, der sich bis zur Verzweiflung an sich selber steigerte, fraß an seinem Herzen, und mit ungeheurer Gewalt wälzte sich wie ein Alp das Bewußtsein über ihn: daß sein Unglück größer sei, als er selbst und seine Kraft.

Zwischen dem kleinen Empfangszimmer und dem großen Saale befand sich ein Cabinet, das von beiden Seiten mit schweren Thürvorhängen versehen war. In der runden Vertiefung am oberen Ende stand ein Sopha. Es war, wenn man aus dem Saale kam, nicht sichtbar, und als Renatus vorhin durch das Cabinet gegangen war, hatte er es leer gefunden, da die Gesellschaft nicht sehr zahlreich war. Sich einen Augenblick Ruhe zu verschaffen, trat er hinein und setzte sich in die Sopha-Ecke nieder.

Aber kaum hatte er den Platz eingenommen, als sich zwei Männer plaudernd in die Brüstung der Thüre stellten, deren Stimmen Renatus sofort erkannte. Der ältere von ihnen, Graf Aurel, war ein Jugendgenosse des Grafen Gerhard, einer der bekanntesten Lebemänner der Stadt, der andere ein Gesandtschafts-Sekretär, dem Berka'schen Hause eng befreundet. Sie sprachen in gleichgültiger Weise über die Verhältnisse der anwesenden Personen.

Es war bereits von Diesem und Jenem die Rede gewesen, wie Renatus aus den einzelnen, zu ihm dringenden Worten hatte entnehmen können, als er plötzlich seinen Namen zu hören glaubte.

Er hätte diese Maßregel, wie die Gräfin richtig bemerkte, nur früher treffen müssen, sagte scherzend der Gesandtschafts-Sekretär.

Was wollen Sie? entgegnete der Graf; die Baronin Vittoria soll ein bedeutendes Legat von dem verstorbenen Freiherrn in Händen haben, und der Major ist ruinirt! Da hat er wohl ein Auge zugedrückt, und — der Graf lachte — die Baronin Cäcilie ist ja auch eine leidenschaftliche Sängerin; er wird das Terzett, denn ein solches soll es in der That gewesen sein, nicht haben stören wollen.

In diesem Augenblicke, noch ehe der in allen Nerven erbebende, unfreiwillige Hörer sich von seinem Sitze zu erheben vermochte, wurden die beiden Sprechenden in ihrer halblaut geführten Unterhaltung durch die herantretende Hausfrau unterbrochen, welche den Gesandtschafts-Sekretär aufforderte, irgend eine Nachricht aus der Hauptstadt seines Landes, die er ihr bei seiner Ankunft mitgetheilt hatte, einem Kreise neugieriger Gäste bekräftigend zu wiederholen. Der junge Diplomat folgte der Gräfin Berka in den Saal, und Graf Aurel, der bei Hildegard's Anfrage an den Marquis sich höflich einige Schritte zurückzuziehen wünschte, trat für einen Augenblick in das oben erwähnte Seitengemach.

Er war lange im Militär gewesen und ein Mann von erprobtem Muthe, aber er konnte sich einer Aeußerung des Erschreckens nicht erwehren, als er sich plötzlich und unerwartet dem Freiherrn von Arten gegenüber sah, dessen von der Blässe des Todes überzogenes, von Leidenschaft entstelltes Antlitz ihm versteinernd entgegenstarrte. Als ein Mann von Welt übersah er sofort die nothwendigen Folgen des unglückseligen Zufalles, der den Freiherrn zum Hörer jener beleidigenden Worte gemacht hatte; allein der Umstand, daß der Marquis sich bereits entfernt und daß jetzt kein anderer Zeuge als der Beleidigte selbst zugegen war, ließ den Grafen einen Augenblick lang an die Möglichkeit irgend einer Ausgleichung oder doch an die Abwendung des Aeußersten denken.

In Erwägung der fürchterlichen Lage, in welcher der Freiherr sich befand, schien es dem Grafen, dem ohnehin ein solches Begegnen mit den nächsten Anverwandten des ihm eng befreundeten Hauses höchst unwillkommen sein mußte, sogar von der Ehre als eine Pflicht geboten, selbst einen Schritt über das gewöhnliche Maß hinaus zu thun, und schon begann er an den noch immer ihm schweigend Gegenüberstehenden in diesem Sinne das Wort zu richten, als der Freiherr mit einer nicht mißzudeutenden Bewegung ihm die Rede abschnitt.

Die Lehne des Sessels, die Renatus' Rechte umkrampft hielt, brach unter dem Drucke, als er mit hohler, vor innerem Grimme bebender Stimme die Worte hervorstieß: Sagen Sie Ihrem Partner, das Duett, das ich so eben von Ihnen Beiden vortragen hörte, sei eben so falsch, als der, der es anstimmte, ehrlos ist! — und seiner selbst nicht mehr mächtig, den abgezogenen Handschuh dem Grafen in das Gesicht schleudernd, verließ er hoch aufgerichtet das Gemach.

Ein Gefühl wilder Befriedigung war über ihn gekommen. Er hatte jetzt endlich einen Gegenstand gefunden, gegen den er die Empfindungen richten konnte, welche kurz zuvor in seinem Busen gegen ihn selbst gewendet gewesen waren. Er fühlte sich befreit von dem Alpdrucke, der auf ihm gelastet hatte.

Sein Schicksal selbst, jenes Schicksal, das über seinem Hause noch immer gewacht und die Glieder dieses Hauses vor offenbarer Schmach und Schande noch stets bewahrt, es hatte ihm den Ausweg gewiesen, den er zuweilen im Drange und in der geheimen Noth dieser letzten Wochen durch Selbstmord sich zu öffnen gedacht hatte. Jetzt war er sicher, wie es ihm zukam, als ein Edelmann zu sterben — und er war des Daseins und des Lebens von Herzensgrunde müde.

Stolz, sicher, mit festem Blicke des blitzenden Auges die Anwesenden messend, durchschritt er den Saal und näherte sich

dem Gesandtschafts-Sekretär. Graf Aurel wünscht Ihnen, Herr Marquis, eine Mittheilung zu machen! sprach er mit lächelnder Miene zu dem jungen Diplomaten, der sich bei diesen Worten zum Erstaunen der Nächststehenden sichtbar entfärbte, aber, schnell wieder gefaßt, sich eilig zu dem Grafen in das Nebenzimmer begab.

Es entstand eine kleine Bewegung, man sah sich nach den betheiligten Personen um; indeß es waren alles Leute von Welt, die Formen der guten Gesellschaft zogen sich über der augenblicklichen Störung, deren Ursache Niemand mit heftiger Neugier auf die Spur zu kommen suchte, schnell wieder zusammen, und da der Abend schon vorgerückt war und man im Berka'schen Hause um des Grafen willen nie spät zusammen blieb, fiel es nicht auf, daß Graf Aurel und der Marquis sich bald empfahlen und auch Renatus seine Gattin zum Aufbruche anmahnte.

Früh am anderen Morgen, als Renatus noch mit Cäcilie beim Frühstücke war, meldete man ihm den Besuch eines seiner Kameraden. Cäcilie wunderte sich über den frühen Besuch, indeß er flößte ihr keinen Argwohn, keine Besorgniß ein, und auch der Name des Gemeldeten fiel ihr durchaus nicht auf. Es war ein Vetter des Grafen Aurel, der mit Renatus in demselben Regimente diente und mit dem der Freiherr immer auf gutem Fuße, in einem angenehmen kameradschaftlichen Verhältnisse gestanden hatte.

Der Besuch währte für die frühe Stunde ungewöhnlich lange, so daß Cäcilie, als Renatus endlich zu ihr wieder zurückkam, sich erkundigte, was der Rittmeister ihm gebracht habe. Er sagte, sie solle nicht neugierig sein, und klagte sich an, daß er sie verwöhnt habe; da er das alles aber freundlich, ja, scherzend aussprach, gab sie sich auch bald zufrieden, und es war davon die Rede nicht mehr.

Der Tag verging unter Besorgungen aller Art äußerlich in gewohnter Weise. Am Vormittage erhielt Renatus einen Brief von Paul, in welchem dieser ihm anzeigte, daß er und die Gräfin Haughton für Valerio die nöthigen Schreiben besorgt hätten und daß er den jungen Mann, da in drei Tagen das nächste Packetboot nach London abgehe, angewiesen habe, sich für die heutige Abendpost zur Reise nach Hamburg einschreiben zu lassen. In einem Billet von Valerio, das beigefügt war, ersuchte dieser den Freiherrn, ihm persönlich Lebewohl sagen zu dürfen, und Renatus war jetzt dazu geneigt, dem Verlangen zu willfahren.

Valerio war, da er am Nachmittage zu dem Freiherrn kam, weich und sehr bewegt. Nicht als ob er in sich unsicher oder in seinem Vorhaben und in seinen Hoffnungen schwankend geworden wäre, nur der Abschied von den Seinen schien ihm schwerer zu fallen, als man es erwartet hatte.

Er hatte, wie er es gleich nach der Stunde ihres Zusammenstoßes gethan, den Freiherrn als einen Fremden mit seinem Titel anreden wollen; aber da er nun vor Renatus hintrat, fiel es ihm auf, daß dieser bleicher und sehr ermüdet aussah, und weil der Jüngling meinte, es sei der Kummer über ihn, der den Freiherrn also verwandelt habe, warf er sich demselben mit Leidenschaftlichkeit an die Brust.

Ich lerne es nicht, ich lerne es nicht, Dich als einen Fremden anzusehen! rief er mit überströmender Empfindung — habe ich Dir doch mehr, weit mehr zu danken, als wenn Du mein Bruder wärest, und ich habe Dir es schlecht gelohnt!

Renatus drückte ihn an sein Herz und redete ihm ernsthaft zu. Valerio wollte, daß er ihm ganz ausdrücklich seine Verzeihung aussprechen solle, und der Freiherr that es. Er zeigte sich ebenfalls erschüttert, schloß Valerio's Haupt in seine Hände und küßte ihn, da sie schieden, als ob er segnend einen Sohn

entließe. Cäcilie weinte, indeß es wurde ihr doch leichter, da sie sich jetzt sagen konnte, ihre große Bangigkeit und die Schwermuth ihres Mannes, die ihr im Lauf des Tages aufgefallen war, würden durch die Trennung von Valerio herbeigeführt.

Sie verließ den Gatten so wenig als sie konnte, und er schien es gern zu sehen, daß sie blieb, selbst als er am Abende lange Zeit schreibend an seinem Arbeitstische saß. Ein paar Mal meinte sie ihn seufzen zu hören, und sie wollte ihn fragen, was ihn drücke, aber sie unterließ es, weil sie wußte, daß er dies nicht liebe, daß er eben jetzt, am Ende des Jahres, der unerfreulichen Geschäfte die Menge habe.

Abends, als sie den Thee einnahmen, zu dem Vittoria sich eingestellt hatte, war Renatus ruhiger, als in den ganzen letzten Wochen. Er schien die Andern und sich selber zerstreuen zu wollen und machte die Unterhaltung fast ganz allein. Er kam mehrmals auf seinen Vater, auf seine verstorbene Mutter, auf die Zeit zu sprechen, in welcher er noch ein Knabe gewesen und Vittoria in sein Vaterhaus gekommen war. Dann erging er sich in Betrachtungen über das, was man in dem Leben des Menschen die höhere Fügung nenne, und über die geheimnißvolle Grenze zwischen dem sogenannten freien Wollen und dem unabweislichen Müssen. Es war das schon ein Lieblingsthema seines Vaters gewesen, und Renatus hatte, wenn er sich dem Nachdenken und Sprechen über dasselbe hingab, es stets geliebt, den Menschen mit einem Baume zu vergleichen. Auch jetzt kam er bald wieder auf dieses ihm genehme Bild zurück.

Wie kann von einem freien Willen die Rede sein, sagte er, wo wir, wie der Baum, unser eigentliches Wesen und Gepräge als ein angestammtes in uns tragen und Boden und Luft, die wir auch nicht frei erwählen, unsere Entwicklung bedingen? Der Baum mag seine Blätter im Winde spielen lassen und seine Aeste nach der Sonne wenden; das ist seine ganze Freiheit, und

selbst diese geringe Freiheit ist Naturnothwendigkeit. Alles für ihn und Alles für uns ist vorbestimmtes Müssen. Wir genießen und erleiden, was uns zuerkannt ist, wir können dem uns zugewiesenen Loose nicht entgehen, gleichviel, ob wir's aus den Händen eines blinden Schicksals oder einer göttlichen Allweisheit zugetheilt erhalten.

Vittoria achtete auf solche Auseinandersetzungen in der Regel wenig, sie war dazu, wie sie es zu nennen pflegte, sich nicht wichtig genug. Cäcilie aber meinte es sich erklären zu können, wie ihr Gatte eben heute zu solchen Betrachtungen gedrängt werde, und sie bemerkte zu ihrem Troste, daß ihn dieselben sichtbar beruhigten. Er verlangte, als man sich schon trennen wollte, die beiden Frauen noch singen zu hören, und da Vittoria, von der Musik erschüttert und an Valerio erinnert, plötzlich zu weinen begann, schloß Renatus sie in seine Arme und sprach ihr liebreich und tröstend Muth ein.

Du bist auch ein armer, aus seiner Heimatherde unfreiwillig herausgenommener Baum, sagte er, und Du hast eben deßhalb des Erleidens auch Dein Theil gehabt. Laß uns hoffen, daß es dem jungen Stamme, den wir jetzt Luft und Erde nach seinem Belieben suchen lassen, besser gehen werde, wenn es uns im Augenblicke auch schwer gefallen ist, ihm seinen Willen zu vergönnen.

Er schlief in der Nacht nicht viel und erhob sich zeitig. Er hatte Cäcilien gesagt, daß er in der Frühe ein wichtiges Geschäft zu ordnen habe, und da sie wußte, wie drückend solche Angelegenheiten in der Regel für ihn waren, fiel es ihr nicht auf, daß er bei ihrem gemeinsamen Frühstücke weniger als sonst genoß. Als er sich dann angekleidet hatte und sich entfernen wollte, sah Cäcilie, daß er in voller Uniform war. Der Gedanke, daß Renatus eben jetzt zu seinem Chef gehe, um ihm die üble Lage, in der er sich befinde, zu entdecken und mit ihm Rath zu

halten über die Schritte, die er thun solle, ein öffentliches Aufsehen möglichst zu vermeiden, fuhr ihr erschreckend durch den Sinn. Sie wollte ihn fragen, aber sie fürchtete, ihm dadurch nur noch eine neue Pein aufzulegen, und von Liebe und Mitleid überwältigt, schlang sie ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn. Er drückte sie mit tiefer Inbrunst an sich, sie gaben sich die zärtlichsten Namen, Cäcilie mußte weinen.

Wir lieben einander doch! rief sie endlich, als wolle sie ihm den Trost vorhalten, der ihnen schon über manchen Kummer fortgeholfen hatte.

Ja, und ich liebe Dich sehr, denke daran und vergiß das nicht! gab Renatus ihr zurück. Auch ihm war das Auge feucht geworden, aber er riß sich los und ging die Treppe festen Schrittes hinunter.

Cäcilie trat an das Fenster und sah, wie er in den Wagen stieg. Er blickte noch einmal aus dem Schlage zu ihr hinauf und grüßte mit der Hand. So schieden sie.

Dreizehntes Capitel.

Am Mittage durchlief das Gerücht die Stadt, daß der Major Freiherr von Arten im Duell erschossen sei.

Man erzählte es Paul, als er eben in die Börse eintrat, denn man wußte, daß er mit dem Freiherrn in mannigfachem Verkehr gestanden habe. Trotz seiner gewohnten Festigkeit bemerkte man, daß ihn die Nachricht sehr erschrecke. Er suchte sich so schnell als möglich frei zu machen, gab seinem Disponenten die nöthigen Anweisungen für die heute zu ordnenden Geschäfte und fuhr augenblicklich nach dem Artenschen Hause.

Alles war dort in der völligsten Zerstörung. Vittoria lag in heftigen Krämpfen, Cäcilie rang an der Leiche ihres Gatten, die man vor einer Stunde in seinem Wagen nach Hause gebracht hatte, verzweiflungsvoll die Hände, ihre Mutter und ihre Schwester waren bei ihr. Die Gräfin Berka war die Einzige, die ihrer selber Herr war und große Fassung zeigte.

Sie war es auch gewesen, die in dem Zimmer des verstorbenen Freiherrn einen von ihm an seine Gattin zurückgelassenen Brief aufgefunden hatte. Ein paar andere Briefe hatten daneben gelegen, einer davon war an Paul gerichtet, und Hildegard, welche die Leitung aller Angelegenheiten übernommen zu haben schien, händigte ihm denselben aus. Er lautete:

„Wenn Sie diesen Brief empfangen, bin ich nicht mehr am Leben, und es sind die Wünsche eines Hingegangenen, die er Ihnen überbringt. Möge Ihr großer Sinn sie Ihnen heilig machen.

„Die Vorsehung, die uns aus Einem Stamme erstehen ließ und unsere Lebenswege dennoch trennte, hat uns in den letzten Jahren in ihrer Weisheit einander angenähert, als wolle sie mir den Pfad zeigen, auf dem ich zu gehen, und die Weise angeben, in welcher ich das Erlöschen unseres alten Stammes in dem Augenblicke zu verhindern habe, in welchem der Letzte Derer, die bis jetzt den Namen unseres Hauses mit Recht besessen, von der Erde scheidet.

„Das Blut der Freiherren von Arten fließt in Ihren Adern; meines hingegangenen Vaters Ebenbild, die Züge unserer Ahnen leben in Ihnen, und selbst — ich habe, da der Himmel mir keine Kinder gegeben hat, dies stets mit schmerzlicher Rührung wahrgenommen — in Ihren Söhnen leben sie noch fort. Wie mein Vater in dem Sinne und nach dem Ehrengebote unseres Standes und unseres Hauses handelte, als er es sich versagte, Sie öffentlich als seinen Sohn anzuerkennen, so handle ich, ich bin deß sicher, in seinem Geiste und in dem Geiste unseres Hauses, wenn ich danach trachte, den edlen, alten Namen der Freiherren von Arten-Richten nicht untergehen zu lassen.

„Meine Vermögensverhältnisse, die Sie kennen, machen es für die Baronin Cäcilie unmöglich, die Richtener Güter zu behalten, und ich weiß es aus dem Munde meines verstorbenen Lehrers und Erziehers, des Caplans, daß Ihre Mutter am Vorabende ihres freiwilligen Todes Sie ermahnt hat, nach dem Besitze des Schlosses zu streben, das sie Ihnen an jenem Abende als Ihres Vaters Haus bezeichnete.

„Es war das eine Vorstellung, die mir alle Zeit quälend gewesen ist, seit sie, es war als ich in den russischen Feldzug ging, zuerst in mir erweckt wurde, und sie hat mich, wie eine unheimliche Ahnung, stets befallen, so oft ich in Ihre Nähe gekommen bin. Dieses Geständniß, welches Ihnen zu machen ich jetzt kein Bedenken trage, wird Ihnen Vieles in meinem Ver-

halten gegen Sie erklären, das Ihnen vielleicht bisher nicht verständlich gewesen ist und Sie zu nachtheiligen Ansichten über mich verleitet haben mag.

„Was mich einst von Ihnen fern hielt, führt mich jetzt, da ich mein Leben und das Schicksal unseres Hauses in großem Ueberblicke betrachte, auf Sie und zu Ihnen zurück.

„Ich habe Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen, der sich als den ersten Edelmann seines Landes anzusehen geruht und dessen Gnade ich mich versichert zu halten Ursache habe, die Verhältnisse unseres Hauses aus einander gesetzt. Wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, hat Seine Königliche Hoheit auch mein Ansuchen bereits empfangen, und ich zweifle nicht, daß es bei ihm eine geneigte Stätte finden und daß Er Selber wünschen wird, den Namen eines alten Geschlechtes, das schon vor den Hohenzollern in unserer Heimath angesessen gewesen ist, auch für die Zukunft zu erhalten.

„Richten muß verkauft werden; kaufen Sie es an! Vereinigen Sie die Güter wieder, deren mich zu entäußern ich gezwungen war, und führen Sie in Sich und Ihren Kindern den Namen unseres gemeinsamen Vaters weiter fort. Unser Wappen wird in Ihren Händen wohl aufgehoben sein. Sie haben sein fortis in adversis! beherzigt und bewährt.

„Und so empfangen Sie mit dem Segen und den Wünschen, die ich Ihnen über mein Leben hinaus für das Gedeihen unseres Geschlechtes zurufe, auch meine letzten Bitten. Es sind ihrer nicht viele, und sie sind selbstverständlich. Nehmen Sie Sich berathend und hülfreich meiner theuren Cäcilie, meiner Witwe an; stehen Sie auch der Baronin Vittoria und ihrem Sohne mit Ihrer Erfahrung großmüthig zur Seite und sorgen Sie dafür, daß ich in unserer Familiengruft in Rothenfeld bestattet werde. Es ist ein erhebender Gedanke in jenem biblischen „zu seinen Vätern versammelt werden“!

„Und damit „Lebewohl"! Möge der neue Stamm, den Sie begründen, glücklicher sein, als ich es gewesen bin! Des Himmels Segen über sein Gedeihen!"

Schweigend und in tiefe Gedanken versunken, hielt Paul das Blatt eine Weile in seinen Händen; schweigend und in tiefe Gedanken versunken stand er an des Freiherrn schöner Leiche. Cäcilie war wie vernichtet. —

Noch vor dem Ende des Jahres ward der Sarg, in dem Renatus ruhte, nach Rothenfeld gebracht. Cäcilie hatte gewünscht, die Leiche ihres Gatten zu seiner letzten Stätte zu begleiten, und Herbert war ihr eine Strecke entgegengereist, um die trauernde Witwe zum Verweilen in seinem Hause einzuladen. Man mochte sie nicht in das verödete Schloß nach Richten gehen lassen. —

Im Frühjahr kam Richten zum Verkauf. Es war zwischen den Freunden, zwischen Steinert, Herbert und Paul, von Anfang an fast selbstverständlich gewesen, daß Einer von ihnen, daß Paul es an sich bringen müsse. Er hatte schon lange daran gedacht, einen Landbesitz zu erwerben, auf welchem er alljährlich ein paar Monate mit den Seinen in ruhiger Zurückgezogenheit verleben könne, und bei seinem großen Vermögen war es ohnehin gerathen, einen Theil desselben in Grund und Boden festzulegen. Allerdings gab es südlichere Gegenden, deren Naturschönheit verlockender gewesen wäre; aber die Aussicht, Steinert und Herbert zu Nachbarn zu bekommen, die Gewißheit, daß ihre Aufsicht und Erfahrung seinem Besitze zu Statten kommen werde, waren hoch zu veranschlagen, und über dies alles hinaus, Paul läugnete sich das keineswegs fort, wirkten seine Jugend-Eindrücke bestimmend auf ihn ein.

Es war ein eigenartiges Empfinden, mit welchem er den Kauf-Contract über die Richtener Güter unterzeichnete, eine

ergreifende Erinnerung, mit welcher er als Besitzer mit den Seinen in Schloß Richten einzog.

Die Erntezeit war, als er in Richten eintraf, schon vorüber, denn es hatte der unerläßlichen Instandsetzungen in dem seit Jahren nicht bewohnten Schlosse doch so viele gegeben, daß trotz der Bemühungen der beiden Herbert's der Monat August herangekommen war, ehe man daran denken konnte, das Schloß mit Behagen zu beziehen.

Nun hatten die neuen Eigenthümer sich in demselben heimisch eingerichtet, und am ersten Sonntage, den man mit Ruhe dort verlebte, waren die befreundeten Familien von Neudorf und von Rothenfeld mit ihren verheiratheten Kindern und Enkeln nach Richten herübergekommen.

Mit großer Genugthuung, aber doch innerlich bewegter, als er es zeigte, saß Paul an dem Mittage mit seiner Familie und seinen Gästen auf der Terrasse, die nach dem Parke hinunterführte. Man hatte in dem chinesischen Häuschen am oberen Ende der Terrasse, das Herbert nicht verändern lassen, ein Frühstück für die große, buntgemischte Gesellschaft aufgetragen. Es waren stattliche Greise, tüchtige Männer und Jünglinge, heitere Matronen, fröhliche junge Frauen und dazu Kinder beiderlei Geschlechtes, die sich in ihrer lauten Lust kaum Genüge zu thun wußten.

Seba mit ihrem sanften Ernste saß an Eleonorens Seite; sie konnte nicht aufhören, an die Baronin Angelika zu denken, die hier an derselben Stelle einst ihre Eltern bewirthet, die hier in solcher milden Herbstessonne die letzten Tage ihres Lebens zugebracht hatte, und auch in Herbert tauchte ein altes, schönes Erinnern mit seiner stillen Wehmuth auf. Fast in Allen lebte mehr oder weniger deutlich das Bewußtsein der großen Wandlungen, welche sich in ihnen selber und während der letzten vierzig Jahre auch in der Erkenntniß und in dem Gemeingefühl der ganzen Menschheit befreiend und erlösend vollzogen hatten.

Während man in gutem Gespräche so beisammen saß, brachte der Diener dem neuen Besitzer von Richten die Briefe, welche von seinem Geschäftsführer ihm regelmäßig nach dem Gute gesendet wurden. Paul legte sie ruhig zur Seite, da er in diesem Augenblicke sie doch nicht zu erledigen und zu beantworten vermochte; nur ein Brief schien ihm durch Form und Siegel aufzufallen, und er eröffnete ihn. Er kam aus dem Kabinette des Kronprinzen.

Eine flüchtige Röthe und ein feines Lächeln flogen über das Angesicht des Lesenden. Seba und Davide blickten ihn fragend an.

Es ist eine Gnade, die man mir anzuthun denkt, sagte er gelassen. Der König ist, wie es in dem Schreiben heißt, nicht abgeneigt, mich in Anerkennung meiner Verdienste um die heimische Industrie und als jetzigen Besitzer der Güter eines edeln Hauses unter Beilegung des Namens und Titels der Herren von Arten, wie der Letzte dieses Hauses und Stammes es von ihm erbeten hat, in den Adelstand zu erheben.

Die Anwesenden sahen einander an und blickten dann fragend auf den Sprechenden.

Paul hatte das Schreiben bereits wieder zur Seite gelegt. Die Sache kommt mir nicht unerwartet, sagte er. Der Staat ist klug genug, sich der Besitzenden so viel als möglich versichern und den finanziellen Schwerpunkt so viel als möglich dem Bürgerthum entziehen zu wollen. Ich hatte es für sehr wahrscheinlich gehalten, daß man mir dieses Anerbieten machen würde.

Und Du hast es nicht gehindert? fragte Steinert, dessen fester, aber eben deßhalb zum Argwohn geneigter Bürgersinn sich nicht gleich in die Handlungsweise des Freundes zu finden wußte.

Wie sollte ich ablehnen, was man mir noch nicht angeboten hatte? entgegnete Paul. Aber sei unbesorgt, alter Freund, ich gehöre weder zu denen, die Gnaden zu erbitten, noch zu

denen, die unerbetene Gnade anzunehmen gewohnt sind! — Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Der verstorbene Freiherr Renatus hat es auf seine Weise wohlgemeint und er hat als ein wahrer Repräsentant seiner Kaste nur an sich und seine Ehre, an sich und seinen Stamm und an die Erhaltung seines Namens gedacht, nicht an mich, an meine Ehre und an meinen Stamm. Er konnte es sich von seinem Standpunkte aus nicht denken, daß ich keines andern Namens begehren kann, als dessen, welchen ich selber mir erschaffen habe, und daß derjenige, der mich aus meinem Stande in einen andern nicht nur versetzen, sondern sogar erheben zu können glaubt, mich und meine ganze Vergangenheit beleidigt; denn er erniedrigt in mir nicht nur mich selbst, sondern alle Diejenigen, welche mit mir bisher als mit Ihresgleichen in achtendem Vertrauen verbunden gewesen sind. Und ich lebe der sichern Hoffnung: von uns Allen, die wir heute hier in meinem Hause beisammen sind, soll keiner je danach verlangen, etwas Anderes zu sein, als ein unbescholtener, unabhängiger Mann, ein nützlicher Bürger seines Vaterlandes! Darauf laßt uns anstoßen, daß ein starker, freier Bürgersinn auch unter unsern Kindern und Kindeskindern mächtig sein und daß er die Freiheit, deren wir nach allen Seiten noch bedürfen, heraufführen helfen möge über unser Volk und über die ganze Welt!

Er hob sein Glas, sie drängten sich Alle um ihn; seine Brust athmete frei und stolz.

Am Abende, da alle seine Gäste unter seinem Dache bereits die Ruhe gesucht hatten, trat er mit Daviden noch einmal aus seinem Zimmer auf die Terrasse hinaus. Er hatte seinen Arm um seines Weibes schlanken Leib gelegt, und in stillem Frieden wandelten sie langsam und schweigend hin und wieder.

Der Mond war inzwischen emporgestiegen, die Nacht war sehr warm, der volle Duft der Levkojen und des Reseda erfüllte die ganze Luft. Fortgezogen von der Schönheit der Nacht,

stiegen die Beiden von der Terrasse hinunter und gingen dem Flusse zu, über dessen Wasser die Mondstrahlen eine goldene Brücke bauten.

Jenseit des Wassers blieben die beiden Eheleute stehen. Das Schloß lag vor ihnen, der Mond erhellte es in seiner ganzen Stattlichkeit.

Sieh, sagte Paul, hier habe ich gestanden, hier an dieser Stelle, mit meiner armen Mutter an dem Tage, ehe sie sich das Leben nahm. Aber es war ein rauher, kalter Abend, der Nebel stieg von dem Wasser empor, die welken Blätter flogen in der Luft empor. Ich wunderte mich damals über die vielen Schornsteine des Schlosses und über die vielen Fenster, denn ein so großes Gebäude hatte ich nie zuvor gesehen, und weil die untergehende Sonne sich in den Fenstern spiegelte, fragte ich die Mutter, wer darin wohne. — Er hielt inne, dann sagte er sehr bewegt: Du kommst nicht hinein, sprach sie zu mir; hinter den blanken Fenstern, in denen die Sonne sich spiegelt, werden glückliche Kinder wohnen . . .!

Er konnte nicht weiter sprechen, trotz seiner Kraft überwältigte ihn diese Erinnerung doch. Davide umschlang ihn, in Verehrung, in Glück und Liebe zu ihm emporsehend.

O, mögen sie immer, immer glücklich sein, die geliebten Kinder, denen Du dieses Haus bereitet hast! rief sie mit hoffendem Wunsche aus.

Sie werden es bleiben, sprach Paul, der sich schnell wieder ermannte, wenn Du mir hilfst, sie dahin zu erziehen, daß sie, in sich selbst beruhend, in der Arbeit ihren Beruf, in der Freiheit ihre Ehre, in der ganzen Menschheit ihre Brüder erkennen lernen, und wenn sie maßvoll und ohne Eitelkeit im Glücke, wie der Wappenspruch dieses Hauses lautet, „stark im Ungemache sind". Laß uns danach trachten, laß uns darauf hoffen und vertrauen!

Im Verlage von **Otto Janke** in Berlin
sind ferner folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lewald, Fanny, Adele. Roman. 2. Ausgabe. 8. Geh. 22½ Sgr.
— — Bunte Bilder. Gesammelte Erzählungen und Phantasiestücke. 2 Bde. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.
— — Dünen und Berggeschichten. Erzählungen. 2 Bde. 2. Ausgabe. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
— — England und Schottland. Reisetagebuch. 2 Bde. 2. Ausgabe. 8. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.
— — Erinnerungen aus dem Jahre 1848. 2 Bde. 2. Ausgabe. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
— — Für und wider die Frauen. 14 Briefe. 8. Geh. 15 Sgr.
— — Die Kammerjungfer. Roman. 2 Bde. 2. Ausgabe. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
— — Deutsche Lebensbilder. 2. Ausgabe. 12. Geh. Mit buntem Umschlag. 22½ Sgr.

Inhalt:

Die Hausgenossen. — Das große Loos. — Kein Haus. — Die Tante.

— — Liebesbriefe aus dem Leben eines Gefangenen. 2. Ausgabe. 8. Geh. 1 Thlr.
— — Das Mädchen von Hela. Roman. 2 Bde. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Sgr.
— — Nella. Eine Weihnachtsgeschichte. 8. Geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.
— — Osterbriefe für Frauen. 8. Geh. 15 Sgr.
— — Die Reisegefährten. Roman. 2. Ausgabe. 2 Bde. 8. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.
— — Neue Romane. 5 Bde. 8. Geh. 7 Thlr. 22½ Sgr.

Inhalt:

1. Bd.: Der Seehof. 1 Thlr. 22½ Sgr.
2. Bd.: Schloß Tannenburg. 1 Thlr. 7½ Sgr.
3. Bd.: Graf Joachim. 1 Thlr. 22½ Sgr.
4. Bd.: Emilie. 1 Thlr. 7½ Sgr.
5. Bd.: Der Letzte seines Stammes. — Mamsell Philippinens Philipp. 1 Thlr. 22½ Sgr.

— — Der Seehof. Elegante Separat-Ausgabe. Mit 30 Illustrationen von Heribert König. 8. Geh. 10 Sgr.
— — Sommer und Winter am Genfer See. Ein Tagebuch. In illustrirtem Umschlag. 8. Geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.
— — Die Unzertrennlichen. — Pflegeeltern. Zwei neue Erzählungen. 8. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
— — Villa Riunione. Erzählungen eines alten Tanzmeisters. 2 Bde. Geh. 4 Thlr.

Bd. 1.: Prinzessin Aurora. — Eine traurige Geschichte.
Bd. 2.: Ein Schiff aus Cuba. — Domenico.

— — Wandlungen. Roman. 4 Bde. 2. Ausgabe. 8. Geh. 4 Thlr.

Die

National-Bibliothek neuer deutscher Dichter,

welche sich die Aufgabe gestellt, eine Reihe der vortrefflichsten Werke von deutschen Dichtern der Neuzeit zu den billigsten Preisen zu veröffentlichen, begann mit der fünften, vom Verfasser vollständig umgearbeiteten Auflage des berühmten Romans

„Die Ritter vom Geiste," von Karl Gutzkow.

In 20 Lieferungen à 3 Sgr. ausgegeben, kostet der ganze Roman 2 Thlr., während der Preis der ersten Auflage **11 Thlr.** betrug.

Lieferung 21—40 enthalten:

Otto Ludwig's gesammelte Werke.

Vollständig in 5 Bänden oder 20 Lieferungen à 3 Sgr. Preis also complet 2 Thlr.

Mit Lieferung 41 beginnen:

Friedrich Spielhagen's

sämmtliche Werke,

welche in 10 Bänden oder etwa 90 Lieferungen à 3 Sgr. **alle** bisher gedruckten Werke des Verfassers enthalten werden, nämlich:

I. Band: **Problematische Naturen.** Erste Abtheilung.
II. Band: **Problematische Naturen.** Zweite Abtheilung.
III. Band: **Auf der Düne — Clara Vere — In der zwölften Stunde — Röschen vom Hofe.**
IV. Band: **Die von Hohenstein.**
V. u. VI. Band: **In Reih' und Glied.** 2 Bde.
VII. Band: **Vermischte Schriften.**

Inhalt: Goethe als Lyriker — Goethe als Dramatiker — Goethe als Epiker — Der Humor, eine Uebergangsstufe — Ueber Objectivität im Roman. — Octave Feuillet — Die Liebe. Von J. Michelet. — Amerikanische Lyrik — Homer — William Makepeace Thackeray — Fritz Reuter — Affaire Clémenceau — Goethe's Frauengestalten von Kaulbach. —

Amerikanische Gedichte.

VIII. Band: **Unter Tannen.**

Inhalt: Der Vergnügungs-Commissar — Die schönen Amerikanerinnen.

Hans und Grete — Die Dorfcoquette.

IX. u. X. Band: **Hammer und Amboß.** 2 Bde.

(Mit der letzten Lieferung wird das Portrait des Herrn Verfassers ausgegeben.)

Verlags-Buchhandlung von Otto Janke in Berlin.

DATE DUE

MAY 2 7 1993			
GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

WELLESLEY COLLEGE LIBRARY
3 5002 03081 3906

PT
2423
L3V6

4

AUTHOR
Lewald. 10393

TITLE
Von Geschlecht zu Geschlecht.

PT
2423
L3V6

4

10393